


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Koloniales Jahrbuch.



Herausgegeben

von

Gustav Meinecke.



2
Zweiter Jahrgang.

Das Jahr 1889.

Mit sieben Karten.



Berlin.

Carl Heymanns Verlag.

1890.



Inhaltsverzeichniss.

Die Antisklavereifrage in Ostafrika.

Als die deutsche Kolonialbewegung in ihrem ersten Anlaufe die grosse Masse derjenigen Gebildeten ergriff, welche sich den freien Blick für die weltgeschichtliche Grösse ihrer Zeit bewahrt hatten, war sie eine etwas chaotisch aussehende, schwer in ihre Einzelheiten zu zerlegende Strömung. In der vordersten Reihe kämpften die Vertreter einer national-wirthschaftlichen Richtung, die von den Kolonien für unseren Handel und die Unterbringung der Auswanderer und sonstiger überschüssiger Volkselemente Grosses erwarteten, und sich mehr von materialistischen als idealistischen Gesichtspunkten leiten liessen. Dieselben wurden aber nicht immer mit der nöthigen Präzision und genügender Begründung vorgebracht, so dass für die Zukunft alles Unklare und Nebelhafte von vornherein ausgeschlossen worden wäre. Denn als sich hier und da der grosse Schwarm der Bewegung, welche seine Phantasie mit allerlei abenteuerlichen und exotischen Bildern erfüllen mochte, anschloss, trat eine rein idealistische Strömung in den Vordergrund, die häufig genug über der hypnotischen Betrachtung unermesslicher Ländergebiete und ihrer Entwickelungsfähigkeit das Gefühl für die Wirklichkeit verlor und daher von den Gegnern oft billigen und kränkenden Spott — denn ein jeder edler Enthusiasmus ist eine achtungswerthe Regung der Menschenbrust — erntete. Der Rückschlag musste naturgemäss kommen, wenn anders die ernsthafte Kolonialarbeit beginnen sollte, und brachte wieder die Männer der wirthschaftlichen Anschauung in den Vordergrund, verstärkt durch die eigentlichen Kolonialfanatiker, welche mit den Ergebnissen der trockenen Statistik rechneten und die Kolonien und ihre Bewohner nur als ein neues Ausbeutungsfeld betrachteten. Die Vertretung rein idealistischer Anschauungen, welche im Sinne der Herder'schen Ideen zur Erziehung des Menschengeschlechts sich bethätigen wollte, kam unterdess weniger zur Geltung, obwohl sie bedeutende Anhänger

hatte, da sie sich gelegentlich in utopischen Doktrinen gefiel, die vor dem gesunden Menschenverstande nicht bestehen konnten. Ueber allen diesen Strömungen aber, welche doch insgesammt nach einem grossen Ziele drängten, Deutschlands Macht und Grösse zu erhöhen, schwebte der verklärende Schimmer einer grossen Idee.

Eine eigenthümliche Stellung nahmen in diesen Jahren die deutschen Missionen ein, von denen einige sich nicht recht mit dem Gedanken befreunden konnten, der ihnen von den Freunden der Kolonialpolitik nahe gelegt war: nach den deutschen Kolonien überzusiedeln. Einmal waren sie finanziell in anderen Ländern zu sehr engagirt und wollten und konnten vielversprechende Missionsgebiet nach Jahren angestrengter Thätigkeit und vielen Opfern an Geld und Menschen nicht im Stich lassen, andererseits aber in übertriebener Aengstlichkeit fürchteten sie von der deutschen Regierung und den Kolonialfreunden nur als Vorspann für deren Ziele, welche natürlich darauf hinauslaufen mussten, die Neger in einem nationalen deutschfreundlichen Sinne erziehen zu lassen, zu sehr benutzt zu werden. Die Missionen, deren Reich ihrer ganzen Natur und Entwickelung nach nicht von dieser Welt war, bequemten sich nur schwer dazu, dem Beispiele der Engländer zu folgen und national zu werden, und kamen infolgedessen für eigentliche koloniale Zwecke weniger in Betracht. Doch machte auch unter ihnen der koloniale Gedanke grosse Fortschritte; es bildeten sich neue Missionsgesellschaften, einige erweiterten ihre Arbeitsgebiete, und nach der früheren Zerfahrenheit trat eine wohlthuende zielbewusste Thätigkeit ein.

Die Anhänger der mehr philanthropischen Richtung unter den Kolonialfreunden hätten nun zwar in den Missionen einen genügenden Stützpunkt finden können, wenn nicht mancherlei Eigenthümlichkeiten der Missionsthätigkeit, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann, Viele von intimerer Annäherung abgehalten hätten. So waren sie bereit, in den Dienst einer grossen Idee zu treten, doch nicht im Stande, eine genügende Bethätigung zu finden, zumal sie einsahen, dass erst sichere, gewisse Grundlagen in den Kolonien geschaffen werden müssten, ehe an die schwierige Aufgabe der Erziehung der Eingeborenen gedacht werden konnte. Hin und wieder vereinigten sie zwar ihre Stimmen mit den Missionen gegen eine offenbare Ausbeutung und Korrumpirung der Eingeborenen, waren aber leicht zu überzeugen, in der Förderung materieller Interessen das wichtigste Mittel zur Entwickelung der Kolonien zu erkennen und

drückten deshalb bisweilen ein Auge zu. Während z. B. die Missionen den Branntweinhandel energisch bekämpften, waren sie bereit, sogar etwas von ihren Prinzipien mit Rücksicht auf die Nothwendigkeit einer wirthschaftlichen, wenn auch durch verkehrte Mittel herbeigeführten Entwickelung der Kolonien zu opfern.

Diese ganze humanitäre Richtung, welche schon lange auf eine genügende Bethätigung gewartet hatte, erhielt im letzten Jahre plötzlich neue Nahrung durch den Aufstand in Ostafrika und das Emporwachsen der Antisklavereifrage, wie gemeiniglich alle mit der afrikanischen Sklaverei zusammenhängenden Verhältnisse genannt werden. Ein edler Enthusiasmus, angeregt durch das Auftreten des Kardinal Lavigerie, durchbebte weite Kreise der deutschen Bevölkerung und eine Bewegung sprang auf, welche zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Leider aber wurde vielen Menschenfreunden die Erfüllung des Wunsches, den Absichten des Kardinals zu folgen, um so schwieriger, je mehr sich herausstellte, dass die von ihm ins Leben gerufene Agitation nur rein katholischen Missionszwecken dienen sollte. Viele Protestanten, welche zuerst freudig sich ihm angeschlossen hatten, zogen sich zurück, aber auch die deutschen Katholiken wurden durch den Kardinal, der sich vor Allem als Franzose fühlte, verletzt, obwohl die Sammlungen mit Hülfe der Kirche eifrig fortgesetzt wurden und bemerkenswerthe Resultate aufwiesen.

In der Deutschen Kolonialgesellschaft bildete sich später eine Kommission mit einem eigenen Statut, nachdem der Vorstand die Kaiserlichen Worte in der Thronrede vom 22. November 1888 „Unsere afrikanischen Ansiedelungen habe das Deutsche Reich an der Aufgabe betheiligt, jenen Welttheil für christliche Gesinnung zu gewinnen,“ „die Erfüllung dieser Aufgabe hat mit der Bekämpfung des Negerhandels und der Sklavenjagden zu beginnen,“ als Grundlage benutzend, am 19. Januar einen Aufruf erlassen hatte.

Es fand sich aber bald, dass man es bei der Behandlung der Antisklavereifrage mit höchst verwickelten Verhältnissen zu thun hatte, die weder genügend geklärt waren noch auch einen passenden Angriffspunkt boten.

Zuerst stellte sich die Unräthlichkeit wenn nicht Unmöglichkeit heraus, den Plan des Kardinals Lavigerie, welcher eine bewaffnete Truppe an den grossen zentralafrikanischen Seen stationiren wollte, auszuführen. Das nöthige Geld und begeisterte Freiwillige hätten sich wohl gefunden, und der Widerstand der in Afrika interessirten eine allgemeine Zerrüttung der Verhältnisse fürchtenden

Staaten wäre nicht unüberwindlich gewesen, aber es stand der Ausführung etwas im Wege, wofür noch kein Antidot gefunden ist: das afrikanische Fieber. Der Erwägung, dass in dem afrikanischen Klima ein übermässig hoher Prozentsatz der Europäer dem Fieber bei den selbst bei guter Verbindung mit der Küste schwierigen Lebensbedingungen erliegen und dass schliesslich der Erfolg wohl nur kleineren Gebieten zu Gute kommen, nicht im Verhältniss zu den Opfern stehen würde, konnte sich auf die Dauer Niemand entziehen. Als ein abrathendes Moment war ferner auch die im Innern in manchen Gegenden überhand nehmende Macht der Araber anzusehen, welcher selbst mit einer grösseren Truppe kaum beizukommen wäre. So hat der Kongostaat die grösste Mühe, sich mit dem berüchtigten Sklavenhändler Tippo Tip, den er der Noth gehorchend zum Gouverneur der Falls-Station gemacht, auf guten Fuss zu stellen, da dessen Leute bereit sind, den Kongo hinabzugehen, wenn die gemachten Konzessionen aufgehoben werden. Der Kongostaat kann vorläufig wenig daran denken, den Sklavenhandel einzuschränken. Es ist wichtiger für ihn, am oberen Kongo einige strategische Punkte zu besetzen, und dort Forts zu errichten, damit die Araber es später nicht mehr wagen sich aufzulehnen.

Die Engländer sitzen noch immer am Nordende des Nyassa-Sees, aber sie halten sich nur mit grösster Mühe und werden, wenn ihnen nicht Hülfe kommt, über kurz oder lang ihren Posten aufgeben müssen. Doch wäre in diesen Gebieten, sollte wirklich mit Waffengewalt unter Aufopferung zahlreicher Menschenleben vorgegangen werden, immer der geeignete Punkt gegeben, wo man wenigstens einen Hebel einsetzen könnte. Der andere liegt im Norden in Wadelai, wo sich Emin Pascha noch immer gegen eine Welt von Uebeln vertheidigt und des Tages harrt, wo seiner im Interesse der Menschheit geleisteten Arbeit die so nöthige Unterstützung zu Theil werden würde.

Ferner trat wohl als hinderndes Moment die Erwägung hinzu, dass, wenn auch die Araber wegen ihrer Handelsinteressen den Sklavenhandel begünstigen, ihn in ein gewisses System gebracht haben, derselbe doch stets unter vielen innerafrikanischen Stämmen gebräuchlich gewesen, und dass hier wohl nur die Arbeit der Mission einen Wechsel hervorrufen kann.

Wenn nun aber diese weitausschauenden Pläne im Allgemeinen aufgegeben sind, so entsteht die Frage, was zunächst zu thun ist. Für uns kommt vor Allem in Betracht, Missstände im eigenen Gebiet zu beseitigen unter Beachtung der Möglichkeiten ihrer Durchführung,

denn nichts ist gefährlicher in kolonialen Dingen wie unüberlegtes Experimentiren.

Die Blokade der Küste, mit dem Verbot der Munitions- und Waffeneinfuhr war der erste Schlag, welcher unter Zuhilfenahme früherer Erfahrungen von einigem Erfolg begleitet gewesen ist. Es ist unleugbar, dass der Sklavenhandel zur See sich vermindert und mehr den Charakter einer Schmuggelei angenommen hat, welche nur mit geringen Ziffern rechnet, aber eben so sicher ist, dass eine umfassende Blokade wegen der Opfer an Geld und Menschenleben nicht längere Zeit aufrecht erhalten konnte. Einige wenige Schiffe genügen aber bei der gewaltigen Ausdehnung der ostafrikanischen Küste zur Bewachung keineswegs.

Es war deshalb von grosser Wichtigkeit, dass die beiden an der Blokade direkt betheiligten Mächte den Sultan von Sansibar zu der wichtigen Erklärung (vom 21. September) vermocht haben, dass vom 1. November 1889 ab alle Sklaven, welche in seinen Machtbereich eingeführt werden, frei sein sollen, und deshalb die Blokade aufheben konnten.

Die Regierungen der Nationen, welche in Ostafrika interessirt sind und wirklich die Pflicht, dem Sklavenhandel zu steuern, ernst auffassen, müssen aber noch einen Schritt weiter gehen, das Uebel an der Wurzel anfassen, den Sultan von Sansibar veranlassen, die Sklaverei als eine gesetzliche Einrichtung entweder auf seinem ganzen Gebiet oder wenigstens auf den Inseln aufzuheben.

Dass es möglich ist, dies Ziel zu erreichen, steht nach dem stetigen Zurückweichen der Araber in der Frage der Sklaverei ausser Frage. Wir erinnern daran, dass der Sultan von Sansibar bereits in den siebziger Jahren den Transport der Sklaven zur See verboten hat, dass aus dem Jahre 1876 noch eine Proklamation von Said Bargasch existirt, welche folgendermaassen lautet:

„An alle unseren Freunde auf dem Festlande von Afrika und anderwärts! Da Sklaven von den Nyassaländern und aus dem Yaogebiet und anderen Landestheilen nach der Küste gebracht und dort an Händler verkauft werden, welche sie gegen unsere Befehle und die Bestimmungen der Verträge mit Grossbritannien nach Pemba bringen, so wird hiermit bekannt gemacht, dass wir die Ankunft von durch unsere Unterthanen geführten Sklavenkaravanen verbieten und unseren Gouverneuren demgemäss Befehle gegeben haben, dass alle Sklaven, welche an die Küste kommen, konfiszirt werden sollen.“

Dieser letztere Befehl blieb aber, da die Araber ihn als einen rechtswidrigen ansahen, ein todter Buchstabe; wir führen ihn auch nur an, um zu zeigen, dass die Araber schon früher bereit waren, Konzessionen zu machen, wenn es nicht anders ging. Es ist möglich unter der Voraus-

setzung, dass Ruhe und Ordnung in Ostafrika wieder hergestellt ist und die Araber sich von der Macht der europäischen Nationen überzeugt haben, den vorhin erwähnten weiteren Schritt zu thun, welcher eine indirekte Emanzipation ist: die Sklaverei als eine gesetzmässige Einrichtung aufzuheben. Es wurden, wenn dies einträte, die Gerichtshöfe keine Klage eines Sklavenhalters mehr annehmen, die sich etwa gegen eine schlechte Aufführung eines Sklaven richtete. Ein fortgelaufener Sklave könnte nicht arretirt werden, denn das Gesetz würde die Sklaverei nicht mehr anerkennen, kein Verkauf von Sklaven könnte stattfinden und sollte ein Käufer beim Sklavenhandel übervortheilt werden, so würde das Gericht seine Klage gegen den Verkäufer nicht annehmen. Es ist sicher, dass ein solcher Schritt eine grosse Umwälzung nicht nur der Lebensgewohnheiten der Araber in Sansibar sondern auch der Produktionsverhältnisse der Insel mit sich bringen würde, aber nicht ausgeschlossen, dass dort wie überall anders, nach Aufhören der Sklavenarbeit, der Pflanzer auch mit Lohnarbeit existiren kann. Der Einfluss aber, welchen diese Maassregel auf die Jagden der Araber im Innern haben würde, würde ein nachhaltiger sein. Zugleich mit der Maassregel in Sansibar müsste naturgemäss auch ein Druck auf den Sultan von Maskat ausgeübt werden, der ja schliesslich nur eine Puppe in den Händen der Engländer ist.

Da die Araber mit den humanitären Anschauungen der Europäer bereits bekannt sind, braucht in Ostafrika nicht die lange erziehliche Geduldsarbeit der Missionare vorauszugehen, wie dies in Westafrika nöthig war. Was aber die Eingeborenen in Ostafrika betrifft, so stehen sie auf derselben Kulturstufe wie dort, und es kann sich wiederholen, was auf der Goldküste geschah, dass die meisten Sklaven, als das englische Gesetz es ihnen freistellte, ihre bisherigen Herren zu verlassen, überraschender Weise blieben, dem Buchstaben des Gesetzes nach allerdings als freie Arbeiter, in Wirklichkeit wesentlich in den alten Rechtschaftsverhältnisse. Es ist dies ein Beweis sowohl dafür, dass die dortige Form der Sklaverei eine erträgliche gewesen sein muss, wie dass die plötzlich für frei Erklärten theils nicht recht gewusst haben, was sie mit ihrer Freiheit anfangen sollten, theils wer sie in Zukunft schützen sollte.[1]) Bei den westindischen und nordamerikanischen, später auch den surinamischen Sklaven bewirkte

---

[1]) Die Stellung der evangelischen Mission zur Sklavenfrage. Geschichtlich und theoretisch erörtert von D. G. Warneck. Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann 1889.

die plötzliche Freiheitserklärung das Gegentheil; sie verliessen fast alle ihre Herren und weigerten sich der ferneren Arbeit; und es ist nicht unmöglich, dass sich das auch in gewissen afrikanischen Gebieten einmal wiederholen könnte. Warneck hält es unter den afrikanischen Verhältnissen nicht für empfehlenswerth, wenn nicht besondere kolonialpolitische Umstände dazu nöthigen, den Sklaven die Freiheit plötzlich und einfach zu schenken, weil sie in Gefahr sind, dieselbe dann weder recht zu schützen noch zu gebrauchen. „Ist die Situation überhaupt für ein Sklavenbefreiungsgesetz reif, so gewährleiste man jedem Sklaven das Recht, sich gegen die Abverdienung einer gesetzlich normirten mässigen Summe, die sich natürlich nach den lokalen Sklavenpreisverhältnissen richten muss, seine und der Seinen Freiheit zu erkaufen. Wem seine Freiheit nicht einiger Anstrengung werth ist, der bleibe in dem Sklavenverhältnisse, nur gestatte man seinem Herrn den Verkauf nicht, erkläre die Kinder, welche nach Erlass des Gesetzes geboren werden, für frei und treffe gesetzliche Fürsorge für eine Erziehung derselben.“ Es lassen sich diese verschiedenen Systeme aber leicht vereinigen, wenn erst einmal die europäischen Nationen den festen Willen haben, gegen die Sklaverei selbst energisch Front zu machen.

Man wird natürlich die Frage nach dem Rechtsboden aufwerfen, welcher einem solchen Vorgehen der Mächte zu Grunde liegen muss, soll anders die Maassregel ohne schwierige Verwicklungen vor sich gehen. Für die humanitären Bestrebungen der Europäer ist in Afrika natürlich kein Verständniss zu finden, zumal der Araber mit Recht anführen kann, dass die Haussklaverei eine sehr milde Form der Knechtschaft ist. Die Anschauung der Araber und Neger findet in dem Halten von Sklaven so wenig etwas Unrechtes, dass hinter dem humanitären Bestreben der Europäer nur das Verlangen nach Machterweiterung erblickt, oder gar angenommen wird, der Europäer wolle die Sklaven nur befreien, um sie sich dienstbar zu machen. Das Vorgehen der katholischen Missionen in Ostafrika, welche Sklavenkinder aufkaufen, erziehen und zur Arbeit anhalten in einer ähnlichen Weise wie früher mit den Indianern in Amerika verfahren ist, konnte dieser Auffassung Vorschub leisten, ganz abgesehen von den Beziehungen portugiesischer Mischlinge zu den Sklavenhändlern.

Es ist nicht zu leugnen, dass hier ein schwacher Punkt der Beweisführung zu Gunsten der Abschaffung der Sklaverei ist, der nur durch den Hinweis auf die politische Nothwendigkeit verstärkt werden kann, abgesehen von den humanitären Beweggründen. Es

lässt sich dafür anführen, dass die Sklaverei im Innern den Krieg Aller gegen Alle im Gefolge hat, einen Aufschwung des Landes und geregelte Handelsbeziehungen verhindert und die Stellung der Europäer an der Küste und im Innern mehr und mehr zu einer gefährdeten gemacht hat.

Es ist ohne Frage, dass der Islam kaum im Stande ist, eine Reformbewegung in dieser Richtung aus sich heraus zu unternehmen. Das Christenthum, welches ursprünglich der Frage der Sklaverei indifferent gegenüberstand, hat im Laufe der Jahrhunderte gegen die Sklaverei eine scharfe Stellung eingenommen, während im Islam nur hin und wieder vereinzelte Stimmen auftauchen. Wir wollen aber doch auf diesen letzteren Punkt hinweisen, welcher in den Händen der Missionen und Diplomaten eine gute Waffe werden kann. Wenn auch fast alle modernen Autoritäten darin übereinstimmen, dass die anerkannte muhamedanische Sklaverei (anerkannt von muhamedanischen Nationen auf Grund des Korans und der Tradition) die des Haushaltes, also häufig eine milde Form, ist, giebt es doch bedeutende muhamedanische Gelehrte, welche heute schon so weit vorgeschritten sind, selbst die Abschaffung dieser Einrichtung, welche mit dem Leben des ganzen mohamedanischen Staates auf das Innigste verwachsen ist, zu fordern.

In einem Werke „Critical Examination of the Life and Teachings of Mohamed“ [1]) hat ein hervorragender indischer Mohamedaner, Maulawi Saiyid Amir Ali, unter der Voraussetzung, dass die Sklaverei mit dem Beginn der Menschheit ihren Anfang nahm und dass die Einführung des Christenthums nicht das Mittel zu ihrer Abschaffung gewesen sei, die These aufgestellt, dass das islamitische Recht der Institution einen Schlag versetzt habe, welcher ihre Vernichtung herbeigeführt haben würde „sobald die Generation, welche sie damals ausübte, hinweggestorben wäre“, — wäre nicht die natürliche Schlechtigkeit und Verkehrtheit der menschlichen Seele dem hindernd in den Weg getreten. Er schwingt sich dann zu folgenden bemerkenswerthen Sätzen auf: die Vorschriften des islamitischen Gesetzes die Sklaverei betreffen dkönnen von zwei Seiten betrachtet werden — von einer, welche zeigt, dass der Islam das System vollständig aufhob, einer anderen, wonach Mohameds Religion, indem sie die lästigsten Verpflichtungen mit der Ausübung der Sklaverei verknüpfte, für ihre schrittweise aber vollkommene Ausrottung Vorsorge traf.

---

[1]) Williams & Norgate, London.

Die Begründung, welche sich an diese kühne Behauptung knüpft, sucht zu beweisen, dass die von ihm verurtheilte Einrichtung nur als eine zeitweilige Maassregel betrachtet worden sei, giebt im einzelnen die mannigfachen Gesetze und Vorschriften für die Beschützung, gute Behandlung und Freilassung von Sklaven wieder und interpretirt den immer wiederkehrenden, sich auf die Sklaven beziehenden Ausdruck im Koran — diejenigen, welche deine rechte Hand besitzt — dahin, dass Sklaven nur auf einem Wege, in *bona fide* gesetzlichem Kriege, erworben werden konnten, wenn Gefangene in die Hände der Krieger fielen. Er, ein überzeugter Vertheidiger des Muhamedanismus, fordert in den kräftigsten Ausdrücken seine Glaubensgenossen auf, deutlich zu erklären, dass Sklaverei durch ihren Glauben verworfen und durch ihr Gesetzbuch nicht begründet sei, da die Zeit gekommen wäre, „dass die ganze Menschheit ihre Stimme gegen die Ausübung der Sklaverei in jeder Form und jeder Benennung, unter der sie sich verstecken möge, erheben sollte.“ Wir können hier nicht näher auf diese Beweisführung, welche von anderen Mohamedanern vielleicht als zu sophistisch verworfen werden dürfte, eingehen; es genügt uns zu zeigen, dass auf gebildete Araber auch mit diesen Waffen eingewirkt werden kann, wenn sich Diplomaten und gelehrte Missionare der Sache annehmen.

Damit aber die Regierungen nicht nur in dem Kampfe gegen den Sklavenhandel, welcher ja schon eine hundertjährige Geschichte hat, fortfahren, sondern vor Allem das Problem der Abschaffung der Sklaverei im Auge behalten, wird es nothwendig sein, die populäre Agitation nicht nur gegen den Sklavenhandel, sondern auch gegen die Sklaverei zu schüren.

Der Sklavenhandel hängt naturgemäss mit der Sklaverei zusammen; es lässt sich wenigstens kaum denken, wie die letztere ohne den ersteren bestehen oder lebensfähig bleiben kann, und deshalb ist es rathsam, dass die deutschen Gesellschaften nach dem Muster der englischen Antislavery Society ihr Programm erweitern und offen die Abschaffung der Sklaverei auf ihre Fahne schreiben.

Man beging in den deutschen Antisklavereivereinigungen von vornherein eine Unterlassung, sich auf die Abstellung der Greuel des Sklavenhandels allein beschränken zu wollen, da man an die Grundfrage, die Sklaverei, wegen ihrer sozialen Bedeutung für das ganze Leben in Afrika zu rühren Scheu hatte. Obwohl es im Beginn der Bewegung wohl angebracht erschien, gegen dasjenige vorerst anzu-

kämpfen, was durch die Erzählungen vieler Forschungsreisender als etwas Entsetzliches, die Menschheit schändendes, erwiesen war und welches allgemeine Entrüstung hervorgerufen hatte, so hätte die Aufgabe weiter gefasst werden können, da bei sich herausstellender Unmöglichkeit, den Sklavenhandel energisch bekämpfen zu können, das Programm doch hätte modifizirt werden müssen. Dem Hinweis auf die Schwierigkeit der einleitenden Schritte zur Ausführung des radikalen Programms konnte leicht mit der relativen Unmöglichkeit, auch das beschränktere unter den jetzigen Verhältnissen auszuführen, begegnet werden.

Dann aber wäre es sehr erwünscht, wenn die Missionen ihre zweifelhafte Stellung zur Sklavereifrage aufgeben und offen Farbe bekennen wollten. Die Stellung der evangelischen Mission zur Sklavenfrage, wie sie neuerdings Warneck formulirte, dürfte in den evangelischen Kreisen auf manchen Widerspruch stossen, da die ihr zugemuthete Rolle doch eine gar zu bescheidene ist. Die von ihm aufgestellten Thesen gehen von dem Grundsatz aus, dass

1. das Heil jedem Menschen ohne Unterschied seiner sozialen Stellung zukommt, der sich zu Busse und Glauben führen lässt.

2. Vor Gott gilt kein Ansehen der Person, und die Gläubigen sind unter einander Brüder.

3. Die christliche Mission zeigt durch Wort und Vorbild, dass die durch die Sklaven mit dem Brandmal der Schande gestempelte Arbeit auf einem göttlichen Gebote beruhe.

4. Die christliche Mission ermahnt Freie und Sklaven, dass sie auch in ihrem Berufe sollen ehren den Herrn durch milde Behandlung und gewissenhafte Fürsorge bezüglich ihrer Knechte, die Sklaven durch Ehrerbietung und Treue gegen ihre Herren.

Eine anführende Stellung in dem Kampfe gegen die Sklaverei wird danach die evangelische Mission, aus inneren und politischen Rücksichten, nicht einnehmen können und wollen, während ihr vorbereitender Einfluss ein gewaltiger sein wird, zumal wenn sie den Muhammedanismus mit seinen eigenen Waffen bekämpfen würde. Es ist kein Zweifel, dass die Sklavenjagden in Ostafrika in keiner Weise von den Arabern durch Berufung auf den Koran vertheidigt werden können, denn von einem Religionskriege, welcher nach islamitischem Recht die alleinige Entschuldigung dafür geben könnte, kann da gar nicht die Rede sein.

Die Aufhebung der Gesetzmässigkeit der Sklaverei müsste natürlich die Frage schon gelöst finden, was mit den befreiten Sklaven oder denen, welche aus dem Dienstverhältnisse ihrer früheren Herren treten, begonnen werden sollte, denn es ist ausgeschlossen, dass die Fehler sich wiederholen können, welche aus Anlass der Unterbringung durch die Blokade befreiter Sklaven zu den bedauerlichen Katastrophen von Pugu und Dar-es-Salaam führten. Es bietet sich hier für die Regierungen und die Antisklavereivereine ein weites Feld nutzbringender Thätigkeit.

Am gerathensten würde es sein, die befreiten Sklaven, welche Suaheli sprechen, an einem sicheren Orte, wo ihre Versklavung ausgeschlossen ist, und sie ihr Brot leicht verdienen können, sofort in Freiheit zu setzen. Diese Behandlung von befreiten Sklaven hat etwas Ideales an sich, da sie die einzige ist, welche Arabern sowohl als Eingeborenen als eine selbstlose Handlung imponiren würde, während alle Fürsorge, welche man den Befreiten angedeihen lässt, stets mit Misstrauen betrachtet werden wird, wenn an sie auch nur die geringsten Anforderungen gestellt werden, wenn sie in irgend einem Abhängigkeitsverhältniss zum Befreier stehen. Man wird dann nicht glauben, dass selbstlose Liebe das Motiv für die Behandlung sei, sondern dass der Befreier in irgend einer Weise seine Rechnung dabei findet und deshalb auch dem Sklavenhändler seine Beute abjagt, nur um in ihren Besitz zu gelangen.

Die Engländer haben diejenigen befreiten Sklaven, welche sich in Sansibar fortbringen konnten, dort gelassen, aber auch noch Verwendungsarten gesucht, welche wir uns in mancher Beziehung zum Muster nehmen können. Als sie in Ostafrika ihren Kampf gegen den Sklaventransport zur See begannen, waren zwar die Prisengerichte in Sansibar und Aden eingerichtet, aber wenig Vorsorge getroffen, um die befreiten Sklaven gut zu beschäftigen und allmählich zu zivilisiren. Auf der Insel Sansibar selbst befand sich der Hauptsitz der kapitalkräftigen Universitätenmission, die Church Missionary Society sass in Mombas und weiter im Inneren fest, und schliesslich war noch die französische Mission in Bagamoyo vorhanden. Alle waren bereit, Sklaven zu empfangen, besonders Kinder, welche eher erzogen werden konnten als erwachsene Leute. Auf den Seychellen und in Natal fehlte es an Arbeitern und die dortigen Pflanzer, welche gezwungen waren, Kulis zu importiren, bemühten sich sehr darum, billige und näher liegende Arbeitskräfte zu erhalten. Mitte der siebziger Jahre betrug die Zahl der befreiten Sklaven in

jedem Jahre mehrere Hunderte, welche schnell Verwendung fanden. Bald aber klagten die Missionen in Sansibar und Mombas über die durch die Aufnahme entstandenen finanziellen Schwierigkeiten, weigerten sich gelegentlich, Erwachsene aufzunehmen, vor Allen die französische Mission in Bagamoyo, wo schliesslich nur Kinder untergebracht werden konnten. In der Stadt Sansibar selbst oder auf dem nahen, der Universitätenmission gehörigen Mbweni bildeten sich Kolonien befreiter Sklaven und entwickelten sich ganz gut, während die Missionsstation Freetown bei Mombas unter allerlei Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Die Araber hassten die Missionare, wiegelten die in ihrem Sold stehenden Völkerstämme auf und bedrohten mehrfach die Missionsniederlassung. Dann war die Frage, was mit den ihren Herren entlaufenen und nach Freetown geflüchteten Sklaven begonnen werden sollte, eine fortdauernde Quelle des Aergers zwischen den Missionaren und Arabern. Man fand auch bald, und diese Erfahrung haben alle protestantischen Missionen gemacht, dass die befreiten Sklaven kein besonderes Ackerfeld für die Missionare abgaben. Die protestantischen Missionare taufen keinen, der nicht sich freiwillig zum Unterricht gestellt hat. Es ist natürlich, dass der weitaus grössere Theil der Sklaven in den heidnischen Sitten und Anschauungen dahinlebt, den christlichen Ordnungen sich widersetzt und die Missionssache selbst in ein schlechtes Licht zu bringen sucht, dadurch, dass er ein fortwährend gährendes und schwer zu verwaltendes Element bildet, wie das der Fall in Mombas war. Als endlich ein englischer Civilbeamter nach dort abgeschickt war, um Ruhe und Ordnung zu schaffen, waren ärgerliche Kompetenzkonflikte an der Tagesordnung und bis auf den heutigen Tag halten sich die Engländer dort nur durch ein sehr kluges Paktiren mit einheimischen Gebräuchen. Es war also durchaus angezeigt, aus der gefährlichen Nachbarschaft der Araber und Suahelis die befreiten Sklaven in Gegenden anzusiedeln, deren noch nicht in dem Maasse verderbt waren als die Bewohner der Küstenländer. Der zur englischen Universitätenmission gehörige Bischof Steere hatte bereits im Jahre 1876, unterstützt von dem damals allmächtigen Sir John Kirk, den Versuch in grösserem Maasststabe unternommen, im Hinterlande von Lindi, in Masasi, eine Kolonie befreiter Sklaven anzulegen. Er wählte dazu allerdings einen Platz, der so ungünstig wie möglich war. Die hier wohnenden Yao-Völkerschaften, welche bis an die östliche Seite des nördlichen Nyassa und noch weit über den Rovuma nach Süden hinausgreifen, waren selbst Sklavenjäger und

Helfershelfer der Araber und der sklavenhandelnden mächtigen Häuptlinge am Nyassa, die ihre Waare durch ihr Gebiet nach Kilwa und Lindi brachten. Im Jahre 1881 überfielen sie die Mission, plünderten die Missionare und nahmen ihnen die befreiten Sklaven ab. Dieser Versuch war also — sogar in ruhigen Zeitläuften — missglückt, und ist nicht wieder in demselben Maassstabe unternommen worden.

In Westafrika lagen die Verhältnisse günstiger, als seiner Zeit an der Westküste die gleiche Pflicht an England herantrat. Es wurde derselben durch die Uebernahme einer im Jahre 1786 durch die von der St. Georges Company aus in England befreiten Sklaven gegründeten Kolonie Freetown im Jahre 1806 gerecht. In Freetown war die St. Georges Company thätig gewesen, die im Jahre 1790 ein bedeutendes Kapital — 235 000 £ — aufgebracht und dann als Sierra-Leone-Companie für den Ausbau der Kolonie gewirkt und in den Jahren 1790 und 1791 allein für koloniale Zwecke, Anlagen von Verkehrsstationen, Wegebauten u. s. w. nicht weniger als 111 500 £, d. i. 2 230 000 ℳ verausgabt hatte. Heftige Kämpfe mit den Eingeborenen, hauptsächlich aber das im Jahre 1806 erlassene Gesetz der Abschaffung des Sklavenhandels, wodurch es für England nothwendig wurde, einen Platz an der Küste Afrikas zu besitzen, wo die von den gekaperten Sklavenschiffen herrührenden Neger gelandet und angesiedelt werden konnten, führte zur Abschaffung der Sierra-Leone-Kompanie und der Uebertragung der Zivil- und Militärgewalt an die englische Krone. Ein darauf bezügliches Gesetz wurde von den beiden Häusern angenommen und erhielt am 8. August 1807 die Königliche Genehmigung. Am 1. Januar 1808 fand die Uebernahme statt.

Die Engländer hatten in Sierra Leone mit ungleich grösseren Schwierigkeiten zu kämpfen als in Ostafrika, was die Zahl der unterzubringenden Sklaven beweist. Die Zahl der befreiten Neger war im Jahre 1811 4 500 und wuchs bis zum Jahre 1817 auf 5 130. Von 1819 bis 1831 waren im Ganzen 27 167 Sklaven befreit und in der Kolonie gelandet worden. Es hatten sich nun infolgedessen dort manche Missstände entwickelt, aber durch eine sehr durchgreifende Missionsthätigkeit, welche mit der Regierung bis auf einzelne Punkte Hand in Hand ging, sind dieselben soweit überwunden, dass heute Sierra Leone eine aufstrebende Kolonie, was die Handelsthätigkeit und die allgemeine Bildung ihrer Einwohner betrifft, geworden ist. Sehr zu statten ist den Engländern hier die Abwesenheit des sklaven-

handelnden arabischen Elementes gekommen, welches uns in Ostafrika so viel zu schaffen macht.

Gegen die Verschiffung der befreiten Sklaven liesse sich, wenn sie wirklich einem besseren Schicksal entgegengeführt würden, an und für sich wenig einwenden, da die Elenden ja doch, sofern sie aus dem Innern kommen, keine Bande mehr mit der Heimath verknüpft, wenn wir uns nicht dadurch den obigen angedeuteten Vorwurf, das koloniale Interesse über das allgemeine humanitäre zu stellen, mit Recht zuziehen würden. Mit allerlei Sophismen haben die Portugiesen und neuerdings selbst der Kongostaat sich über diese Anklagen hinwegzusetzen versucht, wenn sie wegen der „Coloniales“ angegriffen wurden. Diese Coolies, welche aus Angola, Benguella und Mossamedes stammen, werden besonders für St. Thomé und Fernando Póo als gute Arbeiter gesucht. Der Anwerbeplatz, um nicht zu sagen Sklavenhandelsplatz ist hauptsächlich in Benguella. Der Werber zahlt für einen kräftigen stattlichen Sklaven durchschnittlich 250 Francs für eine mehrjährige Arbeitsdauer. Etwas ähnliches wird übrigens in fast allen Kolonien, auch in der Südsee praktizirt, denn es ist klar, dass eigentliche tropische Kolonisation und Sklaverei mit einander liebäugeln. Die erstere kann sogar hier und dort ohne die letztere nicht bestehen. „Verhehlen wir uns diese Gefahr nicht: die tropische Kolonisation ist ihrer Natur nach auf die Ausbeutung der Kräfte tropischer Menschenrassen angewiesen. Freilich ist dazu nicht gerade die Form der Sklaverei von Nöthen, und es ist wohlthuend zu sehen, dass heutiges Tages Niemand wagt, diese älteste, stärkste und roheste Bundesgenossin des Plantagenbetriebes wieder aufzuwecken. Unsere Zeit steht vor der merkwürdigen Aufgabe, den Plantagenbetrieb mit menschlichen Arbeitsverhältnissen zu verbinden[1]) und es ist dies ein Punkt, auf welchen die schützende Macht des Deutschen Reiches wohl schon früh ihre Aufmerksamkeit wenden muss. Hier ist die Gelegenheit, zu zeigen, dass wir von unserer grossen Lehrmeisterin, der Geschichte, auch etwas gelernt haben . . .“

Nehmen wir an, dass bei Dar-es-Salaam, welches nach wiederhergestellter Ruhe wegen seines günstigen Hafens trotz seiner ungesunden Lage vielleicht vor Bagamoyo einen Vorsprung gewinnen wird, ein Zentrum für die Antisklaverei-Bestrebungen geschaffen würde. Nach

---

[1]) Der Ursprung der Sklaverei in den Kolonien, von Georg Friedrich Knapp, Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik II, I.

wie vor bietet Pugu, welches etwa 22 Kilometer hinter Dar-es-Salaam an der Mackinnon-Strasse liegt, die eine Verbindung mit dem Nyassa-See schaffen sollte, aber in Folge der kolossalen Kosten nur zum kleinsten Theile vollendet ist und heute nur eine Spur darstellt, einen günstigen Platz für eine solche Ansiedlung. Es liegt auf einem etwa 700 Fuss ansteigenden Hügelzug, welcher sicher ganz bedeutend gesünder ist als die Küstentiefebene und wohin die in Dar-es-Salaam gelandeten Sklaven leicht geschafft werden können. Die Kolonie wäre so anzulegen, dass die befreiten Sklaven, nach ihren Stämmen oder nach Sprache und Sitte eingetheilt, um Streitigkeiten zu vermeiden, auf den verschiedenen Plateaus in der Nähe, in kleinen Dörfern Wohnsitz fänden. Da die Eingeborenen überall Ackerbauer sind, so ist ihnen fruchtbarer Acker und Weideland anzuweisen, ohne aber Besitztitel zu geben, da ja bei den Afrikanern Grund und Boden Kollektivbesitz ist. Auf jede Familie ist etwa ein Hektar bebaubares Land und ein Hektar Weideland zu rechnen. Von Wichtigkeit ist es, den Hausbau gleich von Anfang an zu regeln; als passendstes Haus empfiehlt sich das runde mit spitzem Dach, zu dessen Aufführung überall genügend langes Holz vorhanden ist. Der Ackerbau wird natürlich in einfach afrikanischer Weise zu betreiben sein, da der Neger sehr konservativ ist, aber es wird nothwendig sein, ihn auf den Anbau solcher Produkte hinzuweisen, welche auf dem Weltmarkt Bedeutung haben, wie Sesam, Arachis, Mais u. s. w. Zur Einführung in ihre Thätigkeit wären die befreiten Sklaven mit der nöthigen Nahrung und Werkzeugen zur Feldbestellung zu versehen, doch müssten hier besondere Vorsichtsmaassregeln getroffen werden, da der Neger das Geschenkte wenig achtet. Ferner muss den Negern Gelegenheit zum Handel gegeben werden, an dem ihr Herz hängt, wenn auch eine zu grosse Handelsentwickelung, wie in Sierra Leone, wo dieselbe die Agrikultur direkt schädigt, vermieden werden muss. Zum Schutze der Ansiedler wäre ein Fort mit einer etwa 60 Mann starken Besatzung in Pugu zu erbauen und dasselbe mit der Bezirkshauptstation Dar-es-Salaam durch Telegraphen zu verbinden.

Die Spitze der Verwaltung müsste in einem Kommissar mit eigentlicher Regierungsgewalt gipfeln, dem die Häuptlinge oder Anführer der einzelnen Sippen unterständen. Das Häuptlingssystem ist bis zu einem gewissen Grade beizubehalten, da den Afrikanern das patriarchalische und monarchische Prinzip in Fleisch und Blut übergegangen ist. Auf die Frage der Verwaltung, der Steuern,

der Einrichtung von Schulen, der Vielweiberei, der Missionsthätigkeit u. s. w., können wir hier nicht näher eingehen, da dies eine besondere Abhandlung erfordern würde.

Werfen wir noch einen Blick auf die Kosten einer solchen Anlage, welche in den ersten Monaten entweder durch die Regierung oder durch eine philanthropische Gesellschaft zu decken sein würden, unter Ausserachtlassung der Auslagen für Verwaltung:

Einmalige Ausgaben.

Bau von 1 grossen Baracke in Dar-es-Salaam zur jeweiligen Unterbringung von 100 Sklaven	20 000 *M*
Material, Kitandas, Badevorrichtung, Küche, Aborte u. s. w.	10 000 „
Herrichtung der Mackinnonstrasse für Fuhrwerk bis Pugu	50 000 „
	80 000 *M*

Laufende Ausgaben.

Den befreiten Sklaven durch die Regierung zu gewährende Unterstützung.

Ausrüstung, Hemd, Kochtopf, Hacke, Messer, Löffel, Sämereien	10 *M*
Nahrung pro Monat 5 *M*, — für 6 Monate (Dieselbe wird in natura verabreicht.)	30 „
	40 *M*
Unvorhergesehene Ausgaben.	
Für Transport nach Pugu, Unterstützung beim Hüttenbau, ärztliche Pflege	15 *M*
zusammen	55 *M*

In einer ähnlichen Weise könnte eine solche Station natürlich auch hinter Bagamoyo, im Kilimandscharo-Gebiet oder hinter Tanga geschaffen werden; wir haben das obige Beispiel nur angeführt, um überhaupt einen Begriff von der Anlage einer solchen Station und den Kosten zu geben.

Es ist klar, dass durch die Anlage einer solchen Kolonie nicht nur allgemeine humanitäre Interessen gefördert, sondern auch unsere Kolonialpolitik direkt einen grossen Nutzen haben würde. Die kolonialpolitischen Vortheile, welche daraus entspringen möchten, sind etwa folgende:

a) Stärkung des Negerelements gegen die Araber; (in Freetown sind Tausende von Schwarzen die Parteigänger Englands geworden);

b) Stützpunkt, welchen wir in der Bevölkerung in dieser Kolonie, deren Interesse mit dem unsrigen aufs engste verwachsen sein muss, gegen den muhamedanischen Einfluss gewinnen;

c) Möglichkeit, den ganzen Karawanenhandel in Pugu und Dar-es-Salaam zu konzentriren;

d) Möglichkeit, die sich dem deutschen Kolonisten böte, durch die grössere Leichtigkeit der Arbeiterbeschaffung den Kopal-

und Kautschuck-Reichthum des Landes auszubeuten, Kaffee- und andere Plantagen anzulegen, und zwar in einem, wenn auch nicht fieberfreien, doch gesundheitlich bedeutend günstigeren Lande als es die Küste ist;

e) Möglichkeit, von dieser Anlage ausgehend eine Etappenstrasse nach dem Innern zur Sicherung der Karawanenwege zu schaffen.

Die Durchführung dieser humanitären und kolonialpolitischen Bestrebungen wird manche Arbeiten und viele Mühe kosten, aber es ist nothwendig, dass sie angebahnt werde, da eine Nation nur dann einen festen Halt in einem tropischen Lande fassen kann, wenn es gelingt, die Bevölkerung zu gewinnen. Das erst ist die wahre Kolonisation.

Das stärkere Hervortreten der humanitären Richtung aber, welche nicht mehr in sogenannten Beglückungsversuchen sich ergebnisslos erschöpft, sondern mit einem festen, auf der Erfahrung neuerer kolonisirender Völker beruhenden und ganz bestimmte Ziele verfolgenden Programm arbeiten will, ist möglicherweise dazu bestimmt, einen neuen Abschnitt in unserer Kolonialentwickelung einzuleiten.

Ueber ein System der niederen Landmessung innerhalb der Wendekreise.

Von

R. v. Hake, Ingenieur der D. O. A. G.

Die „grosse“ Landesvermessung beschäftigt sich damit, die räumliche Beziehung sehr weit sichtbarer Punkte unter einander nach Azimuth und Entfernung auf das Genaueste zu bestimmen. Es gilt dabei, wie bei jeder Messung, der Grundsatz: „von Aussen nach Innen.“ Ist ein Netz von Dreiecken I. Ordnung über das ganze Vermessungsgebiet gestreckt und wissenschaftlich auf das Feinste berichtigt, so arbeitet man in diese Figur ein zweites, von Dreiecken II. Ordnung hinein, u. s. w. bis zu Dreiecken III. und IV. Ordnung. Ob auch die sämmtlichen Feldmarken des Landes zuvor vermessen seien, die „grosse Landesvermessung“ zieht daraus keinen Nutzen, wohl aber profitirt die gewöhnliche „Landmessung“ durch den Anschluss an die Dreiecke IV. Ordnung, da es ihr damit erspart bleibt, die astronomische Mittagslinie aufzusuchen, und die Einfügung ihres Kartenbildes in die „Landeskarte“ nur ein Leichtes ist.

So hat denn die Landmessung in den Kulturländern bei weitem nicht mit den Schwierigkeiten zu ringen, welche ihr in der Wildniss entgegentreten. Sie kann sich dort an Nichts anlehnen, was sie nicht selbst geschaffen, und da sie weit grössere Räume zu bewältigen hat, muss sie auf die einfachsten Methoden zurückgreifen.

In früherer Zeit fand sie ein ausreichendes Mittel in dem Magnetkompass, der jetzt, z. B. in Deutschland obsolet geworden ist. Allein, so nothwendig der Kompass noch bei extensiven Landmessungen ist, so kann doch die „blosse“ Anwendung der Magnetnadel schon lange nicht mehr den Anforderungen der Neuzeit entsprechen. Die Abweichung der Nadel vom wahren Norden ist auf jedem Punkte der Erde verschieden, und, wo wir nicht anderweitig diese Abweichung kennen, bedürfen wir eines Instrumentes, welches uns gestattet, den Meridian sehr schnell aufzufinden und die Nadelabweichung bis auf Minuten zu bestimmen; dann erst können wir wieder auf einige Zeit der Nadel vertrauen.

Dieses Instrument ist längst erfunden und in praktischem Gebrauche; es ist der „Solarkompass“. Dass es in Deutschland kaum dem Namen nach bekannt ist, hat seine Ursache darin, dass man eben dort in je 2 Dreieckspunkten IV. Ordnung schon, einen sicheren Anschlussazimuth vorfindet.

Jedermann weiss, dass eine „grosse Landesvermessung“ ganz enorme Kosten verursacht. In unseren Kolonien z. B. würde sie leicht das Zehnfache des Kapitals erfordern, welches bisher überhaupt disponibel geworden ist. Vielleicht wird auch ein Jahrhundert darüber vergehen, bis sie daselbst eine praktische Nothwendigkeit sein wird. Die niedere Landmessung vermag nämlich, wie das z. B. die englischen Kolonien, namentlich aber die Vereinigten Staaten von Nordamerika gezeigt, vorläufig der Landestriangulation zu entrathen, wenn sie zunächst nur darauf hinzielt, das Land zweckmässig zu theilen, und es dahingestellt sein lässt, wie diese Theilungen einst in geographischen Verband zu bringen seien.

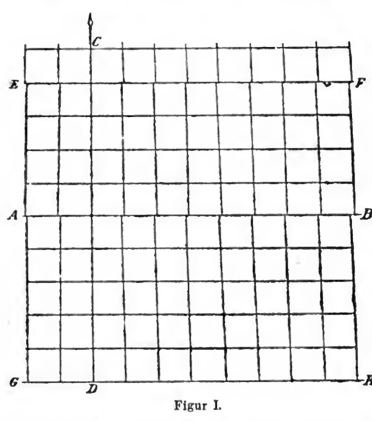
Es kam darauf an, ungeheure Landkomplexe für die Besiedelung vorzubereiten, und dazu gehörte, dass in der Oertlichkeit bestimmte Figuren ausgemarkt wurden, so einfache als möglich, und ohne Rücksicht auf die Beschaffenheit der einzelnen Stücke, denn jede durchdachtere Theilung musste schon am Kostenpunkte der Messung, gegenüber dem Landwerth, scheitern.

Da wir uns jetzt mit unseren Kolonialgebieten in genau derselben Lage befinden, wie die Vereinigten Staaten vor 100 Jahren, wird es lehrreich sein, das Beispiel des dortigen Messungssystems zu analysiren, zumal die gedankenlose Auffassung richtig zu stellen ist, es habe sich dort nur um Messung gleich grosser Quadrate gehandelt.

Allerdings beruht das System auf der Absicht, gleichgrosse Quadrate herzustellen, nämlich englische Quadratmeilen. Da aber

die Kugelgestalt der Erde die Meridiane nach dem Pole hin konvergiren lässt, musste ein Mittel ersonnen werden, die Akkumulation dieser Differenz zu verhüten.

Ein Blick auf Figur 1 wird dies erklären.



Figur I.

Von einem beliebigen Punkte, z. B. einem in der Mitte der Hauptstadt gepflanzten Normalsteine ausgehend, hat man den Standardmeridian CD und die Standardlatitude AB in 6 Milesdistanzen ausgemessen. Von den Marksteinen von AB ist man nach N. und S. in derselben Weise vorgegangen. Hierdurch sind schon Quadrate von 6 Miles Basis, sog. Townships entstanden, welche je 36 □ Ml. enthalten würden, wenn nicht die Meridiane nach Norden konvergirten. Die polwärts gelegenen Quadrate werden um ein Berechenbares kleiner werden als 36 □ Ml.

Um diese Differenz nicht zu gross werden zu lassen, wird von jedem 4. oder 5. Marksteine des Standardmeridians ab eine neue Basis (BF, GH) ausgelegt, deren Marksteine dann mit den von Süden hergeleiteten nicht koinzidiren, und von denselben abweichend markirt sind.

In jedes Township werden dann 36 Quadrate sog. Sections hineingemessen, für welche eine Nummerfolge gesetzlich vorgesehen ist.

Auch für die einzelnen Sektionen ist eine Untertheilung in 12 Stücke von je 40 Acker mit bestimmter Bezeichnung vorgeschrieben.

Es ist also nun ein Ansiedler, der vielleicht 300 Meilen von der Stadt eine Homestead von 160 Acker herausnehmen will, ohne Feldmesser, ohne nach der Stadt zu reisen, im Stande, sich brieflich sein Land im Grundbuche zu sichern, indem er sich an die gesetzliche Bezeichnung desselben hält; z. B. durch die Erklärung: „Ich kaufe 160 Acker; die NW.-Ecke von Sekt. 17, in dem Township, welches

westl. vom Standardmerid. das 27., nördl. vom Stand. latitude das 2. ist.“ Auch ist es möglich, dass Ländereien, welche zum öffentlichen Verkauf ausgestellt sind, ohne Zureise auf dem Papier rechtsgiltig veräussert werden. Das Grundbuchgeschäft ist ungemein vereinfacht. Grenzstreitigkeiten sind fast gänzlich ausgeschlossen, und für die Wege sind die kürzesten, weil graden Linien, nämlich die Grenzlinien ausgewiesen. Die Letzteren nach dem Terrain zu reguliren, unterliegt der Einigung der Nachbarn; jedenfalls sind für das Land nach N. S. und O. W. Wegflächen gesichert, die thatsächlich, in der Ebene wenigstens, als solche benutzt werden.

Die Hauptabsicht des Gesetzes geht dahin, der schnellen Besiedlung des Landes allen möglichen Vorschub zu leisten. Nicht zum Mindesten ist dies dadurch geschehen, dass die Vermessungskosten, die man gewöhnlich unterschätzt und ausser Acht lässt, auf ein Minimum reduzirt sind.

Schon eine gute Bestimmung der Ecken ist überall sehr kostspielig, besonders, wenn die Figuren nicht einfach sind. Wie theuer würde nun eine, mitten in der Wildniss vorzunehmende Messung, die dem Zwecke des Grundbuches gemäss „Anschluss“ hat, für den Einzelnen sein! Es ist eben nur möglich, durch einen genau geregelten schablonenmässigen Vorgang das Vermessungsgeschäft so zu erleichtern, dass kompetente Leute es für einen Meilenpreis in Akkord nehmen können. Hierbei hat man drei sehr praktische Prinzipien adoptirt.

1. Fehler, soweit sie sich in gewissen Grenzen halten, bleiben bestehen. Die Marken erweisen die Grenze, wenn nicht die Feldnotizen erweisen, dass sie doloser Weise verschoben sind.
2. Alle trigonometrischen Künsteleien sind verboten. Es gilt nur die kontinuirliche Kettenmessung.
3. Die Feldnotizen betreffs der Topographie und des Bodens werden nur schriftlich und numerisch, nicht graphisch gemacht; z. B. 11,27 cross creek — 17,9 Ascend — 40,3 Summit — 46,0 Descend, 56,27 mark big cedartree, 20 feet left — 79,1 Enter oak shrubs — etc.

Dass sich der Meilenpreis nur auf 4 bis 8 $ stellt, ist staunenswerth, wenn man sich eine Vorstellung von den Verhältnissen macht. Ein Surveyor braucht mindestens: 1 Flaggenmann, 1 Axtmann, 2 Kettenleute, 1 Koch, 2 bis 3 Kutscher und Gespanne. Er hat auf weite Entfernungen für reichlichen Proviant zu sorgen. Er muss die Linie über Stock und Block verfolgen. Heut kreuzt er

10 Mal einen „mäandernden“ Fluss, morgen ein klippiges Gebirge. Er muss fast täglich sein Zeltlager rücken, und doch am Wasser bleiben. Dabei muss er im Durchschnitt täglich 6 Meilen leisten, um nur auf die Unkosten zu kommen. Hierbei muss freilich erwähnt werden, dass in den Ver. Staaten das Terrain sehr viel freier von übermannshoher Vegetation ist, als in den Tropen, dass die Arbeiter Weisse sind, und dass man fast überall Gespanne verwenden kann. Auch kann der Landmesser, ohne Rücksicht auf die Sonne, den ganzen Tag benutzen und ist nicht durch Wassermangel zu weiten Ab- und Zuwegen genöthigt. Demohnerachtet würde er nicht die Hälfte der Leistung bewältigen, wollte er sich darauf einlassen, mit dem Fadenkreuzteleskop Linien auszustecken. Er bedient sich vielmehr einfacher Diopter am Solarkompass. Nach Beobachtung der Nadel findet er damit 2 bis 3 sich deckende „Landmarken“ im Vorterrain, und ist geübt, in schnurgerader Richtung auf dieselben loszuschreiten. Sobald er unsicher wird, hält er wiederum und befragt die Nadel. Grosse Routine führt dahin, mit denselben Gesichtsobjekten tagelang zu arbeiten, und es ist oft erstaunlich, wie genau auf diese Weise die Figuren nach Durchmessung von einigen 100 Meilen schliessen.

Will man überhaupt von Landmessung in den „Tropen“ sprechen, so kläre man zunächst seine Vorstellung vom Vorgange des Messens in Bezug auf Zeit und Kosten. Auf dem Papier lässt sich Manches aushecken, was im Terrain viel zu umständlich ist und gerade die Richtung, welche durch distanzmessende und sinnreich scheinende Instrumente den simplen Landmesser aus der Verlegenheit zu helfen versucht, geht am weitesten fehl.

Wir stehen einfach nur vor der Frage, ob wir das beschriebene Quadratsystem (mit Metermaass!) zu adoptiren haben, oder ob es in irgend einer Weise modifizirt, oder ganz verlassen werden muss.

Ich theile die Frage so:

a) Wie steht es mit seiner Zweckmässigkeit in Bezug auf den Grundbesitz? — diese Frage geht Käufer, Verkäufer (also die Gesellschaften) und den Landwirth an.
b) Wie — in Bezug auf die Wegsamkeit des Landes?
c) Wie — in Bezug auf die „Landmessung“ und was damit zusammenhängt, die Landeskarte; namentlich aber auch auf den Kostenpunkt derselben?

Es wird eine gründliche Beantwortung, wenn nicht interessant, doch, weil von wichtigen Konsequenzen, nöthig sein.

Der rechte Winkel ist der geeignetste für jede Art der Bebauung. Der Winkel 45° ist schon ungünstig, der von 60° noch gut auskömmlich.

Daher wird man die Dreiecksfigur bei einem Grundstück meiden, und Rechteck oder Parallelogramm mit grossen Winkeln vorziehen. Der Verkäufer hat, wenn er nicht sein Ganzes verkauft, das Interesse, dass Käufer nicht blos das beste Land herausschneide, sondern, dass auch ein minderwerthiges und Unland mit in den Kauf genommen werde, und zwar so, dass das Restgrundstück nicht verunstaltet werde. Der Käufer hat das entgegengesetzte Interesse. Die starre geometrische Regel zwingt ihn als Wirth zu besserer Ausnützung, auch des geringen Landes, erleichtert ihm aber die Eintheilung seines Grundes und verbilligt die Einhegung desselben. Er bringt dem Staatsgesetz Opfer, und diese werden ihm nur mittelbar vergolten, hauptsächlich dadurch, dass er eine Garantie erwirbt, dass sein Grundstück nicht von öffentlichen Wegen durchkreuzt werde, und dass umgekehrt ihm die Zugänglichkeit desselben nicht verkümmert werden könne. — Allein diese Garantie ist der schwache Punkt des Quadratsystems.

Wenn nämlich das Ziel der Reise in irgend einer anderen Richtung als N. S. und O. W., z. B. N. 40° W. liegt, so muss er auf den Katheten statt auf der Hypothenuse, er muss z. B. $3+4=7$ Ml. statt 5 Ml. fahren.

Dieser Missstand ist bei dem Quadratsystem zu bedeutend, als dass er nicht oft zum Durchbrechen der Regel führen sollte. Dadurch werden aber alle obengenannten Vortheile der Grundstückseintheilung in das Gegentheil verkehrt. Eine gerade Linie nämlich, die man in irgend einer Richtung, die nicht den Seiten parallel ist, durch ein Quadratsystem führt, zerschneidet die Figuren in Trapeze und Dreiecke mit Winkeln von weniger als 45°.

Was die Leichtigkeit der Landmessung bei dem amerikanischen System anbetrifft, so ist dieselbe nur scheinbar die einfachste.

Es ist nämlich der Fall in Betracht zu ziehen, wo absolute Terrainhindernisse die Durchmessung der geraden Linie verhindern. Man ist dann zu sog. „offsets“ genöthigt. Auf kleine parallele Abschiebungen der Linie kann sich der Landmesser nicht einlassen, er geht, damit jeder durchlaufene Theil für ihn rentabel bleibe, in die nächste Sektionsreihe über. Da er aber in den beabsichtigten Meridian zurückkehren muss, würde seiner Geschicklichkeit mehr Spielraum gegeben sein, das Hinderniss viel kürzer umgangen werden,

wenn ihm ein anderer Winkel als der von 90°, z. B. der von 60° gestattet wäre. In den Tropen, wo die Vegetation sehr häufig als Hinderniss auftritt, wäre das Vermessungsgeschäft, wie es in den Ver. Staaten betrieben wird, ohne diese Modifikation erheblich gelähmt. Dies ist aber eine unabänderliche Konsequenz jedes Quadratsystems.

Was speziell das amerikanische anbetrifft, so hat es den weiteren Nachtheil für Vermessung und Landeskarte, dass, wie oben beschrieben, in gewissen Distanzen die Basis erneuert werden muss. Es würde zu weit führen, die daraus entstehenden Irrungen zu erklären; jedenfalls leuchtet ein, dass das Prinzip der Einfachheit dadurch bedeutend verletzt wird. — Für die Landeskarte ist es bedenklich, einige 40 verschiedene Messungen, die jede für sich, in der Luft schweben, zu verbinden, es entsteht dadurch eine Komplikation an den Grenzen der Staaten und Territorien, wo sich diese Messungen berühren, und wo nothwendigerweise alle Ungenauigkeiten zum Ausdruck resp. zur Vertuschung kommen müssen.

Darf ich mir erlauben, mein Urtheil über das amerikanische Vermessungssystem zusammenzufassen, so ist es folgendes:

Es ist s. Z. eine gesetzgeberische Idee höchsten Ranges gewesen und ist z. Z. noch das beste der eingeführten Systeme. Dennoch ist es antiquirt. Die Amerikaner selbst würden längst ein der heutigen Volksbildung, den kulturellen Anforderungen, namentlich auch der vorgeschrittenen Messkunst besser entsprechendes eingeführt haben, wenn sie nicht für ewige Zeiten an dasselbe gebunden wären (hiermit auch an das Fuss- und Meilenmaass) — insofern der grösste Theil des Landes bereits darnach eingetheilt ist.

Es braucht kaum der Erklärung, dass wir im alten Kulturlande überhaupt kein System der Eintheilung haben können. Der historisch überkommene Zustand scheint uns erträglich, weil wir daran gewöhnt sind. Ein Irrthum aber wäre es, denselben als eine Wohlthat anzusehen. Allerdings will der Wiesenbauer Wiesen, der Kornbauer Getreideland haben etc., ohne Rücksicht auf die Gestalt der Grenzen, allein hierfür giebt es innerhalb des Systems Ausgleichungen. Kolonialland wird meist nur so verkauft, dass ein grosser Theil desselben vorläufig noch unbestellt bleibt. Das Landesinteresse erfordert es, dass solch' Land in feste Hände übergehe, damit sich irgend Jemand mit seiner Verwerthung beschäftige. Werden die Grundstücke nach Gefallen des Kaffee-, des Tabakbauers zugeschnitten, so entsteht eine Art Raubbau, der Kataster wird uneinträglich zu Gunsten des zuerst Wählenden, und die

Blüthe der Kolonie, dichte Ansiedelungen, wird nie erreicht. Alle gemeinnützigen Einrichtungen, als Landesvermessung, Wegsamkeit, Post, Gerichts- und Schulwesen sind wegen der sporadischen Entwickelung zu theuer, und schliesslch wird auch die Produktion gegenüber besser verwalteten Ländern zu theuer werden. Sollten unsere Kolonien wirklich der ersten Landspekulanten wegen in die alte Systemlosigkeit zurückfallen?

Die deutsche Wissenschaft arbeitet mit Energie an der Aufklärung der Vorzeit dieser Negervölker bis zu den Erzvätern hinauf. Gewiss ist das hochinteressant! — Aber sollte sie nicht auch etwas Sympathie für unsere Nachwelt übrig behalten?

Soll unser Nachwuchs beim Anblick der verpfuschten Landeskarte schon in 50 Jahren sagen, dass es den Vätern an der Energie der Amerikaner gefehlt habe, den jungfräulichen Boden nach irgend einem vernünftigen gemeinnützigen Prinzip einzurichten?

Wenn es mir selbst nicht gelingen sollte, in dem Nachstehenden das bestdenkbare System aufzustellen, so wird man doch der folgenden Betrachtung die gehörige Würdigung kaum versagen dürfen:

> Zwischen dem Aequator und einem der Wendekreise liegen $23^1/_2$ Grad. Ein Parallelgrad im Aequator hat 60 Seemeilen, ein solcher im Wendekreise nur 55,1 Sm.
>
> Zwischen Wendekreis und Polarkreis liegen 43^0. Der Parallelgrad im Polarkreis hat 23,9 Sm. Würde dieselbe Proportion wie in den Tropen hier statthaben, so würden es nur 46,9 Sm. statt 23,9 Sm. sein.

Aus dieser Betrachtung ergiebt sich:

Die Verhältnisse für ein allgemeines Vermessungssystem liegen in den Tropen weit günstiger wie in der gemässigten Zone, insofern die Konversion der Meridiane dort so unbedeutend ist, dass sie praktisch vernachlässigt werden kann, ohne eine zu grosse Verschiedenheit der beabsichtigten Grundstücke zu ergeben.

Dass diese Tropenländer ein solidarisches Interesse haben, ein und dasselbe, an die Eintheilung des Erdglobus sich anlehnendes System zu adoptiren, will ich zu erweisen suchen, nachdem ich ein solches aufgestellt und erörtert habe.

Das Einfachste und Natürlichste wäre jedenfalls, etwa von Minute zu Minute des Aequtors Meridiane zu ziehen, und jeden derselben mit derselben Längeneinheit zu theilen; dann erhält man Quadrate, die fast gleich sind, und die ideelle sowie die praktische

Eintheilung enthielte alle Vortheile des amerikanischen Systems, ohne den Nachtheil der zu erneuernden Basen.

Die Geographen würden ein solches System mit Freuden begrüssen. Dennoch scheint es mir unpraktisch, aus einseitig mathematischen Motiven eine Vermessungsordnung herzuleiten, welche doch gleicherweise den Postulaten des Landbaues und des Verkehrs gerecht werden soll.

Ich glaube, die erhöhte Wegsamkeit sei wichtiger als der Vortheil des rechten Winkels, den ich für Besitzer und Kataster wohl zu würdigen weiss.

Im rechten Winkel schneiden sich zwei gerade Linien. Versuchen wir es mit 4, sich in einem Punkt schneidenden, so kommen wir auf den Winkel von 45°, und dieser ist nach praktischer Erfahrung nicht günstig. Es bleibt also nur der Schnitt dreier Linien, d. i. der Winkel von 60°.

Dieser ergiebt, — planimetrisch gesprochen — gleichseitige Dreiecke. Es wird sich darum handeln, für diese Dreiecke eine zweckmässige Untertheilung zu acceptiren.

Zuvor aber muss eine Uebereinkunft über das anzuwendende Längenmaass geschaffen werden. Der französische Meter als Weltmaass ist ein praktischer Vortheil für Handel und Industrie, insofern er ein Dezimalmaass ist und er eine Einigung der bedeutendsten Nationen errungen hat. Für die Astronomie und Geographie ist er leider nicht anwendbar, ohne eine Revolution in dem ganzen Schatz gelehrter Arbeiten hervorzurufen. Er ist auch, absolut betrachtet, in diesen Wissenschaften nicht einführbar, denn

1. Ist er — wie bereits Bessel festgestellt hat — auf einen nur ungenau bestimmten Erdquadranten basirt, und
2. wäre er auch richtig, wir können ihn auf den Aequator nicht anwenden, da dessen Länge nicht der jedes andern „grössten Kreises“ entspricht, wir also den Globus in Bruchzahlen eintheilen müssten.

Ausserdem sei vorangeschickt, dass bei jedem Vermessungssystem die ideelle Grösse des Grundstücks, welche beim Verkauf im Grossen eine Geschäftserleichterung ist, immer zu unterscheiden ist, von der faktischen Grösse, welche aus Gründen der Unmöglichkeit ganz vollkommener Messung entsteht. Die Letztere muss z. B. jetzt schon im Kataster der Ver. Staaten berücksichtigt werden, zumal dort alle Fehler auf die Standardseite des Townships geworfen werden, so dass diese Sektionsserien nur ungenaue Quadratmeilen enthalten.

Dem Metermaass stellen wir, als ein geographisch acceptables Maass die Seemeile = $^1/_{60}$ Grad des Aequators gegenüber, und proponiren, die Seemeile für die Landmessung zwar zu Grunde legen, in den davon abgeleiteten Figuren aber das Metermaass anzuwenden. Auf runde Zahlen kommt es durchaus nicht an.

Man wolle sich überhaupt den praktischen Zweck dieser Abhandlung vergegenwärtigen. Dem Terrainingenieur soll die Astronomie nicht, etwa der Etiquette wegen, die Herrin, sondern nur die Gehülfin sein. Nicht das ist der hellste Ingenieur, der seine Aufgaben mit der grössten Anzahl von Dezimalstellen löst, sondern, der zu überblicken vermag, mit wie wenig er auskommt.

Mittelst bester Feldinstrumente ist es möglich, irgend einen Punkt des Globus innerhalb 24 Stunden in der Oertlichkeit bis auf, sagen wir $^1/_{10}$ Sm. in der Breite und 1 Sm. in der Länge genau zu bestimmen. Es kommt ja nicht darauf an, mit welcher Präzision die Richtschnur innegehalten wird, sondern dass sie überhaupt von jedem Praktiker ohne Schwierigkeiten allüberall angelegt werden kann, wie der Amerikaner sagen würde: „to run the survey most rapidly!“ Dies genüge also für den praktischen Zweck der „Landmessung“, um ohne „grosse Landesvermessung“ irgendwo einen Ausgangspunkt zu finden.

Will z. B. ein Mann in Wadelai oder an den Quellen des Amazonenstromes eine Kolonie oder Grenze vermessen, so kann er nicht erst auf die an der Küste wissenschaftlich festgelegten Meridianpunkte zurückgehen. Er fängt an, wo er steht.

Natürlich entsteht dadurch eine Stückarbeit, die erst im Laufe der Jahrhunderte, und mit kleinen Verzerrungen des Netzes zusammengefügt wird. In Streitfragen kann dies aber nie Veranlassung geben, wenn nur der Grundsatz anerkannt wird:

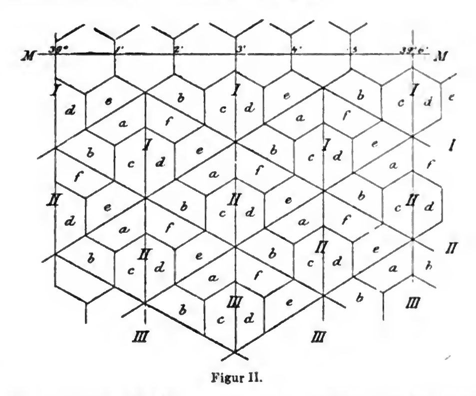
> „Wo bereits vermessen ist, siegt nicht die astronomische korrektere Ortsbestimmung, sondern die aus dem Feldbuche und der örtlichen Markirung hervorgehende thatsächliche Vermessung, solange sie in gewissen Fehlergrenzen geblieben ist.“

Dieser Grundsatz muss auch auf die Staatsgrenzen übertragen werden, denn die Staatsgrenzen müssen vernünftiger- und natürlicherweise aus den Privatbesitzgrenzen hervorgehen. Die Regulirung von Staatsgrenzen aus rein astronomischen Bestimmungen, wie z. B. „nördliche Grenze ist der 4° nördl. Breite, östliche der 30° ö. L.“ etc., ist bei der Ausführung namentlich administrativ durchaus nicht so einfach, wie sie auf dem Papier erscheint. Sie wird aber ganz

entbehrlich, wenn international ein Vermessungssystem des Privatbesitzes reglementirt und anerkannt worden ist.

Dann erst kann man die Staatsgrenzen nach der internationalen Landkarte bestimmen, dieselbe möge nach den üblichen wissenschaftlichen Linien oder nach neuer Uebereinkunft eingetheilt sein.

Nach diesen Prämissen ist es uns möglich, an der Fig. II die Absicht des proponirten Systems zu zeigen:



Figur II.

Es sei die Linie M. M. der Aequator, welcher in Minutenlängen, also Seemeilen, eingetheilt ist. Ueber jeder Meile ist ein reguläres Sechseck konstruirt, so dass eine Spitze nach Norden, die andere nach Süden zeigt, und der Aequator das Sechseck semisecirt. Diese Figurenreihe heisse der „Minutengürtel.“ Von den vollen Graden und dann von je 1·5 Min. aus werden Meridiane bis an die Wendekreise ausgelegt.

Von jeder 3ten Figur des Minutengürtels werden unter den Azimuthen von N. 60° O. und N. 60° W. nördlich, und umgekehrt südlich, gerade Linien bis zu den Wendekreisen ausgelegt, die wir „Spiralen“ nennen wollen. Hierdurch entstehen parallele „Rhombengürtel“, welche vom Aequator aus mit römischen Zahlen numerirt werden sollen. Jede Rhombe besteht aus zwei gleichseitigen Dreiecken. Die bestimmenden Punkte desselben liegen in den Meridianen, da die Einheiten desselben nach den Polen zu unverändert bleiben. Eine solche Dreiecksseite berechnet sich auf konstant 1,732 Seemeilen = 3213 Meter im Meridian. In den Spiralen ver-

jüngt sich diese Einheit nach den Polen zu um ein geringes, berechenbares. Den Mittelpunkt jedes Dreiecks stellt man vom Meridian aus fest, indem man vom aequatorseitigen ersten Drittel der Dreiecksseite (1071 m) wieder 1071 m in der Richtung der nächstliegenden Spirale absetzt. Durch diese Mittelpunktsmarke wird jedes Dreieck in 3 Paralleltrapeze zerlegt, jedes von der Grösse 134 Hectar. Eine weitere Untertheilung finde bei „ländlichen" Liegenschaften im Grundbuche nicht statt.

Die Identifizirung eines Grundstückes ist nun ziemlich kurz, z. B. „Ich verkaufe Ihnen die Grundstücke

39° 1,5′ Ost, Greenwich, Rhombengürtel II, lit. „2" und
39° 3′ „ „ „ III, „ „a",

welche zusammen 268 Hectare enthalten.

Auf den Dreiecksecken sollen grosse, auf den anderen Punkten kleinere Steine stehen. Es soll ein Meter Grenzstreifen gelassen werden.

Die Dreieckseiten sind gesetzliche „Strassen" 5 m breit, die Linien innerhalb der Dreiecke sind „Wege" 2 m breit. — Strassen und Wege werden von dem Grundstücke gegeben, welches auf der Greenwich- oder Aequatorseite liegt, der Grenzstreifen von beiden.

Unter der Voraussetzung, dass stets zuerst die Aussenlinien eines grösseren Tractus gemessen und zu mathematisch befriedigendem Schluss gebracht worden sind, ist eine grosse Landesvermessung nur noch in so weit nöthig, als nachträglich durch Dreiecke I. Ordnung die streng wissenschaftliche Bestätigung der erlangten Endresultate zu erheben ist.

Es würde zu weit führen, sollten hier die Verhältnisse besprochen werden, welchen man in jedem derartigen Vermessungssystem (unter Suspension des Systems) eine besondere Berücksichtigung gewährt. Es sind dies die sogen. „Mäanderungen" der Ströme, die Reservate der Ureigenthümer, die Bergbaufelder, Eisenbahnen und Städte. Doch ist vorauszusehen, dass die Figuren des Sexagonsystems einer viel leichteren Anpassung an diese Verhältnisse fähig sind, als die eines rektangulären, insofern die Natur des Terrains mehr Rundungen zeigt als rechte Winkel.

Was den Geschäftsgang anbetrifft. so wird eine gehörig ausgearbeitete Tabelle die variablen Zahlengrössen für jeden Rhombengürtel leicht ersichtlich machen.

Die Schwierigkeiten für den Landmesser liegen also lediglich im Terrain. Rechenfehler können im Felde kaum vorkommen.

Da die Ausarbeitung und Annahme eines Systems nicht eine Sache von heut und morgen ist, wird es für Landgesellschaften von Wichtigkeit sein, ein Interimisticum zu statuiren. Mein Vorschlag ist hier der:

Man verkaufe ländliche Grundstücke nur unter folgenden Bedingungen:

1. Ein Grundstück sei nicht kleiner als 10, nicht grösser als 100 Hektare.
2. Es werde nur in der Form eines Rechtecks verkauft, dessen Seiten nach dem wahren Norden und Osten gerichtet sind, das Verhältniss der kleineren Seite zur grösseren, sei nicht über 1:3.
3. Da die Ecken oft unzugänglich sind, und die Bestimmung viel Zeit erfordert, so pflanze der Landmesser nur einen einzigen guten Stein in die ungefähre Mitte des Grundstücks, und bestimme auf der Karte in Zahlen die Entfernung der 4 Seiten von diesem.
4. Ist innerhalb 1 000 m ein anderer derartiger Stein vorhanden, so muss die Entfernung und der Azimuth ermittelt werden.
5. Ein neu zu konstituirendes Grundstück darf keinen Reststreifen von unter 200 m übrig lassen.
6. Für Städte etc. muss ein rechtwinkliges Gebiet ausgewiesen sein, innerhalb dessen obige Regeln nicht gelten.

Wir hatten noch zu erweisen, dass die Tropenländer, wenigstens die ein und desselben Kontinents, ein gewichtiges Interesse daran haben, ein und dasselbe System zu adoptiren. Man denke hier an die grossen Schwierigkeiten einer thatsächlichen Staatsgrenzregulirung. In der Regel nimmt man rein fiktive Grenzlinien bei solchen Staatsverträgen an, und bei der Ausführung zeigt es sich, dass dieselbe sehr vage sind, und so oder so das Interesse der Paciscenten verletzen. Dies gilt besonders von Wassergrenzen, auf die der Laie so gern verfällt.

Ich erinnere hier nur an den Küstenvertrag mit Zanzibar. Hundert verschiedene Kommissionen würden auf 100 verschiedene Resultate in Bezug auf die Grenze kommen.

In den kommenden Jahren werden unzweifelhaft sehr viele solcher ideeller Grenzbestimmungen in Afrika nöthig werden.

Sind die Interessen über ein System der Landeskarte einig, so können bündige Staatsverträge zu Stande kommen, andernfalls

erfolgt diplomatische Reibung, vielleicht auch, wenn der Zankapfel ein Goldfeld ist, Krieg.

Dass eine solche Uebereinkunft der Regierungen in den Tropen zu Stande kommen könne, scheint mir deswegen keine Utopie zu sein, weil der Gegenstand nicht, wie „Staatsform, Sprache, Religion“, mit dem Gemüthsleben der Völker zusammenhängt.

Die landesherrlichen Gesellschaften aber sollten nicht anstehen, eine internationale Uebereinkunft dieser Art herbeizuführen, um ihre Grundbuchverhältnisse bald darnach regeln zu können.

Eine Gesellschaft, die ohne ein solches System wirthschaftet, in der Meinung, die Nachfrage nach Land sei noch zu gering, erscheint wie ein Kaufmann, der keine Buchführung anlegt, weil er fürchtet, er werde am Ende doch keine Geschäfte machen.

Zum Schluss sei mir folgende Bemerkung gestattet: Der Gegenstand, den ich hier berührt und erörtert habe, gehört unmöglich zu denjenigen, über welche man aus allgemeinem wissenschaftlichen Interesse einmal liest, und nicht weiter frägt, inwieweit nicht dazu beigetragen werden könne, eine praktische Folge daran zu knüpfen. Ich gehe keineswegs, wie schon gesagt, darauf aus, durchaus demjenigen System, welches ich für das Beste halte, Eingang zu verschaffen, ich glaube aber dargelegt zu haben, in wiefern

1. es überhaupt von höchster Wichtigkeit für die Aequatorialstaaten sei, sich international über ein und dasselbe System bei Zeiten zu einigen, und
2. wie die geringe Verjüngung des Aequatorbogens bis zu den Wendekreisen es ermöglicht und dazu auffordert, irgend ein einfaches System in den Tropen festzustellen.

Zur gelegentlichen Abrundung der sogen. Interessensphären könnte dies einmal sehr wichtig werden. Es gilt daher, die interessirten Mächte und Landgesellschaften zu einer Konferenz zu bewegen. Der Kongostaat und Britisch-Afrika haben daran dasselbe Interesse, wie Neuguinea, Kamerun und Deutsch-Ostafrika.[1])

[1]) Von sehr kompetenter Seite hierzu angeregt, erklärt sich der Herausgeber bereit, Adressen behufs Veranlassung einer weiteren Erörterung des in Rede stehenden Gegenstandes entgegenzunehmen.

Kulturbestrebungen auf der Goldküste während der letzten 100 Jahre.

Eine geschichtliche Skizze

von

Paul Steiner, Missionar.

1. Veranlassung und Anregung zu den Kulturversuchen.

Es ist schon lange her, dass man mit Aufbietung aller Kräfte und Daransetzung vieler Opfer gesucht hat, Kapital aus dem schwarzen Erdtheil zu schlagen und ist es nicht erst der neueren Zeit, der Kolonial-Aera, vorbehalten gewesen, die reichen Quellen des afrikanischen Kontinentes für die europäische Welt zu erschliessen und sie in deren Dienst zu stellen. Schon das Bestreben der Portugiesen ging bei ihren afrikanischen Entdeckungsfahrten im 15. und 16. Jahrhundert dahin, den möglichst umfangreichen Gewinn aus den neuentdeckten afrikanischen Küstengebieten zu ziehen und ihren überseeischen Handelsunternehmungen eine solide und einträgliche Unterlage zu sichern. Aber es war nicht in erster Linie der baare Handelsgewinn, der als vornehmlicher Zweck das Volk der Portugiesen antrieb, die für jene Zeit so wagnissreichen Entdeckungsfahrten längs der unbekannten afrikanischen Feste anzutreten und die sich damit den prähistorischen Ophirreisen der Phönizier und den normännischen Winlandfahrten kühnlich an die Seite stellen lassen; es wurzelte vielmehr der erste Faktor zu diesen kühnen Seeunternehmungen, durch welche der dichte Schleier von Afrikas Gestade gelüftet wurde, in dem kraftvollen Zusammenwirken der Begeisterung für die Verkündigung des Kreuzes Christi in unbekannten Länderweiten und des Eifers für erdkundliche Wissenschaft. Dies war der Anstoss und das treibende Motiv, dessen Träger jener edle und

reichbegabte Königssohn, Don Enrique, war. Erst später, als dessen Augen sich geschlossen, trat an Stelle der humanen Bestrebungen der Portugiesen die Gewinnsucht, die sich aber nicht auf den wohlberechtigten Export von Goldstaub, Elfenbein und anderen afrikanischen Produkten beschränkte, sondern sich seit der Entdeckung von Amerika, wie hinlänglich bekannt, auf die Ausfuhr von Negersklaven mit aller Macht warf. Aber damit untergrub Portugal seine eigene Kraft und koloniale Machtstellung und machte sich seiner Berufung als Bahnbrecher im Reigen der Entdeckungsvölker und handeltreibenden Staaten unwürdig. Andere Nationen traten in ihr Erbe und ernteten die Frucht ihrer Bemühungen. Ein Kolonialbesitz nach dem anderen ging in die Hände von aufkommenden Rivalen über. Diese verfolgten zwar keine edleren Ziele als jene, insofern die Ausbeutung des afrikanischen Kontinentes auch für sie in nichts anderem bestand als demselben seine edelsten Kräfte und Güter — seine Bewohner — als Handelswaare zu entführen und sie den amerikanischen Kolonieen zu Gute kommen zu lassen; aber diese den Portugiesen auf dem Fusse folgenden Handelsvölker Europas waren doch frei von der Schuld der Urheberschaft jenes Menschenexports und waren andererseits auch wieder die ersten, welche ihm entsagten und edlere Ziele auf dem Gebiete des Verkehrs zwischen Europa und Afrika verfolgten. Denn so bewundernswerth die heroischen Entdeckungs- und Seeunternehmungen der Portugiesen genannt werden müssen, — so anerkennenswerth ihre Verdienste um die geographische Erkundung der terra incognita sein mochten, so werthvoll die Erschliessung der afrikanischen Quellen für die europäische Handelswelt war, — was aber war das Ergebniss aller dieser Entdeckungen und Handelsbeziehungen hinsichtlich der tausende von Völkerschaften, welche die afrikanische Erdfeste in buntem Gewirre bewohnten? „Ein Schrei des Elends und der Verzweiflung war der Gesammtausdruck ihres sittlichen und geselligen Zustandes. Bis tief ins Herz Afrikas griff vor der Aufhebung der Sklaverei und des dadurch bedingten Sklavenhandels die eigenartige Gestalt der Kulturwelt in Nordamerika und Westindien und das Bedürfniss der europäischen Kultur, des englischen Reichthums und Geldmarktes — selbst der festländischen Völker und ihres wohlfeilen baumwollenen Flitterstaates hinein wie Geierkrallen. Der von Sklaven gebaute Zucker mit allem übrigen leckeren Luxus, die von Sklaven gebaute Baumwolle mit all' ihrem bunten Prunk und dem so oft als Segen der Neuzeit bezeichneten Schnurren der Spindeln

und Räder der gewaltigen Mühlen, der Glanz der Baumwollenbarone und das Gewicht der Kapitalien, die von alle dem die feste Grundmasse abgeben, — sie wuchsen aus Strömen afrikanischen Blutes empor".

Dieses dunkle Blatt der Geschichte der Kolonialwirthschaft in Amerika und der damit in Verbindung stehenden afrikanischen Sklavenausfuhr fing an sich zu wenden, seit die Quäker „in einer Stunde wahrer Inspiration" ihren Sklaven die Freiheit gaben und ihre Plantagen in Amerika von freien Arbeitern bearbeiten liessen. Es wurde seitdem, angeregt durch eine Reihe edler Philantropen, unablässig an dem Problem gearbeitet, der freien Arbeit zu ihrem Recht zu verhelfen und der Sklaverei ein endgiltiges Ende zu bereiten. Damit war auch die berechtigte Hoffnung in Aussicht gestellt — wenn auch in noch nicht abzusehender Ferne —, dass hierdurch dem zwischen Afrika und Amerika florirenden Sklavenhandel der Todesstoss versetzt werden würde. Die Rechnung war eine richtige und wenn es auch noch gegen 100 Jahre währte, dass die edlen Bestrebungen jener Menschenfreunde mit der völligen Niederlage und Aufhebung des Menschenhandels gekrönt wurden, — so war doch damit die Bahn zu einer wohlberechtigten Werthschätzung der afrikanischen Gebiete betreten. Afrika und seine Bewohner sollten nicht mehr sein Bestes und Edelstes, Freiheit und Menschenwürde auf Kosten europäischer Spekulation hergeben.

Doch ist es nicht unsere Absicht, auf dieses traurige und schon viel behandelte Kapitel einzugehen, sondern es liegt mir vielmehr ob, in nachfolgendem kurz darauf hinzuweisen, wie sich um jene Zeit, als die Kolonialstaaten sich mit dem Gedanken vertraut machen mussten, dass der Sklavenhandel ein jähes Ende finden könnte, sich mit Fug und Recht nach anderen und besseren Quellen für ihre Spekulation umsahen und darauf denken mussten, ihre afrikanischen Besitzungen gleich werthvoll für ihre Herren werden zulassen. Ich beschränke mich dabei lediglich auf die Goldküste, in deren Kolonialbesitz sich mehrere Handelsstaaten, wie die Holländer, Engländer und Dänen getheilt hatten.[1])

Letztere, die Dänen, hatten sich hauptsächlich am östlichen Strande derselben festgesetzt und betrieben von ihren Hauptforts Christiansborg (seit 1659), Ningo, Adã und Quittah aus einen schwunghaften Handel, bis sie ihre Besitzungen im Jahre 1850 an

[1]) Die Brandenburger und Franzosen kommen hier nicht in Betracht.

die Engländer käuflich abtraten. Ausser diesen Forts, welche die Waarenmagazine und Sklavenbehälter, sowie die Wohnungen der Beamten, Kaufleute und Truppen enthielten und zugleich als wohlbefestigte und bewehrte Citadellen dienten — ausser diesen Forts bestanden noch sogenannte Logen, oder Filialfaktoreien in den zwischen den Hauptforts belegenen Küstenstädten. Der zwischen ihnen und den Eingeborenen betriebene Handel bestand fast ausschliesslich in Tauschwaaren, — auf der einen Seite in Goldstaub, Elfenbein und Sklaven — auf der anderen in Branntwein, Tabak, Zeugen, Feuerwaffen und Munition, Korallen und allerlei Hausgeräthe und Schmuckgegenständen. Da nahte um die Wende dieses Jahrhunderts der schon erwähnte Zeitpunkt, dass die Handelsbeziehungen zu Afrika durch die Aufhebung des Sklavenhandels andere zu werden drohten. Nicht nur England, von dem der Anstoss ausging, sondern auch andere protestantische Handels- und Kolonialstaaten konnten sich dem Zuge der Zeit nicht entziehen und mussten darauf sinnen, andere Erwerbsquellen in ihren Besitzungen zu eröffnen, sobald die des Sklavenhandels verstopft würden. So sah sich die dänische Regierung — noch ehe der Sklavenhandel im Jahre 1803 durch eine königliche Verordnung gesetzlich verboten wurde — mit Rücksicht auf diesen eintretenden Zeitpunkt veranlasst, der Entwerthung und dem Verfall ihres westafrikanischen Kolonialbesitzes dadurch vorzubeugen, dass sie sich entschloss, analog dem Plantagenbetrieb in Westindien hier auf der Goldküste zur Anlage von Pflanzungen zu schreiten. Sie that dies vorerst in der Weise, dass sie bedeutende Summen auswarf und mit diesen diejenigen zu unterstützen versprach, welche sich dem Plantagenbau widmen würden. Sie ging dabei von der ganz richtigen Voraussetzung aus, dass der Boden des westafrikanischen Himmelstriches dem in Westindien durchaus in nichts nachstehe und recht wohl fähig sei, dieselben Kulturprodukte zu erzeugen wie die gesegneten Eilande Westindiens, ohne dabei in die Nothwendigkeit versetzt zu sein, die Neger ihrer Heimath zu entführen. Afrikas Boden und die Arbeit seiner Bewohner sollte fortab liefern, was bis jetzt nur auf dem Umwege des Sklavenhandels und auf dem den Afrikanern fremden Boden gewonnen wurde. War es ja zudem leicht nachweisbar, dass die Kulturpflanzen Ost- und Westindiens, wie Kaffee, Zuckerrohr, Reis, Baumwolle, Tabak, Kakao, Indigo, Ingwer, Pfeilwurz u. a. m. an geeigneten Orten der westafrikanischen Küste kultivirt, gleichermaassen gedeihen und heimisch werden würden. Der

Versuch wurde in der Folgezeit, wie in nachfolgendem gezeigt werden soll, mehrfach gemacht, wiewohl ohne nachhaltigen Erfolg — ohne Erfolg, weil die Sache meist verkehrt, ohne genügende Energie und Ausdauer und nur experimentirend angegriffen wurde.

---

2. Kulturversuche der Dänen.

Ende des letzten und Anfang dieses Jahrhunderts.

Es war ungefähr um das Jahr 1780, dass ein Anfang mit den ersten Kulturversuchen von seiten der Dänen ernstlich gemacht und die Sache in Angriff genommen wurde; aber das Unternehmen war ein viel zu neues, als dass man nicht gleich von vornherein mancherlei Verstösse gemacht und den Verhältnissen zu wenig Rechnung getragen hätte. So wurde die Sache anfänglich von seiten der dänischen Regierung ehemaligen Sklavenhändlern in die Hand gegeben — gewiss ein Fehlgriff, wie er nicht grösser gemacht werden konnte; denn im Interesse dieser Sippe von Menschen lag es ja gerade jeglicher Kultur in Afrika entgegenzuwirken und den Beweis zu liefern, dass der frühere und noch zur Zeit bestehende Modus der Ausbeutung des Landes durch den Export der Menschenwaare der allein mögliche und rentable sei. Ja, die Summen Geldes, welche eine menschenfreundliche Regierung, wie es die dänische jeder Zeit war, hierfür in generöser Weise aufwendete, waren auf diesem Wege geradezu weggeworfen. So bekam — um nur einen Fall anzuführen — ein Pflanzer eine nicht unbedeutende Summe als Anleihe zinsfrei (dänisch = rentefri); dieser las aber statt dessen ventefri (wartefrei) und gab dem letzteren Wort die naive Deutung, dass die Regierung auf die Rückzahlung des Kapitals warten wolle, und handelte zweifelsohne demgemäss, so dass wohl jene für immer darauf hat warten dürfen.

Auch auf anderem Wege, der Unterschlagung, gingen die meisten Summen der von der Regierung dargereichten Unterstützungsgelder verloren, ohne dass etwas Nennenswerthes durch dieselben erreicht worden wäre. So wurden u. a. die von derselben angeordneten Kulturanlagen in der Nähe der Forts angelegt, wo die sandige und steinige Bodenbeschaffenheit von vornherein jegliches Gedeihen ausschloss. Hier hatten die Gouverneure die Sache in Händen, und diese liessen die Anlagen von den im Fort bediensteten Negern, für welche die Kompagniekasse aufkam, bearbeiten und steckten die für

die Arbeiter der Pflanzungen ausgeworfenen Summen der Regierung in die eigene Tasche. So zahlte dieselbe z. B. zum Betrieb der Kulturanlage bei Christiansborg jährlich 1 200 dän. Reichsthl. in Gold, eine Summe, mit welcher in damaligen Zeiten ganz Erhebliches auf dem Gebiet der Agrikultur hätte geleistet werden können, wenn dieselbe wirklich angelegt und rationell verwerthet worden wäre.

Doch gab es unter den dänischen Beamten ab und zu auch solche Männer, die ein reges Interesse für die Kultivirung des afrikanischen Bodens an den Tag legten und damit auch die Gesinnung bezeugten, dass sie die Aufgabe einer europäischen Regierung als eine edlere auffassten, als dem Lande seine Bewohner zu entführen und sie der Freiheit und Heimath beraubt auf fremder Scholle die Erzeugnisse einer Kultur gewinnen zu lassen, die der afrikanische Länderstrich in gleich reicher Weise zu liefern vermochte.

Zu diesen Männern ist vornehmlich ein Deutscher von Geburt, Namens Paul Erdmann Isert, ein Wundarzt von Beruf, zu zählen. Derselbe kam in dänischen Diensten als Oberarzt im Jahre 1783 auf die Goldküste. Als solcher war er im Hauptfort Christiansborg stationirt, begleitete den dänischen Gouverneur Major Kyöge im Feldzug gegen die Anglõ-Neger (die Küstenbewohner hinter der Voltamündung bis Quittah, das damals gegründet wurde), machte verschiedene Reisen, so z. B. in das heutige Togo, bis nach Weidah und ging im Jahre 1786, den 7. Oktober nach Westindien, wo er nur ganz vorübergehend geweilt haben muss[1]), denn schon 1788 erschien er zum zweiten Mal auf der Goldküste. Diesmal aber betrat er das Land nicht in der Eigenschaft eines Arztes, sondern als Pflanzer und zwar im Dienst und im Auftrag der dänischen Regierung, welche ihm die Anlegung von Plantagen und Kolonistenansiedelungen auf der Goldküste übertragen hatte. Er erhielt den Titel eines Kapitäns und brachte, um sofort mit der Ansiedelung zu beginnen und die Plantagenwirthschaft gründlich zu betreiben, einige

[1]) Im Jahre 1788 gab Isert ein Buch heraus: „Reise nach Guinea und den Caribäischen Inseln in Columbien, in Briefen an seine Freunde beschrieben". In der Vorrede zu demselben bemerkt er unter anderem: „die Haupttriebfeder, die mich nach Guinea und hernach nach Westindien brachte, war allein die Naturgeschichte". Ferner: „denen zu Gefallen, die Geschmack und Kenntniss von der Kräuterwissenschaft haben, kündige ich den ersten Faszikel eines Buchs unter dem Titel: „Prodromus florae australis" an, darin 200 neue Gattungen beschrieben werden". —

Kolonisten mit sich nach Guinea. Nach der Tradition der Eingeborenen wären letztere — was immerhin möglich ist — Deportirte gewesen, freilich schon ein misslicher Umstand für die Anlage von Pflanzungen. Isert, durch Reisen ins Innere des Landes mit den dortigen Bodenverhältnissen wie mit denen der Küste genügend bekannt, wusste recht wohl, dass zum Gelingen seines Planes die fruchtbare Bergregion der wasserarmen und sandigen Küstenebene vorzuziehen sei und traf demgemäss seine Anstalten. Er wählte zur Ansiedelung und Bebauung des Bodens einen Landstrich auf dem Kamm des Akuapemgebirges, das sich 10—1300 Fuss über dem Meeresspiegel erhebt und 6—8 Stunden vom Seestrand entfernt sich von Südwest nach Nordost in einer Linie landeinwärts hinzieht Die Höhenlage macht es für Europäer zu einem verhältnissmässig kühlen und gesunden Aufenthalt; Regen und Thau fällt auf demselben in reichlicher Menge, das Terrain ist mit Hochwald bestanden und strotzt von der kräftigsten Vegetation. Alle Kulturpflanzen der Tropen gedeihen hier trotz der geringen Humusschicht in der üppigsten Weise.

Diese Landstrecke brachte Dr. Isert durch Kauf an sich und schloss mit dem Oberhaupt von Akuapem im Namen des Königs von Dänemark einen förmlichen Vertrag ab. Zugleich fing er an, Gebäulichkeiten auf dem Grundbesitz zu errichten, und legte dem neugegründeten Ort den stolzen Namen „Friederichsnopel“ bei. Um eine bequeme Verkehrsstrasse zwischen dem letzteren und der Küste zu haben, liess er von 2—300 Negern innerhalb 3 Wochen einen Weg durch die am Fuss des Gebirges sich hinziehende dichte Waldregion hauen und wandte ungefähr 400 Reichsthl. hierfür auf. Ueber den günstigen Fortgang dieses Unternehmens berichtete er von Friederichsnopel aus, den 16. Januar 1789. — Aber schon im gleichen Monat raffte ihn das Klima hinweg, und mit seinem Tode erstarb auch das Interesse für die von ihm so energisch betriebene und vielversprechende Kolonisationsarbeit. Die Unternehmung, ihres Leiters beraubt, scheint eingestellt worden zu sein, die Gebäude verfielen, und heute ist nur noch der Name jenes Ortes durch die Tradition der Nachwelt erhalten geblieben. — Die von Isert mitgebrachten Kolonisten scheinen zum Theil noch vor ihm dem Klima erlegen zu sein; die Ueberlebenden sind, wie die Sage berichtet, vom Gebirge abgezogen und haben sich mitten in der Ebene — da, wo der Weg von Friederichsnopel zur Küste führte, angesiedelt, bis auch sie dem Klima zum Opfer gefallen sein mögen. Ueber ihr Loos weiss die

Tradition nichts; nur der Ort führt noch heute den Namen „Blofonyomang“, die Stadt der Weissen, und war bis vor kurzem das Eigenthum einer Mulattenfamilie.

Aber auch in der Ebene, am Voltafluss, etwa 40 Kilometer oberhalb seiner Mündung, bei der Negerstadt Mlamfi versuchte Isert eine Pflanzung anzulegen. Hier mag ihn ein zweifacher Grund geleitet haben. Erstlich machte der nahe Fluss und die zahlreichen Creeks die Bewässerung der sonst so wasserarmen Ebene möglich und dann versprach er sich von der Wasserstrasse einen leichten und billigen Transport der Produkte nach der Mündung, an welcher die Dänen das Fort Königstein bei der Stadt Adā besassen. Doch auch dieses Unternehmen nahm durch Iserts vorzeitigen Tod ein jähes Ende. —

Die Produkte, welche man zu erzielen hoffte, scheinen ausser den zum Lebensunterhalt nöthigen einheimischen Erzeugnissen vornehmlich Kaffee, Baumwolle und Tabak gewesen zu sein. Aber es waren, wie alle nachfolgenden, nur sporadische Experimente und darum mehr oder weniger erfolglose Bemühungen, die kaum irgend welche Spuren ihres ehemaligen Daseins hinterlassen haben.

Späterhin, am Anfang dieses Jahrhunderts, legte die dänische Regierung eine grössere Pflanzung auf der Landzunge Eiboe zwischen der Mündung des Rio Volta und dem Meere an. Hier liess es sich die Regierung viel kosten und wandte die grösste Sorgfalt darauf; aber der Erfolg entsprach nicht den Unkosten. Denn da man es hier besonders auf den Kaffeebau abgesehen hatte, so war der Ort so ungünstig als möglich gewählt. Die Pflanzung war in viel zu unmittelbarer Nähe der See angelegt; der Boden war deshalb ein viel zu sandiger, der Niederschlag der nahen Brandung ein zu salzhaltiger, das Terrain dem losen Dünensand so zugänglich und ausgesetzt und die Gluth der von der sandigen Scholle eingesogenen und wiederstrahlenden Sonne so ausdörrend und ertödtend, dass dem Gedeihen der daselbst kultivirten Kaffeebäume von vornherein das Todesurtheil gesprochen war. So kam es, dass trotz aller Sorgfalt und allen darauf gewandten Fleisses die Kaffeebäume nach 10jährigem Bestand noch keine Ernte lieferten. Sie vegetirten unter diesen ungünstigen Bodenverhältnissen ohne sichtliches Gedeihen. Zwar half man sich damit, dass man die jungen Kaffeebäumchen, um ihnen den nöthigen Schatten zu verschaffen, unter die auf der sandigen Erdzunge leicht fortkommenden grossen Seidenwollbäume pflanzte; aber auch hier erreichten sie, weil ihnen Luft und Licht

fehlte, nicht die nöthige Vollkommenheit, und somit scheiterte die Unternehmung. Dagegen zog man daselbst eine grosse Quantität einheimischer Produkte, wie Mais,[1]) Yams, Ananas u. a, und verwandte einen grossen Theil derselben in der hier angelegten Brennerei. Die Oberaufsicht über diese Pflanzung, auf welcher ein ziemlich gut gebautes Haus stand, führte der Kommandant des 2 Stunden oberhalb am Fluss bei Adã gelegenen Forts Königstein. In Folge von jeweiligen Palavern und Streitigkeiten aber war demselben der Weg zu der Pflanzung häufig gesperrt und verlegt, so dass diese oft lange ohne die nöthige Aufsicht blieb. — Heute ist keine Spur mehr von derselben vorhanden und ist selbst jene Landzunge zum Theil verschwunden, indem der Fluss an der Mündung Landtheile weggerissen und neue angesetzt hat.

Einen mehr privaten Charakter trug die Kulturanlage eines damaligen dänischen Gouverneurs, des Major Jens Kyöge, der von 1781 bis 1788 diesen Posten an der Küste bekleidete und als ein edler und gebildeter Mann geschildert wird. Er gehörte zu jenen seltenen Männern damaliger Zeit, welche den Sklavenhandel höchlichst missbilligten, und der sich deshalb von der damals bestehenden Handelskompagnie mehrfache Kränkungen zuzog, die, wie es heisst, während seines Aufenthaltes in Kopenhagen, wohin er im Sommer 1788 zurückgekehrt war, seinen Tod daselbst beschleunigten. —

Besagter Major Kyöge (Gründer der Forts Königstein bei Adã 1783 und Prinzenstein bei Quittah 1784) legte dicht bei Akra ($^1/_2$ Stunde von Christiansborg) eine Pflanzung auf eigene Rechnung an, erbaute sich darin ein Gartenhaus und eine Kegelbahn und pflanzte die verschiedensten Bäume. Das Ganze war aber mehr eine Gartenanlage zum Zweck eines zeitweiligen Erholungsaufenthaltes als eine Plantage und bestand noch 25 Jahre später, wiewohl die Spuren des Verfalls an sich tragend. Ob die geringen Ueberreste einer alten Gartenanlage, welche sich noch heute in der Nähe Akras vorfinden, von jener stammen, lässt sich nicht mehr erkunden noch beweisen. Obiger Versuch des Majors Kyöge ist aber deshalb bemerkenswerth, weil daraus hervorgeht, wie sehr es sich mancher dänische Beamte angelegen sein liess, selbst trotz der immensen Schwierigkeiten, welche die nöthige Bewässerung und die Pflege überhaupt am wasserarmen Küstenstrich verursacht, aus der Wild-

[1]) Das Welschkorn oder Mais wurde nach Dr. O. Dapper (ed. 1670) erst durch die Portugiesen auf der Westküste eingeführt. —

niss ein fruchttragendes Gefilde zu schaffen; denn jener steht nicht vereinzelt da und die Dänen haben, obschon sie seit fast 40 Jahren von dieser Küste abgezogen sind und den Engländern Platz gemacht haben, noch heute den Ruhm unter den Eingeborenen, mehr als irgend eine andere Nation vor und nach ihnen für die Bodenkultur gethan zu haben und darin mit gutem Beispiel vorangegangen zu sein.[1]) Die Bestrebungen der jetzigen Herren der Küste, der Engländer, sind dagegen auf ganz anderes gerichtet. Von ihnen geschah bis jetzt in dieser Richtung wenig oder gar nichts — nicht, dass ihnen das Interesse dafür abginge — denn sie bauen gern ihren „Cabbage“ und andere „Vegetables“ in der Nähe ihres Wohnsitzes, — aber für Plantagenwirthschaft im Grossen mögen sie im ungesunden Westafrika ihre Kräfte und Gelder nicht einsetzen. Der Einsatz der Kapitalien rentirt nicht schnell genug, während der Handel leichter und rentabler ist.[2]) — Die Küste wird von den englischen Beamten um ihrer ungesunden Verhältnisse willen gefürchtet, der Aufenthalt derselben ist deswegen ein stets wechselnder, indem einem Jahr Dienst ein halbes Jahr Urlaub folgt. Keiner fühlt sich ansässig, keiner macht sich heimisch, keiner hat ein warmes Interesse für die Wohlfahrt des Landes und seiner Bewohner — wenn auch für Hebung der Hilfsquellen, für den englischen Handel und Beutel. Die englische Regierung erwartet vielmehr von den an der Westküste arbeitenden Missionsgesellschaften, dass diese ihr Geld und das Leben ihrer opferwilligen Arbeiter an derartige Kulturbestrebungen rücken und dabei riskiren. Vom Missionar erwartet man die grösste Hingebung an die Aufgabe der Kultivirung und Civilisirung desjenigen

[1]) Ihnen ist vielleicht auch der Umstand zuzuschreiben, dass der Stamm der Akra-Neger trotz ungünstiger Bodenverhältnisse mehr Ackerbau treibt und Sinn für denselben hat als irgend ein anderer Küstenstamm Westafrikas. So bedient man sich bei Betrieb der grossen Pflanzung an der Kriegsbucht bei Bimbia (Kamerun) mit Vorliebe der Akra-Neger als Arbeiter und legte man meines Wissens dieselbe seiner Zeit mit Hilfe solcher an.

[2]) Erst neuerdings scheint das Interesse für Agrikultur auch bei der englischen Kolonialregierung zu erwachen. Denn Anfang dieses Jahres nahm dieselbe durch Zwangskauf eine Landstrecke in Beschlag, die sich in Ausdehnung von ½ Stunde auf dem Kamm des Akuapemgebirges hinzieht (8 Stunden von der Küste entfernt) und zu den fruchtbarsten Strichen zählt. Auf dieser sehr kulturfähigen Scholle sollen Musterplantagen angelegt und hauptsächlich Kaffee gepflanzt werden. Für den Betrieb derselben will der Gouverneur, welcher selbst Plantagen auf der Insel Barbados besitzt, farbige Pflanzer von Westindien kommen lassen. Zugleich sollen letztere junge geschulte, d. h. englischredende Eingeborene für den Plantagenbetrieb anleiten und zu künftigen Aufsehern praktisch heranbilden.

Landes und Volkes, unter dem er seine Arbeitsstätte aufgeschlagen hat, und bemisst die Erfolge seiner Wirksamkeit nur nach den äusseren Ergebnissen auf diesem Gebiet. Dagegen wird meist ganz ausser Acht gelassen, dass dieser Zweig der Kultur nicht das Zentrum der Missionsaufgabe bildet, sondern nur in der Peripherie derselben liegt und es vielmehr Sache und Aufgabe einer Kolonialregierung wäre, die schon um ihrer selbst willen darauf bedacht sein muss, die Erwerbsquellen ihres annektirten Gebietes zu erschliessen und zu erweitern; und das um so mehr, als einer Regierung weit grössere Finanzmittel zu Gebote stehen als einer Privatgesellschaft von Aktionären oder gar einer mit den Mitteln der christlichen Barmherzigkeit arbeitenden Missionsgesellschaft. —

Trotz der bisher fehlgeschlagenen Versuche drängten die Zeitverhältnisse immer mehr dazu, die Plantagenwirthschaft energisch in die Hand zu nehmen, als Anfang dieses Jahrhunderts nun wirklich Ernst mit dem Verbot des Sklavenhandels gemacht wurde und die Erwerbsquellen der von den Kolonialstaaten unterstützten Handelskompagnien beträchtlich eingeschränkt und unsicher zu werden drohten.

So legte die dänische Regierung, deren Hauptfort und Niederlassung wie gesagt in Christiansborg war, eine grössere Plantage auf einem etwa 100' hohen Hügel an, der sich 15 Minuten landeinwärts von jenem wie eine hochaufgeworfene Düne erhebt, sanft ansteigt und ebenso nach Norden abfällt. Von ihm aus geniesst das Auge eine weite Fernsicht nach Süden und Osten, weithin über den unermesslichen Ozean streifend, der besonders bei abendlicher Beleuchtung in seiner ganzen Schöne zu den Füssen daliegt. Gegen Westen schiebt sich die auf hohem Sandgestein gelagerte Stadt Akra in das Meer hinein und begrenzt den westlichen Horizont. Im Norden tauchen, weithin über die wellenartigen Erhöhungen der Prairie, die blauen Konturen des Bergzuges von Akuapem auf, während im Nordwesten die tieflagernden Wolkenschichten den Lauf des Flusses Humo oder Sakumo erkennen lassen. — Auf dieser Anhöhe, von den Eingeborenen Kuku genannt, bauten die Dänen 2 luftige Landhäuser und bewehrten dieselben mit mehreren kleinen Donnerbüchsen, die wohl aber weniger dem Zweck dienen sollten, einen feindlichen Angriff abzuwehren, als vielmehr bei Festlichkeiten und fröhlichen Anlässen Böllerschüsse abzufeuern. Von der Zinne dieser „Lusthäuser“ wehte der Danebrog und sie waren für die dänischen Fortbeamten ein anziehendes Ziel ihrer abendlichen Spaziergänge,

wobei man sich möglichst ergötzte und bei Fackelschein den Heimweg antrat. Ab und zu waren sie wohl auch aus sanitären Gründen von den Beamten bewohnt. Jedes dieser Häuser hatte seine Gartenanlage und Hütten für die Arbeitsneger; man pflanzte hübsche Hecken, Limonen- und Tamarindenbäume, Pisang und Bananen; ja noch jetzt, nachdem diese Anlage kaum noch irgend welche Spuren hinterlassen hat, stehen doch noch vereinzelte Tamarinden, die damals gepflanzt wurden und den Weg dahin bezeichnen, als übrig gebliebene Zeugen jener Tage da und haben nahezu ein Jahrhundert und die dänische Herrschaft überdauert. —

Man liess es indess nicht bloss bei einer Gartenanlage, der man den Namen Friedrichsberg beigelegt hatte, bewenden, sondern legte auch eine grosse und ausgedehnte Baumwollenplantage an und betrieb dieselbe viele Jahre. Ja, der Däne Monrad, welcher von 1805—1809 daselbst lebte, schreibt in Bezug auf dieselbe: „Wenn sie mehr erweitert, gehörig angebaut, Maschinen zur Reinigung der Baumwolle gebraucht würden, so ist es keinem Zweifel unterworfen, dass diese im Grossen würde von da ausgeführt werden können.“ Allein auch hier hatte, wie derselbe hinzufügt, die Regierung nur Schaden. Der häufige Wechsel im Beamtenpersonal, der Mangel an Interesse für die Sache, Unverstand und häufige Verwahrlosung liessen auch hier kein gedeihliches Fortkommen erspriessen. Mit dem Anbau von Kaffee machte man vollends Fiasko. Derselbe wurde auf dem ziemlich steinigen Hügel angepflanzt, entbehrte der nöthigen Bewässerung, und so liess die Trockenheit von unten und der Sonnenbrand von oben die Bäumchen nicht fortkommen. Es wurde nun hieraus der unberechtigte Schluss gezogen, dass der Kaffeebaum überhaupt in Afrika nicht fortkäme.

Indess bestand die Anlage auf dem Friedrichsberg viele Jahrzehnte und viel länger als irgend eine andere, die in jenen Zeiten angelegt wurden. Heutzutage ist fast jede Spur verwischt und überwucherte Schutthaufen lassen nur noch die Trümmer jener Landhäuser vermuthen. Letztere wurden noch in den 50er Jahren von den Engländern bewohnt, wurden aber nicht in Stand gehalten und schliesslich in einem Aufstand gegen die Briten im Jahre 1854 von den erbitterten Eingeborenen zerstört. —

Ebenso wenig bewährten sich einige weitere Kulturanlagen, die man mehrere Stunden landeinwärts am Fusse des Akuapemgebirges ins Leben rief. Die das Gebirge entlang ziehenden Gewitter befruchten jene Region ungleich stärker als die vereinzelten Regen-

güsse an der sandigen Küste und schaffen statt des wuchernden Grases einen zwar niederen aber dichten Busch, welcher eine erträglich gute Humusschicht erzeugt. Die von den dort angesessenen afrikanischen Bauern kultivirten Feldfrüchte und tropischen Gewächse wie Mais, Jams, Cassava, Erdnüsse, Pisang und Bananen gedeihen sonder Mühe in üppiger Fülle und hat seither auch die ertragreiche Oelpalme in den bewässerten Strichen eine Heimath gefunden.

Hier, nicht fern vom südwestlichen Höhenzug der Akuapemberge und ca. 4—5 Stunden vom Seestrand entfernt, wurde auf königliche Kosten eine Plantage bei dem Negerdorf Bebiase angelegt. Mit vieler Mühe und beträchtlichen Kosten ward eine von Christiansborg in schnurgrader Richtung nach Bebiase führende Heerstrasse gebahnt, welche zuerst die 2 Stunden breite Savanne durchschnitt und dann durch mehr oder weniger dichten Busch führte. Gegen 2 Stunden weit wurden beide Seiten des Weges mit schönen Bäumen, besonders Tamarinden besetzt. Dieser Weg sollte wohl als Fahrstrasse dienen und den Transport ermöglichen — aber man rechnete nicht mit der leidigen Thatsache, dass jene Buschregion das Revier der Tsetsefliege bildet, deren Gift alle Lastthiere, wie Ochsen, Pferde, Esel und Kameele, erlagen. In Bebiase selbst kultivirte man Baumwolle, Kaffee und allerlei Fruchtbäume. Selbst mit der Weinrebe ward ein Versuch gemacht; allein die tropische Sonnenhitze im Verein mit dem Mangel an anhaltender Befruchtung durch Regen und Thau wirkte so intensiv auf die Entwickelung der Trauben, dass diese vorzeitig vertrockneten oder aber, dass die Schaalen der Beeren zu stark entwickelt waren und ihnen der Traubensaft mangelte. Ueberdies hatte man hier den Bock zum Gärtner gemacht. Ein Westindier, des Plantagenbaues wohl kundig, aber von sehr furchtsamen Charakter, war zum Aufseher der Kulturanlage zu Bebiase bestellt. Derselbe fühlte sich nicht sicher inmitten der schwarzen Bevölkerung, sah allenthalben abgeschnittene Negerköpfe und Leoparden in jedem Busch — und da vollends auch wirklich Unruhen und Streitigkeiten zwischen den umwohnenden Eingeborenen ausbrachen, wie es ja hierzu oft nur der geringsten Anlässe bedarf, so machte er sich aus dem Staub, verliess mit allen Arbeitern die Plantage und floh an die Küste. Zugleich berichtete er, die ganze Pflanzung sei zerstört und ausgeplündert worden. Dies war jedoch keineswegs der Fall und Niemand hatte sich am dänischen Gut vergriffen. Aber der Fall genügte, um nach Europa zu berichten, es sei nicht möglich in Afrika Plantagen anzulegen, da sie von

den Wilden zerstört würden. — Man kümmerte sich in der Folgezeit auch nicht mehr um Bebiase, und so gerieth hier wie überall die Sache in Verfall. —

Am meistversprechendsten von allen kulturellen Versuchen, die bis daher gemacht worden waren, schien die vom dänischen Gouverneur Chr. Schönning[1]) angelegte Pflanzung sich gestalten zu wollen. Sie hat sich auch in der That am besten bewährt und Ueberreste derselben sind noch heute vorhanden. — Er legte dieselbe in einer fruchtbaren Niederung am Fuss des Gebirges an, durch welche sich der kleine Fluss Dakobi schlängelt. Auf einer Anhöhe — hinter jener Niederung — auf einem Vorsprung des Akuapem-Höhenzuges, erbaute er ein hübsches solides Steinhaus, von dessen Plattform die dänische Standarte wehte, und umgab es mit einer Reihe Hütten für die Arbeitsneger. Von diesem hochgelegenen Punkt aus bot sich dem Auge das schönste Panorama. Wie ein Garten Gottes liegt das in den wechselvollsten Farben sich malersich abhebende Landschaftsbild zu den Füssen. Dieser anmuthig gelegene Fleck Erde diente dem Gouverneur als häufig besuchter Landaufenthalt. Selbst eine Quelle, dieses unschätzbare Gut in einer wasserarmen Region, fand sich in der Nähe der Pflanzung. Letzterer wurde die grösste Aufmerksamkeit geschenkt und ihr Besitzer war ganz der Mann, das Unternehmen nach jeder Richtung hin zu einer gedeihlichen Entwickelung aufkommen zu lassen. Nicht nur, dass er vielseitige Kenntnisse auf dem Gebiet des Plantagenwesens besass, er war auch mit besonderer Neigung für wirthschaftliche Thätigkeit ausgerüstet und leitete mit Umsicht in eigener Person das Unternehmen. Er warf sich hauptsächlich auf den Kaffeebau und seine Pflanzung zählte nicht weniger als 50 000 Kaffeebäume, die im üppigsten Wuchs standen und gediehen. Ausser diesen wurden allerlei Fruchtbäume wie Orangen, Limonen und Tamarinden kultivirt. Ob auch ausser den einheimischen Landesprodukten (Jams, Cassava, Mais, Ananas) auch Pfeilwurz, Baumwolle und Zuckerrohr angepflanzt wurde, ist aus den noch zugänglichen Nachrichten nicht ersichtlich, wohl aber anzunehmen. — Wie es aber immer geht, wenn eine Sache von einer einzelnen Persönlichkeit getragen ist — so auch hier. Mit Schönings Tod, der am 1. März 1817 erfolgte, scheint seine Pflanzung vernachlässigt worden und schliesslich eingegangen

[1]) Derselbe war Gouverneur der dänischen Goldküste vom 15. April 1807 bis 1. März 1817, an welchem Datum er starb.

zu sein. Heute nach 80 Jahren lassen nur noch einige wenige Trümmer des vormals stattlichen Hauses und eine grössere Anzahl von Orangen- und Tamarindenbäumen auf die ehemalige umfangreiche und wohlangelegte Pflanzung schliessen. Der Landbesitz ging in den 50er Jahren durch Kauf an einen deutschen Missionar über, von dem noch später die Rede sein wird. —

Als letzter und endgiltiger Versuch, der von Seiten der dänischen Regierung oder ihren Beamten in dieser Richtung gemacht wurde, kann die Anlegung einer grossen Plantage sammt dem Dorfe Sesemi, gleichfalls am Fuss des Akuapemgebirges, in der Nähe von den früheren beiden gelegen, gelten. Der Höhenzug macht dort einen kleinen Einschnitt, eine Art Thalsenke, und in dieser, auf fast halber Höhe, errichtete man ein stattliches Steinhaus mit plattem Dach und mehreren Zimmern. Zu den Füssen desselben siedelte man die Arbeitsneger an, zu deren Dörfchen eine stattliche Allee von Tamarinden führte. Zwischen diesem und dem Pflanzerhaus waren Orangenbäume in regelmässigen Reihen gepflanzt, während in der Niederung Kaffee und Baumwolle gebaut wurde. Auch hier diente das Anwesen der dänischen Beamten als beliebter Ausflugs- und Erholungsort und man gab der Ansiedelung den Namen Frederiksgave (Friedrichsgeschenk). Doch hatte man sich in Bezug auf die sanitären Vorzüge des Ortes getäuscht. Derselbe lag trotz seiner relativen Höhe doch noch viel zu sehr in der Niederung, war der Region der dumpfschwülen Küstenebene und dem Einfluss der Miasmen zu wenig entrückt und entbehrte, weil sich anlehnend an die Bergwand, der freien Lage und des ungehinderten Zutritts der Luft. — Warum man nicht vollends auf den ungleich gesünderen, fruchtbareren und mit einer weit kühleren Temperatur gesegneten Höhenzug hinauf ging und auf dessen Scheitel die Pflanzung anlegte — hierzu mögen etwa zwei Gründe als maassgebend gewirkt haben; erstlich die grössere Entfernung von der Küste und deren Hauptfort und dann politische Rücksichten, indem die Dänen in häufige Differenzen mit denen ihnen unterstellten Bergnegern, die einem anderen Stamm angehörten als die der Küstenebene, verwickelt waren. —

Frederiksgave,[1]) das ungefähr Anfang des zweiten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts angelegt worden sein mag und wofür vielleicht die Schönning'sche Pflanzung das Muster abgab, genoss am längsten von

[1]) Nach der Tradition wäre die Pflanzung früher Eigenthum eines Mulatten gewesen, der sich trotz des Verbots mit Sklavenhandel abgab und dessen Besitz konfiszirt wurde.

allen Anlagen und Pflanzungen der Pflege und Aufmerksamkeit der Dänen, bis es 1850 in den Besitz der Engländer überging. Von da ab gerieth das Anwesen in Verfall und scheint der Plantagenbetrieb eingestellt worden zu sein. Das Haus, für das ein Aufseher bestellt wurde, war zwar noch einige Jahre hindurch bewohnbar und von solchen, die aufs Gebirge reisten, jeweilig als Absteigequartier benutzt, wurde aber bald zur Ruine, da Englands Beamten sich weder darum kümmerten, noch auch kaum um seine Existenz wussten. Ein alter, noch aus der dänischen Zeit stammender Aufseher brachte zwar ab und zu eine kleine Abgabe an Orangen und Ananas an die Küste und kassirte ein kleines Gehalt ein — wohl nannten sich noch bis in die Neuzeit herein die dort angesessenen Neger „Königskinder“, bauten ihre Feldfrüchte auf dem königlichen Landbesitz und heimsten den reichlichen Ertrag der dortigen Orangen- und Limonenbäume ein — aber kein Engländer hat heute irgend welches Interesse für das alte Frederiksgave, und sein Dasein wäre unbekannt und vergessen, wenn es nicht je und je einem englischen Beamten von der nahen Missionsstation Abokobi aus gezeigt würde. Der Platz ist jetzt ein Trümmerfeld, von überwucherndem Gebüsch und Gestrüpp fast bedeckt, von Schlinggewächsen dicht umsponnen, aus denen die Mauerüberreste verstohlen hervorlugen. Da und dort blüht noch eine einsame Baumwollenstaude und streut ihre weissen Flöckchen auf dem Boden umher. Stattlich dagegen erheben sich noch heute die alten wetterfesten Tamarinden in Reih und Glied und die zahlreichen Orangenbäume und Limonensträucher auf der vormaligen Kulturstätte der Dänen.

Doch noch eines weiteren Unternehmens in jener Zeit — und zwar des eines Privatmannes — muss hier Erwähnung gethan werden. Es geschah dies von einem Europäer Namens Meyer, der über 30 Jahre lang, und zwar wie es scheint, ununterbrochen auf der Küste lebte und sich mit besonderer Vorliebe dem Plantagenbau Zeit seines Lebens zuwandte, ohne jedoch grössere Erfolge erzielt zu haben, wiewohl er, wie der Däne Monrad schreibt, seinen grössten Stolz darin setzte, als „Vater der Kolonisirung“ betrachtet zu werden. Seine Wirksamkeit an der Küste fällt in das Ende des vorigen und den Anfang dieses Jahrhunderts (etwa von 1775 bis nach 1810). Dass der unternehmende Mann keinen durchgreifenden Erfolg erzielte, lag nicht zum wenigsten an seinem Mangel an Ausdauer und Menschenliebe. Ersterer liess ihn nirgends den Erfolg abwarten und trieb ihn zu fortwährenden neuen Unternehmungen

und Experimenten und letzterer erschwerte ihm, wie sich denken lässt, die Ansässigkeit unter den Eingeborenen und seinen Verkehr mit denselben. Demzufolge hatte keine seiner Pflanzungen, die er bald hier, bald da durch das ganze Land hin anlegte, irgend welchen längeren Bestand. Die dänische Regierung liess ihm auch wohl deswegen trotz wiederholter Bitte keine staatliche Unterstützung zufliessen, ausser dass sie ihm je und je einige ihrer Arbeitsneger zur Verfügung stellte. So kam es, dass Anfang dieses Jahrhunderts — noch bei seinen Lebzeiten — das Land allenthalben wohl Spuren seiner Kulturarbeit aufwies; aber sein Wirken war ohne nachhaltigen Erfolg wie auch ohne Einfluss auf die Hebung der wirthschaftlichen Lage des an sich so ertragsfähigen Landes. Der Pflanzungen, die er in der langen Zeit seines Aufenthaltes an der Küste anlegte, waren eine ganze Reihe; so hatte er z. B. eine solche sogar bei Popo (im Togolande), ferner bei Quittah, woselbst er ein steinernes Haus trotz des gänzlichen Mangels an Steinen und Baumaterial an jenem sandigen Strich erbaute. Doch auch hier liess er Alles bald in Verfall gerathen und zog sich an den Voltafluss, wo er auf der Laguneninsel Tuberko eine Faktorei besass und nebenher den Plantagenbau betrieb. Später pflanzte er Baumwolle bei Akra und legte grosse Baumwollen- und Kaffeeplantagen bei einem 2 Stunden landeinwärts gelegenen Hügel Legong an, wo schon früher die dänische Regierung einen kleinen Versuch angestellt hatte. Bei dem 1 Meile südlich vom Akuapemgebirge gelegenen Negerdorf Oyarefa hatte er seine schönste Kaffeepflanzung, vernachlässigte aber dieselbe auch schliesslich, indem er sich bei dem schon genannten Bebiase niederliess und wahrscheinlich die daselbst von der Regierung aufgegebene Kulturanlage wieder aufnahm. — Später liess er verschiedene Plätze in der Nähe der Berge zu Pflanzungen aufräumen und legte sich aufs Branntweinbrennen, ein Industriezweig, der, wie es scheint, zu keinem erheblichen Resultat geführt hat und zum Glück bis auf die heutige Zeit trotz der mannigfachen hierfür geeigneten Produkte keine Nachahmer gefunden hat. Meyer's farbige Nachkommen scheinen die lobenswerthe Vorliebe des Vaters für den Ackerbau nicht geerbt zu haben. Sie verbrachten ihre Lebenstage an der Küste, an der noch in den 50ger Jahren 2 Söhne (von denen der eine ein Goldschmied, der andere ein Schneider war) vegetirten. — Von allen Kulturanlagen Meyer's aber, die er in den vielen Jahren seines Lebens an hiesiger Küste ins Dasein rief, ist auch nicht mehr die geringste Spur vorhanden.

Aber auch ausserhalb der Grenzen der dänischen Besitzungen an der Goldküste scheinen die Dänen an Kulturanlagen gedacht zu haben; denn im Jahre 1802 erwarb der dänische Gouverneur unter dem königlichen Schutz seiner Regierung „eine Art schriftliches Eigenthumsrecht an eine kleine felsige, ungefähr 1/2 Meile lange und 1/4 Meile breite Insel in der Bai von Biafra“. Dieselbe scheint aber nicht ständig bewohnt gewesen, sondern nur als Zufluchtsort von den Kamerun-Negern, die sie Bimbia genannt hätten, in Kriegszeiten benutzt worden zu sein.[1]) Trotz der unbedeutenden Vegetation und ungesunden Lage des Platzes wurde die Insel im Namen der dänischen Regierung förmlich in Besitz genommen und eine Pflanzung angelegt. Zugleich wurde unter der Direktion eines Engländers[2]) eine Faktorei daselbst errichtet und wurden, wie sich annehmen lässt, von diesem mehr Sklaven aufgekauft als Kaffeebäume gepflanzt. Zweifelsohne war es wohl auch mehr auf erstere als auf letztere Spekulation abgesehen, zumal die Sklaven in Bimbia von den Kamerunern ungleich billiger erstanden werden konnten, als auf der Goldküste, wo die Konkurrenz im Sklavenhandel zu bedeutend war. Trotzdem kam man in Bimbia nicht auf seine Rechnung, da die Sklaven von dort nach Christiansborg verbracht werden mussten[3]), um von hier ausgeführt zu werden. Eine solche Segelfahrt, welcher Wind und Strömung direkt entgegen war und wobei beständig gekreuzt werden musste, nahm dieselbe Zeit in Anspruch wie eine Reise von der Goldküste nach Westindien. In Folge hiervon erlag der grösste Theil der armen Opfer den langen Reisestrapazen. — Zudem wurde die Faktorei zum Verluste ihrer Theilnehmer verwaltet und in Folge dessen aufgehoben. Mit ihr fiel auch die Pflanzung und Dänemarks Flagge ward eingezogen. — In unseren Tagen hat bekanntlich Deutschlands emporstrebende Kolonialmacht sein Banner in jenem westafrikanischen Gebiete entfaltet. —

Interessant ist ein Gedanke, der Anfang dieses Jahrhunderts von den dänischen Beamten an der Goldküste ernstlich erwogen

[1]) Es war wohl eine der Inselchen in der Ambas-Bai, gegenüber dem heutigen Victoria, und geschah die Besitzergreifung sehr wahrscheinlich durch den Gouverneur J. D. Anholm, der im Oktober 1802 die Heimreise nach Dänemark antrat und auf dieser, der Strömung folgend, die Insel anfuhr und annektirte.

[2]) Dieser Engländer, Namens Rayn, betrieb vorher viele Jahre den Sklavenhandel und verlor später sein Leben in Benin, wo er auf Befehl des dortigen Königs, mit dem er es verdorben hatte, enthauptet wurde.

[3]) Es bestand nämlich zwischen Bimbia und Westindien, dem Absatzgebiet der Negersklaven, keine Verbindung.

wurde. Es wurde nämlich der Vorschlag gemacht, die den Portugiesen gehörende Prinzeninsel (Isle de Principe), die zwischen Fernando Póo und St. Thomé liegt, zu erwerben und dafür den Portugiesen die dänischen Besitzungen an der Goldküste auf dem Wege des Tausches abzutreten. Die Dänen versprachen sich von der Fruchtbarkeit und verhältnissmässig gesunden Lage der Insel einen günstigeren Erfolg und grössere Ausdehnung der Agrikultur als auf der Goldküste. Dass ihnen ihre Besitzungen an der Goldküste in jener Zeit (Anfang dieses Jahrhunderts) wohlfeil waren, ist begreiflich, wenn man bedenkt, wie die politische und kommerzielle Lage der Dänen in Europa wie auf der Goldküste so gesunken war, dass sie sich auf letzterer gegenüber ihrem englischen Rivalen kaum mehr zu halten im Stande waren. So vortheilhaft auch in ökonomischer Hinsicht der vorgeschlagene Tausch für die Dänen zu sein schien und so wenig den Portugiesen an der Prinzeninsel gelegen sein konnte, so wurde derselbe doch nicht angenommen, sei es dass die Portugiesen, sei es dass die dänische Regierung in Kopenhagen nicht darauf einging. Sehr wahrscheinlich lag den ersteren daran, die unter dem Einfluss des Katholizismus stehende — obschon in dieser Beziehung vernachlässigte — Insel keiner protestantischen Kolonialmacht zu überlassen. Sicher ist, dass jenes afrikanische Eiland durch eine dänische Besitzergreifung an Bedeutung gewonnen hätte und heutzutage in einer weit besseren Verfassung wäre, als es unter portugiesischer Verwaltung der Fall ist.

Es lässt sich nun die Frage aufwerfen, ob und inwieweit die an sich löblichen Bestrebungen der Dänen auf dem Gebiet der Agrikultur irgend welchen wesentlichen Einfluss auf die Hebung der wirthschaftlichen Verhältnisse — auf Land und Volk — ausgeübt haben, oder ob die Bemühungen nicht blos für ihre Unternehmer, sondern auch für jene ins Bodenlose fielen.

Soweit sich dies heute beurtheilen lässt, wird man sagen müssen, dass oben angeführte Kulturversuche keinerlei eingreifenden Einfluss auf die Hebung der agrarischen Verhältnisse der Goldküste ausgeübt haben; denn der vortheilhafte Sklavenhandel blieb, wenn auch durch englische Kreuzer beschränkt, noch zu lange in Kraft, um nicht dem mühsamen und vorerst kostspieligen Plantagenbau als Erwerbsquellen vorgezogen zu werden. Die vielen Misserfolge, mit denen der im Grossen betriebene Ackerbau zu kämpfen hatte, lock-

ten keineswegs zu erneuten Unternehmungen, sondern schreckten vielmehr jeden Pflanzer energisch ab. Zudem zog das mörderische Klima jeder Einwanderung von europäischen Kolonisten, die mit vereinten Kräften und im Kampf ums Dasein allein im Stande gewesen wären, die Wildniss zum Garten zu gestalten und die reichen Erwerbsquellen des afrikanischen Bodens zu erschliessen, eine unübersteigliche Schranke. Dass aber jene Kulturversuche unter den Eingeborenen einen nachhaltigen Anklang und rege Nacheiferung gefunden hätten, darf man nicht von einem Volkstamm erwarten, der sich jeder schweren Arbeit wenn immer möglich entschlägt, ja dieselbe als entehrend ansieht und noch überdies so bedürfnisslos ist, dass ihm die von den Vätern ererbte Bearbeitungsweise des Bodens, d. h. die Anpflanzung der für seine allernöthigsten Bedürfnisse erforderlichen Feldfrüchte, genügt und er auf die Gewinnung von Produkten für die Ausfuhr nicht bedacht zu sein braucht. Dieser Umstand und die durch den Sklavenhandel erzeugte enorme Entvölkerung der weiten Gebiete liessen bis in die Neuzeit herein den ertragsfähigsten Grund und Boden werthlos sein. Erst in den 50ger Jahren, als dem Skavenhandel an der Westküste der Todesstoss versetzt war und die Handelswelt sich nach anderen Ausfuhrobjekten umsah und sich auf den Palmölexport warf — da wurde auch dem Eingeborenen sein Grundbesitz zur Fundgrube. Allenthalben, wo die physikalischen Verhältnisse das Fortkommen der Oelpalme begünstigten, beschäftigte er sich bis zu einem gewissen Grad mit der Kultur derselben und mit der Produktion ihres Oeles; ja die Oelpalme wurde „des Negers Freund". — Ihre Kultur hat nun manche Striche der Ebene wie des Berglandes zu einem wahren Paradies geschaffen, und entzückt wandelt man unter dem hehren Dome der Kühlung und Schatten spendenden Palmen mit ihren dunkelgrünen Wedeln. —

Zugleich führten die Jahre des nordamerikanischen Unionskrieges eine lebhafte Ausfuhr von Baumwolle aus den Hinterländern des Togogebietes und des mittleren Volta herbei und der bis dahin nur von Fischerbooten belebte Voltafluss war der Wasserweg, auf welchem die Produkte des Innenlandes (Krepé) an die Küste gelangten.

Der erste Faktor zur Anbahnung und Herbeiführung einer besseren Zeit in Handel und Wandel, in der besseren Kultivirung des Landes und seiner Verwerthung ist demnach lediglich in der gänzlichen Abschaffung des Sklavenhandels zu suchen. Seither bevölkert sich das Land mehr und mehr und steigt im Werth; der Neger bebaut es als freier Mann und geniesst unter seiner Hütte und Palm-

baum die nöthige persönliche Sicherheit. Politischer Friede und die Aufrechterhaltung der Gesetze innerhalb seiner Grenzen durch die englische Kolonialregierung — unterstützt durch die Bemühungen der christlichen Missionsthätigkeit auf dem religiösen und sozialen Gebiet — sind die gesegneten Mittel, um das Jahrhunderte lang zertretene Land und Volk allmählich zu heben und ihm seine Scholle lieb und werth zu machen.

---

3. Kultur- und Kolonisationsversuche der Baseler Mission.
(1843—1878.)

Nachhaltiger als alle oben erwähnten Experimente auf dem Gebiet der Kultur sind unstreitig die Anstrengungen, welche die deutsch-schweizerische Missionsgesellschaft zu Basel Jahrzehnte hindurch unausgesetzt gemacht hat, um Land und Bevölkerung allseitig zu heben und gesündere Verhältnisse im sozialen Leben der Goldküste herbeizuführen. Vom christlichen Standpunkt aus ist ja von vornherein jegliche rationelle Missionsthätigkeit die Voraussetzung einer neuschaffenden Umgestaltung aller religiösen, geistigen, sittlichen und sozialen Verhältnisse eines heidnischen und unzivilisirten Volkes, und die Thätigkeit einer Mission würde — selbst in den Augen der nichtbetheiligten Kreise — als eine fruchtlose beurtheilt werden, wollte sie jene Wirkungen auf das Volksleben nicht erzielen. Schon die Annahme des Christenthums und das Abwerfen heidnischen Glaubens und Lebens muss nothwendig zur Folge haben, dass der neue Wein auch neue Schläuche haben muss, d. h. dass die religiöse und soziale Stellung eines vormals heidnischen und barbarischen Volksstammes naturgemäss in die entsprechenden Bahnen einer geistig und sittlich höheren Sphäre eingelenkt werden müssen. Schon die Errichtung und das Dasein einer Missionsansiedelung ruft nothwendigerweise eine Reihe von Einwirkungen auf die soziale Hebung des Volkes hervor, indem einem kulturlosen Geschlecht Dinge in den Gesichtskreis gerückt werden, von denen es vormals keine Ahnung hatte. Für den Häuserbau müssen Eingeborene als mithelfende Kräfte herbeigezogen werden und leitet man sie zu Gewerken an, die wohl in ihren rohesten Anfängen wie zu Tubal Kain's Zeitalter dem Volke eigen und bekannt sind, aber nun erst vom bauenden und sich ansiedelnden Missionar zur nöthigen Ausbildung und schliesslich zur relativen Volkommenheit gelangen. So ruft das Da-

sein des Missionars noch manche weitere Zweige der Kultur im kulturlosen Lande hervor und seine berufliche Lebensstellung beschränkt sich nicht auf das geistliche Amt allein, sondern sie besteht neben der Aufgabe, das umnachtete Volk aus der geistlichen und geistigen Finsterniss zum Lichte der Wahrheit zu führen, zugleich auch in einer kulturellen; denn seine Wirksamkeit — die ja nicht dem Einzelnen oder einer für sich bestehenden Gemeinde gilt — wird und muss zielbewusst darauf gerichtet sein, dem gedankenlos und träumerisch dahinlebenden, allem Idealen und jeglicher Strebsamkeit fernstehenden Geschlecht, das nur dem Augenblick lebt — die Bahn zu weisen, auf dem es aus dem Kindheitstraum erwacht und sich zur Thätigkeit und Regsamkeit aufrafft, und vermöge welcher es ihm möglich wird, aus seiner thatenlosen, rohen, unentwickelten und versumpften sozialen Stellung herauszutreten.

Beides nun, der Selbstzweck wie der nationale, liessen die Baseler Missionsgesellschaft, die sich seit 1828 die Goldküste zum Arbeitsfeld ihres Evangelisationswerkes erkor, schon frühzeitig, sobald es die Verhältnisse geeignet erscheinen liessen und z. Th. gebieterisch erheischten, daran denken, in kultureller Hinsicht eine entsprechende Thätigkeit zu entfalten. Man beschränkte sich aber, wie im Nachfolgenden gezeigt werden soll, keineswegs blos auf die Hebung des Ackerbaues und Einführung ausländischer Kulturpflanzen, sondern liess sichs Hand in Hand mit jenem viel Mühe und Geld kosten, um die nöthigsten und für ein Land unerlässlichsten Gewerbe einheimisch werden zu lassen. Es liegt ausserhalb des Rahmens dieser kleinen Skizze, die Entwickelung aller kulturellen Versuche der Baseler Missionsgesellschaft eingehend wiederzugeben und all' jenen Ursachen an Hand der Akten nachzuspüren, wodurch ein Arbeitszweig den anderen hervorrief. Es genüge eine kurze Angabe faktischer Thatsachen, wie sie innerhalb von 3—4 Jahrzehnten ins Dasein getreten sind. Dieselben werden zur Genüge klar legen, wie zielbewusst jene Gesellschaft ihre Aufgabe nicht blos auf dem geistigen, sondern auch auf dem sozialen Gebiet des ihr von Gott angewiesenen afrikanischen Arbeitsfeldes ins Auge gefasst und verfolgt hat; ja dieselbe hängt so innig mit dem ganzen System und der Methode dieser Mission — man kann sagen, mit dem ganzen Missionsprinzip derselben zusammen, dass ihre Geschichte auch zusammenfällt mit ihrem Wirken auf dem wirthschaftlichen Gebiet. —

Es war im Jahre 1843, dass 2 Baseler Missionare und ein in Europa ausgebildeter Negergehilfe über Westindien kommend auf der

Rhede von Christiansborg Anker warfen und einen 24 Köpfe zählenden Trupp christlicher Neger ans Land setzten. Man hatte die letzteren als Freiwillige auf den englischen Inseln von Westindien geworben und zur Ansiedelung auf der Goldküste zu gewinnen gewusst. Hier sollten dieselben als christliche Kolonisten den festen Anhaltspunkt für die zu betreibende Missionsthätigkeit bilden und zugleich den Grundstock zu einem christlichen Gemeinwesen abgeben. Der Gedanke war genial, und wenn sich auch die Negerkolonisten nicht alle erprobten und manche wieder enttäuscht in ihre westindische Heimath zurückkehrten, so entsprachen doch die bleibenden insofern den Erwartungen, dass sie ihre Missions- und koloniale Aufgabe mehr oder weniger erfüllten. Man siedelte sie auf der Höhe des Gebirges bei dem Hauptort Akropong an und liess durch sie eine Reihe netter Häuschen aufführen. Verschiedene Nutz- und Nährpflanzen wurden von ihnen von Westindien auf den afrikanischen Boden verpflanzt, Kaffee- und Tabakplantagen wurden angelegt, Kakao, Pfeilwurz und Koko kultivirt. Orangen- und Mangobäume wurden durch sie im ganzen Land einheimisch und mancher Industriezweig, wie das Holzschneiden, das Spalten und Zurichten von Schindeln, wurde durch die westindischen Emigranten eingeführt[1]). — Indess zwei Umstände liessen die Kulturarbeit derselben nicht recht zur Blüthe kommen. Es fehlte ihnen vor allem — wie durchgängig dem Neger — an der Spekulation, dem weiten Blick und an ausdauerndem Unternehmungsgeist. Zum anderen hemmte die damalige Unsicherheit des Eigenthums jegliches Gedeihen. Felddiebstähle von Seiten der heimischen Eingeborenen, die geradezu zu eigentlichen Feldräubereien ausarteten, brachte die Pflanzer oft um einen grossen Theil ihres Erntesegens. —

Immerhin ist das Dasein der westindischen Kolonisten von unzweifelhaftem Einfluss auf die Hebung der Bodenkultur im Gebiet jenes Distrikts gewesen, und wenn die Missionare sich späterhin selbst auf den Betrieb der Agrikultur und des Gewerbes warfen, so ist dies nur dem Umstand zuzuschreiben, weil man sich klar wurde, dass in einem Erdstrich wie Westafrika die Kulturarbeit zuerst vom Europäer gethan werden muss, bis man mit der vollendeten Thatsache und der vollen Wirkung des erreichten Fortschrittes vor den Eingeborenen treten und von ihm Nachahmung erwarten kann. — Diese Kulturaufgabe, im Zusammenhang mit der direkten

[1]) Baseler Jahresbericht 1858, p. 124. f.

Missionsthätigkeit und hervorgerufen durch die letztere, wurde wie schon oben gesagt, energisch aufgenommen und mit dem allseitigsten Blick auf die mannigfachen Bedürfnisse des kulturlosen Landes betrieben.

Vor Allem galt es Bauhandwerker — zu denen selbst mancher ordinirte Missionar nach seiner früheren Lebensstellung gehörte — auf das afrikanische Missionsfeld zu senden. Unter ihrer Leitung entstand ein Stationsgebäude um das andere und mancher der Eingeborenen wurde unter ihrer Anleitung der Bearbeitung des Holzes und Eisens kundig. Jede Station unterhielt in der Folgezeit wenn immer möglich eine kleine Tischler- und Schmiedewerkstätte und einen oder mehrere ständige Arbeiter aus den Eingeborenen, bis späterhin an der Küste besondere Werkstätten zum Behuf der Ausbildung von Tischlern, Wagnern, Schmieden und Schlossern von der Missionsgesellschaft eingerichtet wurden. Der gewerbliche Betrieb erstreckte sich späterhin auch auf die Schuhmacherei und Buchbinderei. Selbst Versuche mit der Strohflechterei, Töpferei und Ziegelbrennerei wurden vorübergehend angestellt. Für die ersteren Gewerbe wurden von der Gesellschaft eigens Fachleute von Europa auf die Goldküste gesandt und in Basel eine Industrie-Kommission mit besonderem Betriebskapital konstituirt.

Als weiteres Bedürfniss im kulturlosen Lande stellte sich als dringende Nothwendigkeit die Herstellung von passablen Heerstrassen und gangbaren Verkehrswegen zwischen der Küste und den im Innern gelegenen Missionsstationen heraus. Von den Missionaren wurde wohl, nachdem kleinere Summen zu dem Zweck ausgeworfen worden waren, in der nächsten Umgebung ihrer Stationen der Wegbau in Angriff genommen, aber für grössere Entfernungen bedurfte es doch namhafter Gelder und europäischer Leiter für das Unternehmen. Dies geschah denn auch schliesslich in den 50ger und 60ger Jahren, indem 2 Laienmissionare zeitweise ausschliesslich mit der Aufgabe betraut wurden, eine Strasse von Christiansborg an der Küste bis nach dem 18 Stunden landeinwärts am Voltafluss gelegenen palmenreichen Kroboland herzustellen. Dieselbe führte vom Seestrand 2 Stunden lang durch die Prairie, welche von niedrigen wellenartigen Erhebungen und stellenweis versumpftem Terrain durchzogen ist. Von da führte sie 4 Stunden weit durch niedriges Buschland bis an den Fuss des Akuapemgebirges, an diesem hinauf und ca. 8 Stunden auf dem Bergrücken entlang über 2 Missionsstationen, bis sie sich wieder das Gebirge hinab durch die Palmenwälder Kro-

bos nach der Station Odumase hinzog. — Zugleich wurde eine weitere Strasse 2 Stunden landeinwärts von der ersteren abgezweigt, um dieselbe durch die Ebene längs dem Fuss des Gebirges nach Krobo hinführend anzulegen. Doch der Missionar, welcher damit betraut war, erlag dem Klima, als er etwa ein Drittel der Wegstrecken fertig gestellt hatte und der Rest blieb unausgeführt. —

Durch die unwegsamen Urwälder Akems aber, dem Hinterland der Küste, wurden bis zur Station Gyadam, resp. Kyebi (ca. 30 Stunden von der Seekante) gangbare Pfade gehauen. Auf letzterer Station hauste zur Zeit als Einsiedler ein Missionar von ganz eigenartigem Charakter, der auf eigene Faust und ohne von der Missionsgesellschaft unterstützt zu sein, missionirte und Kulturarbeit trieb[1]). Mit eigener Hand, in einem mörderischen Klima, fällte er Bäume, rodete den von mächtigen Wurzeln durchsetzten Boden um, pflanzte Tabak, Futtergräser und europäische Getreide- und Gemüsesorten, spaltete Bäume und machte Zäune, legte Jams- und Pisangplantagen an, strich Backsteine, baute Häuser, trieb Schaf- und Schweinezucht und erwarb sich durch Ackerbau und etwas Tauschhandel den nöthigsten Lebensunterhalt. Er trieb es freilich nicht auf die Länge; verzog später nach der Zerstörung seiner Station an den Voltafluss, um an dieser ins Innere führenden Verkehrstrasse missionirend und kultivirend zu wirken, und lebt heute als deutscher Pastor in Nordamerika. Doch regte seine Missionsmethode zu neuen Ideen an und sie war zugleich die Aeusserung allseitig empfundener Bedürfnisse für ein kulturloses Land und dessen kulturbedürftige Bewohner. —

Jene Wegbauten erforderten natürlich grosse Geldopfer von Seiten der Gesellschaft und es wäre vielmehr Pflicht und Aufgabe der englischen Regierung, unter deren Protektorat die Küste damals stand und an welcher sie hohe Einfuhrzölle erhob, gewesen, von sich aus die nöthigen Verkehrswege im Lande herzustellen und im Stande zu erhalten. Dies hätte schon im Interesse des Handels gelegen; aber Englands Kolonialpolitik befasste sich damals auf der Goldküste nur mit dem äussersten Küstenrand und soweit seine verrosteten Kanonen reichten. Doch liess man sich soweit herbei, auf schriftliche Eingaben der Missionare hin, mehrmals Unterstützungsgelder für die Anlegung von Strassen darzureichen, und war froh, dieser Pflicht auf dem wohlfeilsten Wege überhoben zu sein. Zugleich suchten die hierfür interessirten Missionare mit Recht Propaganda

[1]) Baseler Jahresbericht 1854, p. 101 f.

für ihr nationales Unternehmen an der Küste selbst zu machen, indem sie in einer westafrikanischen Zeitung auf die öffentliche Meinung und das Interesse aller gebildeten Kreise einzuwirken suchten. Ja, ein nach Europa zur Erholung zurückgekehrter Missionsarbeiter bereiste England und suchte daselbst unterstützende Freunde und Gönner für die kulturellen Aufgaben auf der Goldküste zu gewinnen und Geldmittel flüssig zu machen. Er fand solche besonders in den Kreisen der Quäker.

Der Strassenbau zog aber in der Folge noch ein weiteres Unternehmen nothwendig nach sich, die Viehzucht. Denn sollten die mit vielen Unkosten ins Dasein gerufenen Wege auch für die Dauer bestehen, so mussten dieselben in Stand gehalten werden und dies konnte auf keine Weise besser geschehen, als dass dieselben befahren wurden. Dadurch dienten sie einerseits dem Zweck eines leichteren und billigeren Transportes der Güter von Station zu Station, besonders von der Küste, dem Speditionsort für die Missionsniederlassungen — und andererseits wurde dem im Tropenlande so überaus rapiden Verwachsen und Ueberwuchern der Strassen vorgebeugt; denn auf ein genügendes Begangen- und Betretenwerden derselben durch die Eingeborenen konnte nicht gerechnet werden, indem dieselben, ihre Lasten auf dem Kopfe tragend, stets im Gänsemarsch daherschreiten. Obige Zwecke und Ziele erheischten die Einführung von Zugvieh, und man schreckte vor keinerlei etwaigen Enttäuschungen noch Geldopfern zurück. Ein Wagner wurde in Süddeutschland geworben und von der Missionsgesellschaft an die Küste geschickt, um die Gefährte herzustellen und diesen Industriezweig im Lande einzuführen. Zum weiteren wurde auch ein europäischer Oekonom später nachgesandt, um Viehzucht und in Verbindung damit Landbau zu treiben. — Zugochsen, Pferde, Esel, Maulthiere wurden der Reihe nach eingeführt und Experimente mit dem Zugvieh angestellt; doch die mancherlei Versuche endeten mit einem Fiasko. Das Vieh erlag der Tsetse-Fliege, die das niedere Buschland (2 Stunden von der Küste landeinwärts bis zum Fusse des Gebirges) beherrscht und deren Gebiet man bei Transporten und Reisen nicht umgehen konnte. — Selbst die an der Küste betriebene Viehzucht endete schliesslich damit, dass eine Seuche die stattliche Heerde Rinder wegraffte und der Landbau liess sich wegen der sandigen und dürren Bodenbeschaffenheit in der Nähe der See nicht mit Rentabilität betreiben. — Die angelegten Strassen verwilderten und verwuchsen mit der Zeit wieder, da ihre Instandhaltung grosse

Summen verschlungen hatten, und dieselben wurden erst 20 Jahre später von der englischen Kolonialregierung — das Land war mittlerweile zur Kolonie erhoben worden — wieder in Stand gesetzt und zum Theil ganz erneuert, so dass man jetzt 25 englische Meilen weit ins Innere den schönsten und bequemsten Fahrweg mit Wasserabzügen hat. Die Strasse entlang führt zugleich eine Telegraphenleitung bis zu dem englischen Sanitarium in Aburi, das auf dem Gebirge gegen 400 Meter hoch liegt und wo sich ab und zu die englischen Beamten gesundheitshalber aufhalten.

Mehr Erfolg errang die Baseler Missionsgesellschaft auf dem Gebiet der Agrikultur, der sie Jahrzehnte hindurch ihre Aufmerksamkeit schenkte. Wenn hierin schon einiges weniges durch die oben erwähnten westindischen Ansiedler auf dem Akuapemgebirge geschehen war, so konnte doch nur etwas Erkleckliches in dieser Hinsicht zu Tage gefördert werden, wenn, wie schon gesagt, die Sache unter die Leitung und den Betrieb eines Europäers gestellt wurde. Anfangs betrieb ein Bauhandwerker den Plantagenbau nebenher, während er die Bau- und Reparaturarbeiten der Gebirgsstation Akropong besorgte. Späterhin aber, von 1856 ab, erhielt dieselbe einen besonderen Oekonom, dem die spezielle Aufgabe oblag, den Ackerbau rationell zu betreiben. Zugleich wurde auf derselben Station eine Anstalt errichtet, in welcher Knaben zu Handwerkern und Pflanzern erzogen werden sollten. 2 Jahre später wies dieselbe bereits 12 Zöglinge auf. Die Missionsgesellschaft hatte hiermit aber nicht den Selbstzweck im Auge — denn die Unterhaltung eines europäischen Pflanzers und den Betrieb des Unternehmens überwog die Einnahmen vorerst noch bei weitem — sondern man bezweckte vornehmlich die Hebung der sozialen Verhältnisse, die Erschliessung der Erwerbsquellen und Angewöhnung des Volkes, vor allem der Christen, zu einer geordneten und fleissigen Berufsarbeit. —

Zunächst waren es meist nur Experimente, die mit dem Landbau angestellt wurden. Man suchte die Natur des Bodens, seine Ertragfähigkeit und sein Verhältniss zu ausländischen Kulturpflanzen vorerst zu erkunden. So pflanzte man z. B. ausser den einheimischen Nährpflanzen nicht weniger als 24 Sorten von Getreide und Hülsenfrüchten. Von diesen gingen zwar 12 auf, aber nur 7 Arten, meist Hülsenfrüchte, kamen fort und gediehen. Ausserdem fand sich, dass alle Kohlarten, Salat, Bohnen, Gurken u. a. Gemüse den Anbau trefflich lohnten. Von Baumsorten wurden gepflanzt: Mango-Bergbirn- (Pears), Citronen-, Feigen-, Pflaumen-, Aepfel-, Birn- und

Teakbäume, der Oelbaum, die Fächer- und Kokospalme, ja selbst eine Tanne, welche aber nicht recht gedeihen wollte. An Staudengewächsen versuchte man es mit der Baumwollen- und Gummiarabicumstaude,[1]) die beide trefflich fortkamen und wovon die letztere sogar hier einheimisch ist und wild wächst. Ebenso kultivirte man Reis und machte einen kleinen Versuch mit Kakao und der Weinrebe. Ganz besonders aber warf man sich auf den Anbau des Kaffee, wovon im Jahre 1857 13 Zentner erzielt wurden, nachdem die Kaffeeplantage schon im Jahre 1854 einen Reinertrag von 227 Dollars abgeworfen hatte. 1858 zählte die Plantage nicht weniger als 5 000 fruchttragende und 3 000 junge Bäumchen; 50 fruchttragende Orangenbäume (schon in den 40ger Jahren angepflanzt) und zahlreiche Mangobäume führten durch das Stationsgebiet dahin. Für Anpflanzung von Baumwolle und Tabak, sowie für eine ausgiebige Ausbeutung der Landeserzeugnisse, besonders der Oelpflanzen (Oelpalme, Rizinus, Erdnüsse) war zwar bis daher noch nicht viel geschehen, aber die Missionare jener Tage erboten sich den heidnischen wie den christlichen Eingeborenen hilfreiche Hand in dieser Richtung zu bieten.[2]) Versuche, die später mit Tabak gemacht wurden, fielen ziemlich günstig aus.

Der Plantagenbau auf der Bergstation Akropong wurde auch nicht sobald aufgegeben, sondern unter den erschwerendsten Verhältnissen bis zum Jahre 1878 auf Kosten der Missionsgesellschaft unausgesetzt betrieben und nichts unversucht gelassen, um denselben auf die Höhe zu bringen und zugleich durch denselben auf die Eingeborenen einzuwirken. Ein europäischer Oekonom löste den anderen in der heissen Arbeit ab, so dass von 1856—1878 nicht weniger als 6 derselben vorstanden. Zwei erlagen dem Klima, die übrigen traten nach längerer oder kürzerer Wirksamkeit mit gebrochener Gesundheit oder entmuthigt von derselben ab. Als der letzte 1878 dem Klimafieber erlag, glaubte man den Zeitpunkt gekommen, die Plantagenwirthschaft in die Hände der christlichen Eingeborenen übergeben zu dürfen und zwar geschah dies in der Weise, dass man die Kaffeepflanzungen an jene verpachtete und die Pachtgelder in die Kirchenkasse der Stationsgemeinde fliessen liess. Zugleich wurden solche auch an die Anstalten der Station verpachtet, deren Schüler unter Aufsicht der Lehrer und des europäischen Vorstehers

[1]) Wahrscheinlich Acacia Verek. (D. H.)

[2]) Baseler Jahresbericht 1858, p. 126.

den Kaffeebau betrieben und ausser dem Pachtgeld immerhin noch einen erklecklichen Reingewinn zur Unterhaltung der Anstalten herausschlugen.

Trotzdem ist es sehr zu beklagen, dass die Bewirthschaftung der vorhandenen Plantagen an die Eingeborenen überging, denn es ist dieselbe im Grunde nichts anderes als ein Raubbau — entsprechend dem Charakter der Neger, die das Vorhandene ausbeuten, ohne ihm die nöthige Pflege angedeihen zu lassen und ohne Rücksicht auf die Dauer der Ertragsfähigkeit, ja ohne das ausgenutzte Material rechtzeitig zu ersetzen. Man will eben nur ernten, wo man nicht gesäet hat und dies ist ja bei der immensen Triebkraft in den Tropen bis zu einem gewissen Grad möglich. Ist dann schliesslich der Boden und die Pflanze erschöpft, so überlässt man das Ganze sich selbst und der Verwilderung.

Während so die Station Akropong das ökonomische Zentrum der Mission während mehrerer Jahrzehnte war, unterliess man nicht, auf allen anderen Stationen — wo immer sie lagen — nebenher und im kleineren Stil zu pflanzen und zu kultiviren, je nachdem der betreffende Missionar Lust und Liebe, Geschick und Erfahrung hierfür besass.

Besonderes Interesse aber für die Sache bewies der zeitweilig in Abokobi stationirte Missionar J. Zimmermann, dessen ganze Stellung zu Afrika und dessen Hebung eine so eigenartige und originelle ist, dass sie verdient, hier besonders erwähnt und charakterisirt zu werden. — Aus dem christlichen (pietistischen) Bauernstand Württembergs hervorgegangen und genial angelegt, bewahrte er demselben auch als Missionar und Sprachgelehrter seine ganz besondere Vorliebe und wusste nicht genug zu betonen, dass auf dem Ackerbau der besondere Segen Gottes ruhe und dass derselbe die unzerstörbare äussere Grundlage bilde, auf der sich Gesittung und Bildung, Wohlfahrt und Ordnung für die Völker aufbaut. Im höchsten Grade ideal angelegt, übertrug er alle seine Ideale, ja die höchste Begeisterung auf das ihm zur zweiten Heimath gewordene Afrika über. Der schwarze Erdtheil wurde ihm nicht nur zum Schauplatz seines Wirkens (v. 1850—1876) — er ersah in ihm und seinem Völkergewimmel auch die Welt der Zukunft, der Geschichte, der imposantesten Entwickelung, wie er auch die Wiege des Menschengeschlechts, das Paradies, in dasselbe verlegte. Afrika, bisher verkannt und mit Füssen getreten — sollte wieder zu Ehren kommen, seine Schätze gehoben und verwerthet werden, es sollte seine vorige Stellung — wie Egypten und Nordafrika vor Uralters — im Reigen

der Völkergeschichte einnehmen und vor allem als Vorort der christlichen Kirche in der Zukunft die hervorragendste Rolle führen. Dafür lebte, dafür wirkte er und liess sich durch nichts beirren. — Hier in den weiten fruchtbaren Gebieten des tropischen Afrikas sollten zugleich — auch zum Heile des schwarzen Erdtheils — die sozialen Fragen Europas und speziell Deutschlands gelöst werden und zwar durch Einwanderung der überschüssigen, mittellosen, gedrückten und um die Existenz ringenden Elemente der europäischen Kulturländer und durch Ansiedelung derselben in den brach- und unbenutzt daliegenden Ländereien des jungfräulichen Afrikas. Und merkwürdig — im höchsten Grade begeistert für sein Adoptivland — war und blieb er dabei deutscher Patriot durch und durch; ja er hoffte als solcher die Verwirklichung aller seiner weit- und hochgehenden Pläne für Afrikas Hebung nur durch die emporstrebende Macht seines deutschen Vaterlandes. Er erlebte es leider nicht mehr, — denn er starb 1876 —, dass Deutschland Kolonialbesitz im westlichen und östlichen Afrika erwarb, aber in Wort und Lied warb er für diesen Gedanken von jeher, und manche Bestrebungen, wie sie heute für Afrika auftauchen und ins Werk gesetzt werden, sagte er mit prophetischem Blick voraus. Er hat es nicht mehr erlebt, dass die afrikanischen Ströme, bis zu ihrem Oberlauf erforscht, von zahlreichen Dampfern befahren werden, dass ein Kabel die europäische Welt mit Afrikas Gestade verbindet und von allen Seiten her das dunkele Innere des Erdtheils durchforscht und erkundet wird, dass die Kolonialmächte im Wettstreit mit einander weite Länderstrecken des afrikanischen Kontinents zu erwerben suchen — seine Augen haben es nicht mehr geschaut, aber er sah es kommen, wiewohl er mit seinen Ideen meist allein da stand und als Idealist belächelt wurde. Bei seinem allzu frühen Tod — er war erst 51 Jahre alt — hinterliess er ein Schriftstück, das als sein Testament im „Evang. Missionsmagazin“ Jahrg. 1877, Seite 225 ff. veröffentlicht wurde und zwar als „letztes Wort eines alten afrikanischen Missionars an sein deutsches Vaterland“[1]). — Die Gedanken, welche er in demselben ausspricht, enthalten das gewaltigste Missionsprogramm für Deutschlands Volk und sind zugleich der eindringlichste Mahnruf an dasselbe seiner Weltmission eingedenk zu sein und diese zum Heil Afrikas in Aktion treten zu lassen. Ausgehend von dem gött-

[1]) Der hier angeführte Artikel verdient besonders jetzt der eingehendsten Aufmerksamkeit.

lichen Urmissionsbefehl: „Seid fruchtbar und mehret Euch und erfüllet die Erde und machet sie Euch unterthan und herrschet“ — weist er an Hand der Geschichte und mit dem Hinweis auf die sozialen Bedürfnisse Deutschlands nach, wie gerade dem deutschen Volke die besonderen Gaben von Gott zuertheilt worden seien, das Missionsvolk der Erde zu sein, und wie dasselbe in providentieller Weise gerade auf Afrika hingewiesen sei, hier seine Weltmissionsaufgabe zu erfüllen. So sagt er unter anderem: „im Vergleich mit den übrigen Völkern des japhetitischen Stammes erscheint der Deutsche als geborener Kosmopolit, trotz der innigsten Vaterlandsliebe wie geschaffen zum Beruf der Weltmission. Der Engländer ist stolz, engherzig, spröde, wie seine Inselheimath, er verbreitet sich über alle Meere, und betritt alle Küsten der Welt, aber nicht um diese zu heben und sie zu seiner neuen Heimath zu machen, sondern blos um dies alte Heimathland gross, reich und mächtig zu machen und das Erworbene sobald als irgend möglich in „good old England“ zu geniessen und zu verzehren. Ueberallhin nimmt er seine Sprache und ganze Eigenthümlichkeit mit sich, ja raubt gern den anderen Völkern ihre Sprachen und Sitten, um sie zu einer charakterlosen Nachäffung des eigenen Wesens zu verführen und auf diese Weise zu keiner rechten Selbstständigkeit gelangen zu lassen. Wohin ihn seine Schiffe nicht tragen, da kommt er stets schwer hin, keine Sprache lernt er leicht; alles will er nach englischem Maassstab messen und ummodeln, daher er besonders in dem grossen afrikanischen Binnenlande so wenig ausgerichtet hat“. Dagegen „wo immer England einen seiner eigenthümlichen Begabung entsprechenden Boden gefunden, da hat es auch Grosses geleistet, und der fünfte Theil der Menschheit steht schon unter seiner Herrschaft. Deutschland aber hat ausserhalb seiner eigenen engen Grenzen gar nichts. Dazu kommt, dass die noch zu zivilisirenden Länder nicht für England und die Engländer nicht für sie passen. Die Romanen haben Südamerika, einen Theil von Nordafrika u. s. w. und daran über genug. Für Deutschland sind gerade noch die Völker und Länder übrig, für welche es besonders begabt ist, in erster Linie das ihm so nahe und als Binnenland seiner Eigenart entsprechende Afrika. Was Afrika vor allem braucht, hat weder England noch ein anderes christliches Land, ausser gerade Deutschland. Vor allem aber braucht Afrika mehr Menschen und die dort wohnende noch ganz von der Natur, dem Heidenthum und Islam beherrschte Menschheit bedarf des Anstosses und Sauerteigs der

christlichen Kultur, der Beeinflussung durch leitende Persönlichkeiten und überdies der Erschliessung durch ein auf Landverbindungen, Ackerbau und Gewerbe gerichtetes Binnenvolk, wie die Deutschen. Dazu kommt nun aber andererseits, dass Afrika auch den Deutschen bieten würde, was ihnen fehlt, nämlich Raum zur Ausdehnung und einen empfänglichen Gegenstand für ihren Missionsberuf."

Die von dem Verfasser hier behandelte Weltmission will natürlich in erster Linie von der geistigen Missionsarbeit, von der Pflanzung des Christenthums unter den heidnischen Völkern Afrikas verstanden sein, aber sein Programm geht, wie schon aus Obigem hervorgeht, viel weiter und umfasst nichts geringeres als die Entfaltung einer deutschen Kolonialmacht in den afrikanischen Gebieten. Er lässt sich hierüber an einer Stelle also vernehmen: „die eigentliche Mission sollte zunächst nur mit dem Evangelium in ein Land eindringen, Stationen, Schulen, Gemeinden gründen. Ist aber der Zugang einmal gewonnen, und der Grund gelegt, so wird sich bei unzivilisirten Tropenvölkern gar bald das Bedürfniss herausstellen, frische christliche Arbeitskräfte, Pflanzer, Handwerker, Kaufleute und für diese wieder eine christliche Obrigkeit, Zucht und Schutz zu haben. Und dies zu erlangen, sollte die Mission sobald als möglich an ihr Volk, an ihre Heimathregierung sich wenden, um diesen Theil der Volkswiedergeburt den eigentlichen Missionaren abzunehmen. Eine derartige Kolonisation würde einerseits der Mission freie Hand schaffen für ihren geistlichen Beruf, und dafür andererseits an den Missionaren und ihren Gemeinden eine Stütze finden, die sie in den meisten Auswanderungsländern entbehrt. — Also christliche Kolonieen Deutschlands im Gefolge der Mission verlangen wir als Heilmittel für die Heidenvölker wie für Deutschlands soziale Krankheit."

Er spricht sodann der europäischen Einwanderung in Afrika das Wort und sucht den Einwand zu widerlegen und die Bedenken zu zerstreuen, dass die Tropen zu ungesund seien, um eine solche zuzulassen. Die unverwendete Ueberfülle des Lebens — nicht das Klima selbst — sei es, das Krankheit und Tod in den heissen Klimaten erzeuge. „Nicht das Klima", sagt er, „sondern die Unkultur, die Unreinigkeit und Unreinlichkeit des Heidenthums, die Sünde, die Entvölkerung und Knechtung der Tropenländer und Völker unter die wilde Natur, die Trägheit sie zu beherrschen und ihre Schätze zu heben, macht die üppige Gesundheits- und Segensfülle des Tropen-

klimas zu einer Pest- und Todesquelle. Die Bäche werden zu Sümpfen, die Wohnungen der Menschen zu Kloaken, die Wälder zu riesigen Pflanzengräbern, wo eine Generation der herrlichsten Nutzbäume auf der anderen verfault; und dieser äusseren Verwilderung entspricht die innere Versunkenheit der Menschen, welche gleichfalls zu Tod und Verderben führt. Dagegen bevölkere man eine Tropengegend mit einer genügenden Anzahl fleissiger, gesitteter, christlicher Menschen — und sie werden einen Garten Gottes aus ihr machen."

Wohl liess der Optimismus des für sein Afrika und seine Missionsaufgabe hingebenden und begeisterten Missionars die afrikanischen Verhältnisse vielfach in einem allzu rosigen und vielverheissenden Lichte erscheinen, wohl meinte er bei Jedem die gleiche oder doch annähernde Begeisterung für den afrikanischen Kontinent voraussetzen zu dürfen und erging sich bei seinem hohen Schwunge für die von ihm vertretene Sache in vielfach unerreichbaren Idealen und Problemen — aber es sei, wie ihm wolle — man wird dem Mann hierüber keinen Vorwurf machen können, sondern im Gegentheil, er nöthigte Jedem die höchste Achtung ab, insofern seinen Ideen die praktische Ausführung entsprach. Er lebte und wirkte für Afrikas Wohl, Hebung und Zukunft, ja glaubte es dem Lande seiner Wirksamkeit schuldig zu sein, sogar soweit gehen zu sollen, dass er eine in Westindien gebildete Afrikanerin zur Gattin nahm und sich hierdurch Afrikas Geschlecht mit seinem Leben und Blut verschrieb. Wir können diesen seinen Schritt als zu weit gehend nicht rechtfertigen, aber er war nur die Konsequenz seines für Afrikas Volk warm schlagenden Herzens.

26 Jahre lang hat er seinem Beruf und für Afrika leben dürfen und Grosses in demselben geleistet, hat dem Volk der Akraer die Bibel in dessen Sprache übersetzt und verschiedene werthvolle Bücher in derselben verfasst, demselben einen reichen Liederschatz hinterlassen, an dem sich die christlichen Gemeinden sonntäglich erbauen, Nationalgehilfen ausgebildet, zur Kenntniss des Landes und Volkes viel beigetragen, mehrere Gemeinden gründen helfen und dieselben als ein treuer Hirte geweidet. Wie ein Patriarch waltete er unter der christlichen Negerbevölkerung und freute sich jedes Bausteines, der von irgend einer Seite her zum Aufbau der christlichen Kirche und zur Hebung der sozialen Verhältnisse Afrikas herbeigetragen wurde. Hoffenden Auges blickte er in die Zukunft und harrte der Zeit entgegen, in welcher sein Afrika, „des Patriotismus

werth“ eine Rolle im Reigen der christlichen und zivilisirten Weltmächte spielen werde.

Es kann nicht Wunder nehmen, dass derselbe seine Theorien in Bezug auf Kolonisation und Kultivirung der afrikanischen Gebiete, soviel an ihm lag, in die Praxis umzusetzen suchte oder doch wenigstens den Anstoss hierzu geben wollte. Gelegenheit bot sich hierfür im Jahre 1854. Im September des genannten Jahres wurde die Küstenstadt Christiansborg, wo Zimmermann stationirt war, von den Engländern bombardirt und völlig eingeäschert, eine Strafe, die über die Eingeborenen verhängt wurde, weil sie eine ihnen auferlegte Kopfsteuer zu zahlen sich weigerten. Dies hatte zur Folge, dass sich der grösste Theil der Stadtbevölkerung von der Küste landeinwärts flüchtete und sich auf ihren Plantagendörfern vorübergehend ansiedelte. Dem Beispiele folgte Missionar Zimmermann mit einem seiner Kollegen und beide zogen der flüchtigen Negerbevölkerung in das sogenannte Buschland nach. Hier, in der Nähe der früheren dänischen Plantagen, 4 Stunden von der Küste entfernt und unweit dem Fusse des Akuapemgebirges, besass die Mission schon seit Jahren ein grösseres Stück Land und auf diesem liess sich Zimmermann mit seinem Kollegen Steinhauser nieder. An Ort und Stelle selbst lag zwar keine Negeransiedelung; aber es bot eine durchaus günstige, weil zentrale Lage für die Missionsarbeit, insofern ringsherum in der nächsten Umgebung eine grosse Anzahl von Dorfschaften zerstreut lagen. Auf dem Missionsland selbst wurde die Ansiedelung der Missionsfamilie in grösster Eile und im primitivsten Stil bewerkstelligt und die Berufsarbeit aufgenommen. Zugleich wurden die zersprengten Theile der Christengemeinde von der Küste hier gesammelt und angesiedelt, einestheils um die Christen vor der Zerstreuung und deren üblen Folgen zu bewahren und andererseits, um durch ihre Ansiedelung einen selbständigen Bauernstand auf dem bisher brachliegenden Missionsgut zu gründen. Auf diese Weise durfte man hoffen, die Ländereien zu verwerthen und den Christen durch die Oekonomie zu einem selbständigen Durchkommen zu verhelfen. Zudem konnte diese Negerkolonie von christlichen Bauern unter Zucht und Leitung gestellt werden und sollte den Typus eines christlichen afrikanischen Dorfwesens darstellen. Als Entschädigung für die Nutzniessung des Missionslandes wollte Zimmermann das alttestamentliche und altdeutsche Feudalsystem des Zehnten eingeführt wissen. Die damalige Werthlosigkeit der Ländereien aber, sowie der häufige Wechsel im Personal

der Missionare liess es schliesslich bei der weniger umständlichen Entrichtung eines kleinen Pachtes in baarem Gelde bewenden. Der Ort selbst wurde unter dem Namen Abokobi zur Missionsstation erhoben und später mit mehreren grösseren Missionsgebäulichkeiten versehen. So lange aber Zimmermann und sein Kollege daselbst stationirt waren, musste ein einfaches Häuschen von Erde und mit Gras bedacht, wie sie Neger bewohnen, als Wohn- und Arbeitsstätte dienen. Doch Zimmermann genügte die Ansiedelung durch einige wenige Negerbauern nicht. Angesichts der weiten ertragsfähigen Ländereien um ihn her, die, wiewohl nur unvollkommen vom afrikanischen Bauern bestellt, in der Fülle des tropischen Vegetationstriebes strotzten und 100fältig den daran gewandten Schweiss lohnten, glaubte er oben angeführte Grundsätze verwirklichen zu müssen. In vielen seiner Briefe an die Baseler Missionsgesellschaft und an christliche Kreise seiner Heimath vertrat er schon damals 1855 mit grosser Lebendigkeit und Wärme den Plan, christliche Kolonisten von Europa auf den Boden seiner Missionsarbeit zu ziehen. Nicht dass er den Strom der Aus- und Einwanderung statt nach Amerika und Australien in seiner ganzen und vollen Breite und Tiefe in die westafrikanischen Gebiete lenken wollte, nein, er wünschte nur eine beschränkte Anzahl junger Leute von christlicher Gesinnung aus dem Bauern- und Handwerkerstande in seiner Nähe angesiedelt zu sehen. Diese sollten durch ihr Vorbild, durch christliches Familienleben, durch ihre Kulturarbeit — unabhängig von den Existenzmitteln der Missionskasse — die Arbeit der evangelisirenden Missionare unter der heidnischen und christlichen Negerbevölkerung unterstützen und das christliche Volksleben heben. Dabei setzt er voraus, dass, soll dies in dem erwünschten und erwarteten Maass eintreten, diese Ansiedler die von ihnen besetzte afrikanische Scholle als ihre bleibende Heimath anzusehen hätten. Dass das Land denselben die erforderlichen Existenzmittel mehr als nöthig gewähre, weist er in einer längeren Darstellung über die hierorts bestehenden Verhältnisse, soweit sie Landerwerb, Landbesitz, Landertrag, die Arbeiterfrage, Dörfer, Häuser, Gewerbe, Ackerbau, Viehzucht u. s. w. betreffen, nach.[1]) — Zugleich weist er darauf hin, dass sich neben der von europäischen Ansiedlern betriebenen Landwirthschaft ein kleiner Detailhandel verbinden lasse, sowie verschiedene Gewerbe, wie das Schreiner-, Wagner-, Zimmer-,

[1]) Ev. Heidenbote, Mai 1856, p. 37 ff.

Schmiede-, Sattler-, Schlosser-, Schuhmacher-, Schneider-, Weber-Handwerk; ferner die Tabak- und Zigarrenfabrikation, Sägerei und Oelbereitung. Zu allen diesen Gewerben fänden sich die Grundlagen schon vor. Der Europäer hätte nicht vorn anzufangen, sondern nur zu verbessern und zu heben, hätte nicht selbst zu arbeiten, sondern zu leiten. Eisen und Bauholz, Baumwolle und andere Stoffe für die Weberei und Seilerei, Häute zu Lederarbeiten und Rohstoffe für Zucker, Seife, Lichter und Oel sei in Menge vorhanden. — So hofft er mit Hilfe europäischer Ansiedler, die sich an Ort und Stelle einheimisch zu machen hätten, einen rationellen Landbau und die Vervollkommnung aller in ihren Anfängen schon existirenden Gewerbe, Verwerthung des Landes und der Arbeitskräfte, einen erhöhten Export, christliche Einwirkung und allgemeine soziale Hebung des Volkes, Verbesserung der Sitten, Untergrabung des Heidenthums und seiner Babarei, christliches Volksleben mit christlicher Gemeindeverfassung und Zivilisation zu erzielen und dem afrikanischen Volksleben einzupflanzen und dasselbe mit Belassung seiner nationalen Eigenart zu verklären und zu veredeln. — Dies etwa wäre in Kurzem das schon 1855 von ihm vertretene Problem der Neuschaffung afrikanischer Zustände. — Die Missionsgesellschaft konnte aber hierzu nicht wohl die Hand in direkter Weise bieten und wollte die Verantwortung nicht übernehmen, Leute für den Ansiedelungsplan in dem notorisch ungesunden — nur von Zimmermann in seiner optimistischen Anschauungsweise allzusehr unterschätzten — Fieber-, ja Todeslande von sich aus aufzufordern oder auch nur zu ermuthigen. Denn dass auf die verlockenden Darstellungen der agrarischen Verhältnisse, wie sie Zimmermann in Wort und Schrift machte, sich Leute genug gefunden hätten, um vom Auswanderungsfieber ergriffen, ein Eldorado in Westafrika zu erblicken und demselben zuzueilen — steht wohl ausser Frage. Ja, die Direktion der Missionsgesellschaft musste sich mit Recht fragen, ob ihrem Missionsbetrieb auf der Goldküste und dem dort bereits gegründeten christlichen Gemeindewesen nicht die grösste Schwierigkeit und Gefahr durch Ansiedler und deren Nachwuchs an Ort und Stelle erwachsen dürfte, über die sie in der Folge weder einen moralischen, noch juridischen Zwang auszuüben die Macht in Händen gehabt hätte. Wie leicht konnte es geschehen, dass mit der Zeit diese europäische Ansiedlersippe geradezu eine Gegenmission durch ihr Dasein gebildet und dass es vielleicht zur Nothwendigkeit werden konnte, unter ihr selbst missioniren zu müssen, statt, dass sie eine

Förderung und Stütze der Missionsthätigkeit gewesen wäre; denn wer hätte, wenn das Klima nicht alsbald Alle wegraffte, hindern können, dass den ersten Einwanderern von christlicher Gesinnung alsbald ein ungehemmter und uneindämmbarer Strom von allerlei Gelichter sich auf jenes Gebiet geworfen hätte, dem man machtlos gegenüber gestanden wäre. — Solche und andere Bedenken liessen die Gesellschaft mit Recht eine Stellung einnehmen, in welcher sie die Projekte Zimmermann's zwar nicht direkt bekämpfte, sie aber auch nicht unterstützte.

Dieser erwarb inzwischen aus seinen Privatmitteln in der Nähe der Missionsstation Abokobi ein bedeutendes Stück Land (ca. 100 Morgen um 250 Gulden). In der Mitte dieses sich in einer Länge von $^1/_2$ Stunde hinziehenden schönen Landbesitzes erhob sich ein kleiner Bergkegel, der nach Lage und Gestalt an den Hohenstaufen im schönen Schwabenlande erinnert und von dessen luftiger Höhe man die herrlichste Rundsicht geniesst. Wie ein Garten Gottes breitet sich weithin die von niedrigem Busch durchbrochene Ebene vor den Füssen aus, von der sich da und dort die Dörfer und Weiler der Bauern abheben. Plantagen mit ihrem bunten Kolorit wechseln mit Wald und Grasfluren ab. Einzelne Baumriesen, dem Geschlecht der Baobab und Seidenwollbäumen angehörend, ragen aus der niederen Waldregion empor und zeichnen sich mit ihren gigantischen Formen am bläulichen Horizonte ab. Im Rücken, gegen Norden, erheben sich wie ein mächtiger Grenzwall die steilen Abhänge des Akuapemgebirges, an deren unteren Halden entblösste Waldstellen die Arbeit des kultivirenden Bauern bekunden, während am östlichen Gesichtskreis die kühnen Formen der zerklüfteten Schaiberge schroff und inselartig aus der ebenen Fläche auftauchen. Ja, es ist ein schönes und buntfarbiges Gemälde, das die Bildfläche von jenem Kegel aus dem Auge darbietet, und es darf nicht Wunder nehmen, dass sein Besitzer, Missionar Zimmermann, im Vollgefühl seines afrikanischen Patriotismus daran dachte, sich in den späteren Zeiten, wann sein Tagewerk sich zu Ende neigen würde, hier auf der das Land beherrschenden Anhöhe sein Zelt aufzuschlagen. Ein bescheidenes Blockhaus sollte ihm als Ausruheposten dienen, wo er als Patriarch unter Kindern und Kindeskindern zu walten und des Landes Gewächs zu geniessen gedachte. Es ist ihm nicht beschieden worden — und das schöne Land liegt meist unbenützt da, nur von wenigen Pächtern bebaut; des Hügels Scheitel ragt noch kahl aus der Ebene hervor und harrt des Anbaues durch die kommenden Geschlechter.

Ja, mit Zimmermann sind viele Ideale und Pläne vorzeitig zu Grabe getragen worden.

Jener Ankauf des Landes, des besten in der Gegend von Abokobi, sollte aber nicht blos Zimmermann und seiner Familie als Zweck dienen, sondern auch in ganz bestimmter Voraussicht seinem Ansiedelungsplan von Europäern. Unter der Hand warb er um einige junge Bauern von christlicher Gesinnung in seiner Heimath Württemberg, die sich auch fanden, und gewann zudem seinen Kollegen Steinhauser für das Problem, der seinerseits seine Familie im badischen Heimathlande zu bestimmen wusste, sich in Afrika auf der Missionsstation Abokobi ein neues Heim zu gründen. Die Sache war bereits eingeleitet, die für die Uebersiedelung erforderlichen Gebäulichkeiten schon in Angriff genommen und nahezu vollendet, alles geordnet und vorgesehen, als — im letzten Augenblick, ehe die Auswanderung der Betreffenden zur Ausführung kam — das Klima den tüchtigen und eifrigen Steinhauser wie im Sturm hinweggraffte. Dies genügte, um den ganzen Plan fallen zu lassen. Jene hatten nun kein Interesse mehr an den Wirkungsort des Verewigten überzusiedeln und die Direktion der Missionsgesellschaft andererseits musste angesichts der ungesunden Klimaverhältnisse von einer Ansiedelung von Europäern dringend abmahnen und so unterblieb das von Zimmermann so warm und nachhaltig vertretene Projekt und dessen Ausführung. Es war eine der Enttäuschungen mehr, wie sie Afrika seinen begeistertsten Verehrern schon vielfach bereitet hat. — Bald darauf führten die Umstände die Versetzung Zimmermann's in ein anderes Gebiet herbei und so war er selbst dem Schauplatz seiner Kolonisationsprobleme für lange entrückt.

Indess wurden doch auf der Missionsstation Abokobi neben der eigentlichen Missionsarbeit in Kirche und Schule auch allerhand Versuche in der Oekonomie angestellt. Man pflanzte Kaffee, Pfeilwurz, Baumwolle u. a., versuchte es mit der Viehzucht und wusste auch manche unter den eingeborenen Christen für den Anbau dieser Kulturgewächse und für die Viehzucht zu interessiren. Insbesondere aber wurde, da jene Gegend sehr wasserarm ist, mit bewundernswerther Ausdauer und Aufwand grosser Kosten ein 110' tiefer Brunnenschacht gegraben, um dem heissen durstenden Lande anstatt der faulen und giftigen Pfützen eine reine, gesunde und lebendige Quelle zu eröffnen, die zugleich das Negervolk der Goldküste weit und breit auffordern sollte, statt der Goldgruben Brunnen zu graben und trotz Berggeistern und Kobolden in der Tiefe Wasser

zu suchen für Menschen und Vieh, Häuser und Gärten. — Derselbe hat viele Jahre hindurch der Station das edle Gut des Wassers geliefert, bis ein Erdbeben im Jahre 1872 die Quelle plötzlich versiegen liess. Artesische Brunnen, die man an der wasserarmen Küste bohrte, ergaben nur salziges Wasser und liessen alle Mühe und Kosten umsonst aufgewendet sein.

Auch die Oekonomie in und um Abokobi ging, soweit sie von den europäischen Missionsarbeitern betrieben wurde, nach kurzem Bestand ein, als das Klima den hiermit betrauten Laienmissionar hinwegraffte. Man begnügte sich schliesslich damit, die der Mission gehörenden Ländereien als Kirchengut zu erklären und den von den Pächtern erhobenen Pacht in die Kirchenkasse fallen zu lassen.

Die jahrelangen Bemühungen und Bestrebungen der Baseler Missionsgesellschaft in dieser Richtung wären es werth gewesen, grössere und nachhaltigere Resultate auf dem Gebiete der Agrikultur zu erzielen — auf dem des Gewerbes ist es ja der Fall gewesen —, aber der Kampf gegen die eigenartigen Verhältnisse und immensen Schwierigkeiten haben vielfach die Segel zu streichen genöthigt, ohne dass man gerade von der absoluten Unmöglichkeit der Ausführung überzeugt gewesen wäre. Umstände aller Art liessen damals Vieles scheitern, was vielleicht unter anderen Verhältnissen und Zeiten kommenden Geschlechtern ungleich leichter sein dürfte auszuführen und ins Dasein zu rufen. Es wird deshalb zum Schluss dieser kleinen geschichtlichen Skizze nicht unangebracht sein, in Kürze die Momente klarzulegen, warum die ökonomischen Versuche und Unternehmungen der Baseler Missionsgesellschaft wie die der Dänen mehr oder weniger scheiterten und dieselben nicht zu einer gedeihlichen Entwickelung kommen liessen.

---

4. Nachwort.

Vor allem muss konstatirt werden, dass die wirthschaftlichen Unternehmungen der Missionsgesellschaft doch nicht gänzlich ohne allen Einfluss und Einwirkung auf die Agrikultur ihres Gebietes geblieben sind. Manche ihrer Christen lernten durch jene den Landbau werthschätzen, erwarben Landbesitz als Gemeinde- und Kirchengut, warfen sich auf die Pflege und Ausnutzung der Oelpalme, kultivirten Pfeilwurz und fangen nun mehr und mehr an sich des Kaffeebaues zu befleissigen. Besonders jetzt, wo der Palmölhandel

daniederliegt und die Gewinnung des India Rubber sich zu vermindern beginnt, richtet sich die Aufmerksamkeit vieler Eingeborenen auf den Kaffeebau und es bedürfte nur einer energischen Aufmunterung von Seiten der englischen Kolonialregierung, um die Sache in Fluss zu bringen. — Dass aber die Mission ihre kulturelle Aufgabe auf dem Gebiet des Gewerbes erfüllt hat und einen weitgehenden Einfluss auf die ganze westafrikanische Küste ausgeübt hat, das ist genügend bekannt und ihr von den verschiedensten Seiten bezeugt worden.

Abgesehen aber von letzterem stehen doch die Erfolge auf dem wirthschaftlichen Gebiet keineswegs im Verhältniss zu den ins Auge gefassten Zielen und den darauf verwandten Unkosten und Opfern. Wie kommt das?

Erstlich war es die allgemeine wirthschaftliche Lage, die wir hier nur kurz andeuten wollen. Der Reichthum der Tropen zwingt nicht gebieterisch zur Anspannung aller Kräfte und Aufwendung aller Mittel, um dem Boden die möglichst hohen Erträge abzunöthigen und fremdländischen Kulturpflanzen mit Beobachtung aller Erfordernisse eine Heimath zu bereiten. Man konnte beim Neger nicht auf Nachahmung rechnen, so lange ihm das üppige Treibhaus seiner reichen Scholle bei wenig Mühe und Fleiss die Fülle der einheimischen Produkte in den Schoss fallen liess und ihm — dem bedürfnisslosen Kinde der Natur — den nöthigsten Lebensunterhalt leicht gewährte. Nach Ausfuhr und Hebung seiner Erwerbsquellen stand ihm in jenen Zeiten sein Sinn nicht, da das Land wenig oder keine Forderungen an ihn stellte. Der grössere Verkehr zwischen Europa und Afrika in neuerer Zeit hat mittlerweile auch darin Manches geändert. Als vollends die Ausfuhr von Palmöl sich hob und sich der Handel fast ausschliesslich dieses Rohprodukts bemächtigte, lag es begreiflicherweise nahe, dass sich der Neger damit begnügte, Palmen zu pflanzen und das ohne sonder Mühe gewonnene Naturprodukt in baares Geld umzusetzen. Alle anderen Erzeugnisse mussten nothwendigerweise bei Seite liegen bleiben, umsomehr als keine Nachfrage nach solchen vorhanden war. Als aber die Oelpreise bedeutend fielen und der Saft der Kautschuckpflanze plötzlich Ausfuhrartikel wurde, da warf sich die Spekulation der Neger sofort auf dessen Gewinnung, die um so verlockender war, als man dieses Rohprodukt als schon vorhandenes Material in den weiten Urwäldern vorfand und es mühelos abzapfen konnte, ohne damit zu rechnen, dass auch diese Quelle bei dem betriebenen

Raubsystem gar bald versiegen müsste. — Die wirthschaftliche Lage drängte somit zu keiner Ausnutzung des ertragfähigen Bodens und es waren deshalb verfrühte Unternehmungen, wie sie es gleichermaassen waren, so lange der Sklavenhandel bestand. Sobald der Kampf ums Dasein die Verwerthung der Ländereien gebieterisch fordern wird, lässt sich annehmen, wird auch die Kultur in Afrika Eingang finden. — Damit hängt zusammen:

Zweitens die Arbeiterfrage. An dieser scheiterten gleichfalls vielfach die verschiedenen ökonomischen Unternehmungen. Der Europäer konnte nur als Leiter derselben fungiren und war im übrigen auf die Arbeit der Eingeborenen angewiesen. Aus obigen Gründen lag denselben aber jegliches Interesse und jedweder Antrieb zu einer regelrechten geordneten Arbeit fern und selbst hohe Löhne waren nicht im Stande, sie an eine solche zu fesseln, zumal wenn es im Dienst des Europäers geschehen sollte. Jedes Stadtpalaver oder Familienereigniss, Fetischkostüme und Stadtvorkommnisse, die geringste Indisposition — und diese ist beim Neger fast immer vorhanden — genügten, um den Pflanzer im Stich zu lassen und in die grösste Verlegenheit zu setzen. Solchen Missständen gegenüber war er machtlos, zumal der Eingeborene bei dem leichten Erwerb des Nöthigsten, bei seiner Bedürfnisslosigkeit und bei den patriarchalischen Familienverhältnissen nicht genöthigt ist, in fremdem Sold zu stehen und arbeiten zu müssen. In ähnlichen Verhältnissen dürften — um gerecht zu urtheilen — andere Völker ebenso denken und handeln.

Drittens, ein weiterer Grund des Nichterfolges lag für die Baseler Missionsgesellschaft im Mangel an grösseren Kapitalien, die sie nothwendig für die Sache hätte aufwenden müssen und die ihr nicht zu Gebote standen. Musste sie doch stets darauf Bedacht nehmen, die ihr von der Christenliebe dargereichten Gelder nicht in gewagten grossen Unternehmungen zu verspekuliren, sondern mit dem möglichst geringen Einsatz ihren Zwecken zu dienen. Letzteres ist geschehen und die daran gerückten Gelder sind keineswegs als verlorene zu betrachten — aber sie repräsentirten doch ein zu kleines Betriebskapital, um ein in seinen Zielen weitgehendes Unternehmen zu grösserer Ausdehnung gedeihen zu lassen. Auch konnte es zudem nicht die ausschliessliche Aufgabe der Missionsgesellschaft sein, ihre Kräfte und Mittel in den Dienst der Kulturarbeit zu stellen, die ja nur in der Peripherie — nicht aber im Zentrum ihres Kreises lag. Sie that was sie konnte, indem sie für andere,

insonderheit für die christlichen Eingeborenen, die Ziele, Mittel und Wege durch ihr Vorgehen zu erkennen gab, welche jene in Zukunft einzuschlagen hätten. Insofern hat sie, auch ohne materiellen Vortheil von ihren landwirthschaftlichen und gewerblichen Unternehmungen eingeheimst zu haben, ihre Aufgabe gelöst. — Das Problem in grossartigerem Stil aufzunehmen und durchzuführen wird nie und nimmer einer Privatpersönlichkeit oder einer mit beschränkten Mitteln ausgerüsteten Gesellschaft gelingen, sondern nur dem Staat, der Kolonialregierung, in deren vornehmlichstem Interesse es auch liegen muss, die Kultur ihres Gebietes und Volkes zu heben.

Viertens, last not least, muss als hemmender Faktor einer gedeihlichen Entwickelung der Kulturaufgaben auf der Goldküste das ungesunde Klima derselben genannt werden, welchem die mit der Leitung derselben betrauten Europäer theils erlagen, theils gesundheitshalber weichen mussten. Es liegt auf der Hand, dass der häufige Wechsel im Personal, zeitweilige Unterbrechung der Arbeit bei fehlendem augenblicklichen Ersatz die nachtheiligsten Folgen nach sich ziehen muss. Mit Krankheit und Tod muss man aber in einem Lande wie Westafrika beständig rechnen wie mit Ebbe und Fluth und in weit stärkerem Maasse als in gesünderen Himmelsstrichen.

So liessen sich ausser den oben angeführten Hemmnissen und Schwierigkeiten noch manche andere nachweisen, wie z. B. der Mangel an Kommunikationsmitteln, das Dasein der Tsetsefliege u. a. m., doch es sei genug. Wir möchten nur am Schluss die zuversichtliche Hoffnung aussprechen, dass trotz alledem doch die Zeiten kommen dürften — und sie liegen vielleicht nicht mehr fern — in welchen die verfrühten Versuche der Kultur- und Kolonisationsbestrebungen an hiesiger Küste doch auf Erfolg rechnen könnten.[1]) Dann aber wird sich zeigen, dass nicht blos die Goldküste, sondern

[1]) Diese Hoffnung ist um so berechtigter, als die neueren Unternehmungen der deutschen Plantagengesellschaften in Kamerun von Erfolg gekrönt sind. So scheint die an der Kriegsbucht bei Bimbia im grossen Stil angelegte prachtvolle Plantage unter der energischen und umsichtigen Leitung von Herrn Theuszeine vielversprechende Zukunft zu haben. Der daselbst kultivirte Tabak und Kakao soll bis jetzt gute und lohnende Erträge geliefert haben. Hierdurch ermuthigt sind neuerdings weitere Versuche gemacht und Farmen in Bibundi und am Kap Debundscha (auf der Westseite des Kamerungebirges) angelegt worden. Letztere sind aber mehr oder weniger noch in der Entstehung begriffen. Ueber eine in Bimbia neuerdings angelegte Station für Viehzucht lässt sich zur Zeit noch nichts Bestimmtes sagen, inwieweit dieselbe Aussicht auf Erfolg hat. —

ganz Westafrika recht wohl fähig ist, dieselben Erzeugnisse der Kultur und des Gewerbes zu liefern wie Ost- und Westindien, Brasilien und die Malayischen Inseln und dass es den Wettbewerb mit diesen keineswegs zu scheuen braucht. Für die Kolonialstaaten aber dürfte es mit der Zeit eine reiche Fundgrube bieten und alle daran gewandten Opfer reichlich lohnen.

In Bezug auf die Agrikultur in Westafrika bietet das herrliche Gebirge von Kamerun mit seinem Lavaboden und regelmässigen Niederschlägen die gegründetste Aussicht auf eine gedeihliche Entwickelung derselben. Die üppigste Vegetation reicht hier bis an den Meeresstrand, welcher an vereinzelten Stellen die herrlichsten Buchten aufweist. Letztere bieten für die Verschiffung der Produkte ausserordentliche Vortheile. Hier sollte sich auch die Ausfuhr von afrikanischen Bauhölzern lohnen, an welchen die Abhänge des Gebirges einen üppigen Bestand aufweisen. Zwar ist auch dieser Theil von Kamerun gleich dem Flussgebiet von bösartigen Fiebern heimgesucht, aber deutscher Energie und Ausdauer wird es mit der Zeit gelingen, der Unbill des Klima zu trotzen und die Urwildniss zu wohlbebauten und ertragreichen Fluren umzuschaffen. Die Kulturländereien dürften dann vielleicht auch bessere sanitäre Verhältnisse herbeiführen.

Von besonderer Wichtigkeit aber ist, dass man sich nicht durch anfängliche Schwierigkeiten und scheinbare Misserfolge abschrecken lasse, noch flügellahm werde, — dass man ferner die richtigen Leute für die Leitung der Pflanzungen und deren Betrieb an Ort und Stelle habe, solche auch nicht durch Ueberbürdung dem Klima opfere, sondern denselben immer die nöthige Hilfe von der Heimath zukommen lasse und für rechtzeitigen Ersatz sorge, wenn Krankheit oder Erschöpfung den einen oder anderen europäischen Pflanzer zur Erholung in Europa nöthigt. Dass das Betriebskapital kein zu kleines sein darf, wenn sich die Sache lohnen soll, liegt in der Natur der afrikanischen Verhältnisse. Denn so lange die Anlagen und Erträge der Plantagen nicht derart sind, dass der Export der Erzeugnisse eine gewisse Höhe erreicht, werden die gemachten Anstrengungen keine lohnenden sein. Zur Erhaltung von Gesundheit und Leben der europäischen Pflanzer dürfte die Errichtung eines kleinen Sanatoriums auf des Höhen des Gebirges (etwa in der Höhe von 3—4000') dienen.

Von einer Kolonisirung des Kamerungebietes — selbst des Gebirges — durch europäische Ansiedler kann freilich keine Rede sein, insofern die Erfahrung genugsam bewiesen hat, dass diesem Problem die klimatischen Verhältnisse der Tropen unübersteigliche Schranken entgegensetzen. Die Plantagenarbeit selbst wird stets durch eingeborene Kräfte gethan werden müssen, wenn auch unter Aufsicht und Leitung von europäischen sachverständigen Pflanzern. —

Das Deutschthum in Brasilien.

Von **C. Bolle.**

Wenn das nationale Leben an die geographischen Grenzen des Reichs gebunden wäre, so würde das Gefühl der Zusammengehörigkeit denen fehlen, die im Auslande Vertreter unseres Sprachstammes sind. Man spricht von einem Deutschthume in Russland, Nordamerika, Brasilien u. s. w., und nach geschriebenem Gesetz gehört dasselbe der russischen, amerikanischen, brasilianischen u. s. w. Nationalität an; aber trotzdem wird es historische Thatsache bleiben, dass die blosse Staatszugehörigkeit nur künstliche Nationalitäten schafft, die innerhalb ihres eigenen Körpers Verschiedenheiten aufweisen, welche ihre Zertheilung, nach ethnographisch feststellbaren Regeln, in abweichende Rassenelemente ermöglichen oder selbst nothwendig machen. Der Panslavismus ist der Begriff einer Einheitlichkeit, welche auf dem Gefühle einer erweiterten nationalen Zusammengehörigkeit beruht, die sich weder an politische Grenzen noch an in Geltung stehendes Staatsrecht stösst. Das Pangermanenthum existirt eigentlich nicht, da Skandinavier, Dänen, Engländer, Holländer u. s. w. dem Partikularismus huldigen, während die Slaven nach Einheit streben; wohl aber ist das deutsche Reich der Mittelpunkt aller Mitglieder des heutigen hochdeutschen Sprachstammes. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit mag vielfach noch ein unklares und unvollkommenes sein, doch dürfte die Benennung „Partikularist“ heute ziemlich allgemein von den Deutschredenden, wenn nicht wie ein Schimpfwort, so doch wie etwas, das gegen das individuelle Gefühl oder vielleicht sogar Bewusstsein verstösst, empfunden werden. Die Zeiten, in denen der Deutsche sich seiner Nationalität schämte, sind vorüber, auch in Nordamerika und Brasilien.

Ueber welche Theile der Welt auch immer das Deutschthum verstreut sein mag — sobald als Thatsache gelten darf, dass es seinem innersten Gefühle nach das Stammland als den Mittel- und Ausgangspunkt seiner Kultur und Bildung auffasst, muss Deutschland ein natürliches Interesse daran haben, dass alle diese in der Fremde vorhandenen Gruppirungen sich dauernd deutsch erhalten. Allgemein ist die Klage, dass es bisher sehr häufig nicht der Fall gewesen ist; aber man wird in Betracht ziehen müssen, dass der berechtigte Stolz auf deutsche Abstammung erst seit der Gründung des deutschen Reichs datirt, d. i. seit nur 18 Jahren. Diese Zeit ist so kurz, dass sie noch nicht einmal genügt hat, für den Bevölkerungsüberschuss geeignete deutsche Kolonialgebiete zu öffnen. Noch immer dauert die deutsche Völkerwanderung (wir können auf die Hunderttausende von Seelen, welche die Heimath verlassen, wohl diesen Ausdruck anwenden) an und geräth in die Zerstreuung unter fremdsprachige Völker. Ein Theil ist auch nach Brasilien gerathen, wo heute vielleicht 170 000—180 000 Deutschredende existiren mögen. Vielfach ist im südamerikanischen Kaiserreiche ihre Zerstreuung eine so vollständige gewesen, dass sie innerhalb der eingeborenen Bevölkerung hülflos der Entdeutschung ausgesetzt waren und sind. Theilweise ist das Bild also kein erfreuliches. Daneben giebt es aber auch deutsche Sprachgebiete, welche den Versuchen zur Entdeutschung besseren Widerstand zu leisten vermocht haben und sich vielleicht auch in Zukunft zu erhalten vermögen, wenn ihnen nicht etwa die Stärkung durch Nachzug dauernd sollte abgeschnitten sein. Leider lässt sich nicht leugnen, dass die Politik der brasilianischen Pflanzerregierung darauf hinausläuft, dieses Deutschthum zu verbrasilianern. Der Kampf um die Existenz scheint eine ernste Zeitnothwendigkeit geworden zu sein, und es ist Pflicht des deutschen Stammlandes sich etwas mehr als bisher um das Schicksal dieser Sprachgenossen zu kümmern, die treu an deutscher Kultur, Sitte und Sprache festgehalten haben.

Machen wir uns von der Vertheilung des Deutschthums in Brasilien ein Bild. Zunächst wird man einen bedeutungsvollen Unterschied machen müssen zwischen demjenigen Theile desselben, der über die Städte verstreut ist und aus Handel- und Gewerbtreibenden besteht, und den Koloniebewohnern. In den Städten leben die Deutschen mitten unter Brasilianern und Ausländern; sie sind vielfach nur ins Land gekommen, um eine Zeit lang in demselben Geschäfte zu machen und wieder nach der Heimath zurückzukehren,

sobald sie ihre Zwecke erreicht haben. Letzteres gelingt vielen nicht, die in untergeordneter Lage dahin leben und besonders in früherer Zeit ihre Kinder verbrasilianern liessen. Seit dem Jahre 1870 ist in dieser Beziehung eine merkliche Wendung zum Bessern eingetreten. Die Zahl der deutschen Schulen hat sich gemehrt, und 13 deutsche Zeitungen sind nach und nach gegründet worden, welche das Interesse für deutsche Sprache, Sitte und Kultur rege erhalten. Aber dieses städtische Deutschthum hat im Grunde keine grössere Wichtigkeit als überall in der Fremde, z. B. in England, Italien, Spanien etc. Es ist der Träger der deutschen Welthandelsbeziehungen, die an sich ein hochwichtiger Faktor unseres wirthschaftlichen Lebens sind; doch haben wir es hier damit nicht zu thun, sondern mit einem ganz anderen Gegenstande, den man in früheren Zeiten, als die deutsche Einwanderung nach Brasilien noch blühte, oft mit dem Ausdrucke eines „Neudeutschland" zu bezeichnen versucht hat. Es liegt auf der Hand, dass nur ausgedehntere deutsche Sprachgebiete in der Fremde ein Neudeutschland genannt werden könnten, und so lange die deutschen Auswanderer in Brasilien eine neue Heimath fanden, in der sie ihre Sprache, Sitte und Kultur zur Geltung zu bringen vermochten, indem sie ganze Gegenden bevölkerten, Grundbesitz erwarben und dauernd sesshaft wurden, konnte die Benennung als eine berechtigte erscheinen. Leider ist das heute nicht mehr der Fall, denn an Stelle der früheren Kolonisationspolitik ist eine feudale Pflanzerpolitik getreten, die Koloniengründung hat aufgehört, und man will nicht mehr freie Bauern schaffen, sondern nur noch Plantagenarbeiter aus Europa beziehen. Diese Wendung der Dinge wurde seit den 70er Jahren angebahnt, 1878 trat eine hastige Emanzipation aller Staats- und Provinzialkolonien ein, der Landerwerb wurde für den kleinen Mann immer schwieriger, und die natürliche Folge davon war die Abnahme der deutschen Einwanderung, welche man seitdem vergeblich als Plantagenarbeiter ins Land zu locken versucht hat. Die deutschen Einwanderer, welche seit 1817 stets zu dem Zwecke der Schaffung eines freien Bauernelementes ins Land berufen waren, hatten im Laufe von sechs Jahrzehnten gewissermaassen das Recht erlangt nach ihrer Ankunft in Brasilien mit Grundbesitz ausgestattet zu werden. Daher vermochten sie sich seit 1878 in die veränderte Situation nicht zu finden. Das Anerbieten, Plantagenarbeiter der Brasilianer zu werden, haben sie gewissermaassen als ungeziemende Zumuthung zurückgewiesen, diese Rolle den dazu geeigneteren Italienern, sowie den eingeborenen

Negern, Mulatten und Mestizen überlassend. Nur in einigen Privatkolonien (z. B. in Dona Francisca) wird heute noch kolonisirt, wenn auch in mehr oder minder kleinem Maassstabe. Daher richtet sich fast nur nach ihnen noch eine naturgemäss geringe Einwanderung, welche sesshaft wird, und die Zahl der deutschen Bauern vermehrt. Im Jahre 1887 kamen nur 1 200 Deutschredende nach Brasilien Handel- und Gewerbetreibende mit eingeschlossen. 1888 ist ihre Zuwanderung noch verhältnissmässig geringer gewesen; sie erreichte 1 536 Seelen, aber die Gesammteinwanderung war auf mehr als das dreifache früherer Jahresankünfte gestiegen, nämlich auf 130000 Seelen. Auch befanden sich unter den deutschen Einwanderern nur wenige ackerbautreibende Elemente. Man kann also sagen, dass der Nachzug abgeschnitten ist, und es kommt darauf an, zu untersuchen, ob das über Mittel- und Südbrasilien verstreute Deutschthum hinreichend feste Positionen besitzt, um sich aus eigener Kraft deutsch zu erhalten. Da die brasilianische Pflanzerpolitik sich nicht darauf beschränkt hat, die deutsche Bauernansiedelung nahezu auf Null zu reduziren, sondern auch das bereits vorhandene Deutschthum und seine Sprachgebiete dadurch an der weiteren Ausbreitung zu hindern versucht, dass es systematisch italienische Ansiedelungen dazwischen und dahinter legt, so tritt die Nothlage unserer Sprachgenossen klar zu Tage. In der Provinz Rio Grande do Sul ist der italienische Ansiedelungswall, den man hinter das deutsche Koloniengebiet gelegt hat, theilweise bereits doppelt und dreifach. Während also die offizielle Kolonisation mit deutschen Elementen ganz aufgehört hat, ist mit italienischen Einwanderern weiter kolonisirt worden; und es weist diese Thatsache auf eine dem Deutschthume entgegengetragene Antipathie hin, die brasilianischerseits auch mit der Begründung, die Deutschen assimilirten sich den Brasilianern nicht, zugestanden ist. Als besondere Steine des Anstosses sind in dem zu Rio tagenden Parlamente erwähnt worden: die Deutschen wollen ihre Sprache, Sitte und Kultur beibehalten, statt sich in Bezug auf dies alles dem brasilianischen Volke anzupassen; deutsche Munizipalkammern führen ihre Verhandlungen in deutscher Sprache, statt in portugiesischer, die ihre Mitglieder nicht oder nur schlecht verstehen; die Deutschen unterhalten für ihre Kinder deutsche, nicht portugiesische Schulen; und endlich ist von katholischen Heisspornen das grösstentheils protestantische Deutschthum als eine Gefahr für den Bestand der bevorrechteten apostolisch - katholisch - römischen Staatsreligion hingestellt worden. Andere Klagen hat man gegen

das Deutschthum nicht, denn dasselbe ist eine friedliche und ordnungsliebende Bürgerschaft, deren Munizipalverwaltungen als anerkannte und unerreichte Muster im ganzen übrigen Brasilien gelten. Und dieser Vorwurf, dass sie nicht verbrasilianern wollen, ist sicherlich vom kulturellen Standpunkte aus ein unberechtigter. In Deutschland wird man um deswillen den Sprachgenossen in Brasilien gewiss nicht geringere Sympathien entgegentragen. Die wirksamste Hülfe wäre der Nachschub einer zahlreichen deutschen Einwanderung, die durch Privatkolonisation in grossem Maassstabe bewirkt werden könnte. So schnell man auch diese Hülfe sollte eintreten lassen, wird heute der sprachliche Verlust von Zehntausenden deutscher Stammesgenossen kaum noch abgewandt werden können, weil dieselben vielfach gar zu stark in die Zerstreuung und Vereinzelung unter das eingeborene Element gerathen sind und sich nicht in der Lage befinden, ihre Nachkommenschaft deutsch zu erhalten. Wenn der Nachwuchs der Eingewanderten durchweg noch die Stammsprache redete, so müssten heute mehr als 250 000 Deutschredende in Brasilien existiren. Es sind aber höchstens noch 180 000 vorhanden, d. h. mindestens 70 000 der Nachkommenschaft sind verloren gegangen.

Sehen wir uns die über das Reich verstreuten Partikelchen des Deutschthums näher an, um ein Bild von der Lage zu gewinnen.

In Südbahia siedelten sich seit 1818 Deutsche an, anfänglich in der Kolonie Leopoldina. Der Zuzug war schwach. Die Elemente verstreuten sich über das ganze Gebiet von Caravellas bis Aymorés und erwarben in der fruchtbaren Region theilweise grosse Wohlhabenheit. Ihre Nachkommen sind heute vielfach Grossgrundbesitzer, verbrasilianerten aber mit der Zeit meistens oder sind im verbrasilianern begriffen. Eine ältere etwas optimistische Schätzung liegt vor, wonach 500 Deutschredende über Südbahia verstreut sein sollen.

Vielleicht wären es so viele, wenn die Jugend deutsch bliebe; Kenner versichern, dass die Schätzung heute auf etwa 100 ermässigt werden müsse, Stadtbewohner und einige neuerliche Zuzügler mit eingeschlossen.

Provinz Minas. — In den Mucury-Kolonien begannen sich seit 1857 Deutsche anzusiedeln. Es mögen im Laufe eines Jahrzehnts etwa 500 eingewandert sein. Später hörte der Zuzug ganz auf und ist nicht wieder angebahnt worden, obwohl die theilweise sehr fruchtbare und klimatisch gesunde Region heute dem Verkehr sich mehr und mehr öffnet, aus der früheren ungünstig wirkenden

Abgelegenheit und Verbindungslosigkeit heraustretend. Die von Caravellas ausgehende Eisenbahn führt über Aymorés nach Minas hinein, und sobald sie fertig sein wird, fällt ihr ein meistens über die Mucury-Kolonien gehender Verkehr einer reichen und ausgedehnten Region mit der Küste zu. Hier wäre für Kolonisation in grossem Maassstabe ein dankbares Feld, weil noch grosse unbevölkerte Gebiete vorhanden sind. Leider geht unterdess die kleine Schaar unserer Sprachgenossen dort dem allmählichen Untergange entgegen. Wäre die Jugend durchweg deutsch geblieben, so müssten heute mehr als 1 000 Deutschredende in der Region vorhanden sein; nach vorliegenden Berichten sollen aber keine 300 Seelen mehr die Stammsprache reden. — In der Gegend von Juiz de Fóra siedelten sich seit 1857 deutsche Kolonisten an. In der Kolonie Dom Pedro II zählte man 1868 1 082 Deutschredende, doch war ausserdem ein Theil über die Umgegend in die Verstreuung gezogen oder hatte sich in der Stadt Juiz de Fóra niedergelassen. Der gesammte Zuzug seit 1857 wird auf 1 400 geschätzt. Heutige Seelenzahl: 2 000, wovon einige hundert als etwas zweifelhaft deutsch geschildert werden. Der Nachwuchs verbrasilianert vielfach, wenn auch nicht so allgemein wie an manchen anderen Stellen. Der Eindruck ist also noch ein relativ günstiger, doch hat ohne Zuzug (allerdings nur nach dem Hinterlande möglich) das sich in die Umgegend über Stadt und Land verstreuende Deutschthum keine Zukunft; denn es wird hier die Regel, deren Bestätigung wir weiter unten sehen werden, vermuthlich anwendbar sein, folgendermaassen lautend: Wo das Deutschthum nicht in kompakter Masse von mindestens 5000 Seelen beisammen sitzt, erhält sich der Nachwuchs in erster Generation nur grossentheils deutsch und geht bereits in zweiter Generation nahezu vollständig dem Sprachstamme verloren. Nehmen wir, wie üblich, 33 Jahre als einem Generationswechsel entsprechend an, so wird die Verbrasilianerung der 1857 gegründeten Kolonie in den neunziger Jahren sich vermuthlich in gleichem Verhältnisse zu zeigen beginnen, wie die zweite Generation heranwächst. — Gesammtzahl der Deutschredenden in Minas (einschl. der Städter): 2 500.

Provinz Espirito Santo. — In Santa Leopoldina wanderten seit 1857 Deutschredende ein. 1865 mochte ihre Zahl 800—900 betragen. Die Jugend verbrasilianert theilweise, obige Regel bestätigend. Die Zahl der Deutschredenden hat sich nicht vermehrt. — — In Santa Izabel wanderten seit 1847 Deutsche ein. Die Jugend

verbrasilianert vielfach. Heutige Zahl der Deutschredenden: etwa 800. — In Rio Novo wanderten seit 1861 einige Dutzend deutschredende Familien ein, deren Zahl aber abgenommen haben muss, denn es sollen nur etwa 50 Deutschredende vorhanden sein. — Ein unbedeutender Zuzug deutscher Einwanderer in diese fruchtbare und im Innern klimatisch vortreffliche Provinz hat andauernd stattgefunden. Es liegt eine Schätzung aus den siebziger Jahren vor, wonach um 1875 gegen 8 000 Deutschredende in ziemlicher Verstreuung dort gelebt haben sollen. Dagegen wird heute ihre Zahl nur auf 3 000 geschätzt, welche sehr bedeutende Differenz vermuthlich auf Rechnung des Nachwuchses zu setzen ist, der nach der alten Schätzung deutsch bleibend angenommen wurde, während heute seine Verbrasilianerung vielfach, wenn auch nicht durchweg, bemerkbar wird. Die zweite Generation, die sich bereits im laufenden Jahrzehnte zu zeigen beginnt, wird vermuthlich dem Sprachstamme fast ganz verloren gehen, wenn nicht Hülfe, durch Neubelebung der Einwanderung, gebracht werden sollte.

Provinz Rio de Janeiro. — Im Gebiet von Cantagallo siedelten sich seit den zwanziger Jahren Deutschredende verstreut an. Der Nachwuchs ist vollständig verbrasilianert. — In Nova Friburgo (Neu-Freiburg) siedelten sich seit 1820 Deutschredende an, deren Zahl im Jahre 1851 noch auf 1 400 geschätzt wurde. Die erste Generation hatte der Verbrasilianerung verhältnissmässig kräftigen Widerstand geleistet. Desto allgemeiner verschwand in der zweiten Generation das Deutschthum. 1887 gab es überhaupt keine deutschredenden Familien mehr, ausser drei neuerlich zugezogenen; und der protestantische Seelsorger, ein Schweizer, predigte seit lange nur noch in portugiesischer Sprache, der einzigen, welche die Mitglieder seiner Gemeinde verstanden. — Petropolis wurde 1845 gegründet. Alte wie neue und neueste Schätzungen geben die Zahl der Deutschredenden in der Region auf etwa 2 000 an. Es hat also keine Vermehrung stattgefunden. Die erste Generation des Nachwuchses erhielt sich mässig deutsch, die zweite wird, allen Anzeichen nach zu schliessen, verbrasilianern, ausgenommen in einem Theile der in der Stadt lebenden deutschen Familien, die durch häufigen Wechsel der Mitglieder (neuer Zuzug aus der Heimath oder Rückkehr in dieselbe) mehr Anregung zur Bewahrung ihres Deutschthums erhalten. Dass sich die Sache heute noch relativ günstig ansieht, verdankt man vielleicht dem deutschen Selbstbewusstsein und Stolz auf die Abstammung, welche die 1864 von Peter Müller ge-

gründete und 1873 leider eingegangene deutsche Zeitung „Germania“ ihrem Leserkreise einzuimpfen sich bemühte. Die Tendenzen des Blattes sind vielfach unverstanden geblieben und falsch beurtheilt worden. Selbst Wappäus machte demselben 1869 einen Vorwurf daraus, dass es einen erklärt deutschen Standpunkt wahre. Die Fehler der Redaktion mögen mancherlei gewesen sein (Unverträglichkeit gegenüber den beiden deutschen Kollegen von Joinville und Porto Alegre, falsche Beurtheilung der Kolonien in den Südprovinzen und dergl.), aber was man ihr 1869 noch von mancher Seite übel deutete — den Stolz auf deutsche Abstammung —, hätte man ihr ein Jahrzehnt später vielleicht als Tugend angerechnet. Wo Stolz und Selbstbewusstsein fehlen, da geht das Deutschthum ganz gewisslich unter. Man kann sich wohl eine brasilianisirte deutsche Kultur denken, d. h. eine solche, die in der eigenartigen Umgebung gewisse derselben entsprechende Sondermerkmale gewinnt, deren Träger und Verbreiter aber deswegen immer Deutsche bleiben; nicht jedoch ein Teutobrasilianerthum, das nach Verlust der Stammsprache noch fähig bliebe mit dem kulturellen Vorwärtseilen des Stammlandes Schritt zu halten und sich die Ueberlegenheit gegenüber den portugiesisch redenden Rassen zu bewahren. Daher wir den Ausdruck „verbrasilianern“ hier stets in der Bedeutung anwenden, dass ein kulturelles Herabsinken auf das Niveau der brasilianischen Umgebung stattfindet. Dass dies Verhängniss droht, ist Grund genug, um das Deutschthum zu treuem Festhalten an deutscher Sprache, Sitte und Kultur anzuspornen. Besonders schwierig ist das in Bezug auf die Nachkommenschaft, welche das Gefühl des Heimwehs und der Liebe für Deutschland als Geburtsland nicht kennt und also nur durch den Stolz auf die Abstammung und durch das Bewusstsein der kulturellen Ueberlegenheit ihres Stammes deutsch erhalten werden kann. Fehlt ihr dieser Stolz und dies Bewusstsein, so merkt sie den Verlust nicht, den ihr Herabsinken zu Sitte und Sprache minderwerthiger Rassen für sie bedeutet; und leider hat sich das brasilianische Volk, welches ein Gemisch von Portugiesen, Indianern und Negern ist, nicht einmal auf der Kulturhöhe der Bewohner Portugals zu halten vermocht. — Heutige Gesammtzahl der Deutschredenden, welche über die Provinz Rio verstreut sind: etwa 3 000. Aus den 70er Jahren liegen Schätzungen von 8 000 bis 10 000 vor. Sie rühren nicht von Kennern der Verhältnisse her. Nova Friburgo ist z. B. als von Deutschredenden bewohnt aufgeführt, während, wie wir gesehen haben, der Nachwuchs

der alten Kolonisten hier und anderwärts vollständig verbrasilianert ist.

Im Municipio Neutro (Landeshauptstadt Rio de Janeiro nebst Umgebung) mögen etwa 3 500 Deutschredende vorhanden sein. Es existirt eine mehrklassige sehr gute Schule, aus der vielfach junge Leute hervorgegangen sind, welche fähig waren, in deutschen Handelshäusern eine gute Zukunft zu finden. Wenn nicht von allen Schülern eine in ähnlicher Weise erfreuliche Nachricht gegeben werden kann, sondern wenn im Gegentheil viele nur ein recht zweifelhaftes Deutschthum ins Leben mitbringen, so liegt die Schuld nicht an der Schule, sondern an den Eltern. Die Regelmässigkeit des Schulbesuches lässt häufig zu wünschen übrig; auch sind die Entfernungen in der sich durch lange und oft schmale Thäler hinwindenden Stadt sehr gross, was naturgemäss den Schulbesuch nachtheilig beeinflusst. Der Nachwuchs aus früheren Jahrzehnten ist zahlreich verbrasilianert, und es berührt unangenehm, dass man häufig auf Träger deutscher Namen stösst, welche kein Wort Deutsch verstehen. — Die ganze Rio-Zone, d. i. der Hafen Rio und sein Hinterland, zu dem die Provinzen Rio, Minas und der Nordostzipfel von São Paulo gehören, hat, wie aus den oben gebotenen Zahlen hervorgeht, etwa 9 000 Deutschredende aufzuweisen. Es lässt sich leicht aus den über Einwanderung vorliegenden Statistiken, Passagierlisten und anderen Angaben ausrechnen, dass seit 1817 mehr als die doppelte Zahl Deutschredender im Hafen Rio gelandet und entweder in der Reichshauptstadt geblieben ist oder sich von da ins Innere verstreut hat. Daher frühere Schätzungen die Deutschredenden der Rio-Zone auf 15 000, 20 000 und mehr ansetzten. Man muss jahrelang in der Region gelebt und nach allen Richtungen hin nach Repräsentanten des Deutschthums gesucht haben, wie es der Beruf und das persönliche Interesse des Verfassers dieser Zeilen mit sich brachte, um einen Ueberblick über den Stand der Verhältnisse zu gewinnen und z. B. die Herkunft der überraschend häufig auftretenden deutschen Namen bei Stockbrasilianern zu begreifen. Oft haben diese Namen nach Landessitte portugiesische Zusätze oder Anhängsel erhalten. Hier einige Beispiele: (Francisco de) Paula Mayrink, Rocha Werneck, Oliveira Adams, Castro de Verna e Bilstein (ein Familienname), Braz Brune, Cruz Rangel, Lins Vieira, Araujo Maia (letzteres häufig eine Verstümmelung von Mayer), Brant Paes Leme, Gomes Archer, Steppel da Silva, Gurgel do Amaral, (Frederico de) Lossio e Seiblitz und hundert andere. (Die ange-

gegebenen Namen gehören übrigens ziemlich hervorragenden Familien an).

Provinz São Paulo. — Bei Limeira befindet sich eine deutsche Ansiedlung von etwa 70 Familien. Obwohl durch Handwerker und Kaufleute verstärkt, die sich in der Stadt Limeira niederliessen, hat man es doch erst seit 1885 zu einer deutschen Schule gebracht. Was sich vom Nachwuchs in erster Generation noch einigermaassen deutsch erhält, geht vermuthlich in zweiter Generation verloren. — In Ibicaba ist eine Anzahl sogenannter *colonos*, die aber nicht das sind, was wir auf deutsch „Kolonisten" nennen. Es sind kontraktlich gebundene Plantagenarbeiter. Im Parcerie-Vertrage haben manche von ihnen Ersparnisse realisirt, aber ihre soziale Stellung ist eine abhängige und untergeordnete, so dass sie die deutsche Kultur nicht nur nicht zur Geltung zu bringen vermochten, sondern sich, um ihrer Existenz willen, dem Kulturstandpunkte der Umgebung anzupassen genöthigt waren. Es ist das allgemeingültig für alle deutschen Plantagenarbeiter, deren es bis in die letzte Zeit hinein noch mehrere hundert Familien gab, welche über São Paulo und Südminas verstreut waren. Die Jugend verbrasilianert gewöhnlich bereits in erster Generation. Dieses Verkümmern und Verkommmen in zu niedriger Lebenssphäre ist anfänglich von lauten Klagen und Protesten dieser Leute begleitet gewesen, die als eine Art weisser Halbsklaven von einem gewissenlosen Auswanderungsagenten an die brasilianischen Pflanzer verhandelt worden waren, ohne dass sie eine Ahnung des Schicksals gehabt hatten, das ihrer harrte. Degradirt zum Range des niedrigsten Proletariats der Neger, Mulatten und Mestizen, aus welchen Elementen das brasilianische Landvolk sich zusammensetzt, hineingezogen in eine gesellschaftliche Sphäre, die in krassem Gegensatze zu den bürgerlich geordneten Verhältnissen in den Kulturstaaten, besonders aber in Deutschland, steht, konnte dieses verrathene, hülf- und schutzlose Deutschthum sich weder vor moralischer und sozialer Entwürdigung noch vor dem nationalen Untergange retten. Zwar riefen die *colonos*, wo sie es irgend konnten, den Schutz und die Hülfe ihrer Konsuln an, und die preussische Regierung erliess das bekannte von der Heydt'sche Reskript. Einige wurden durch konsulare Intervention befreit, einige andere entzogen sich durch die Flucht der Gewalt ihrer Herren und Brotgeber, noch andere aber wurden durch Gefängniss und gelegentlich selbst durch körperliche Strafen (z. B. durch Spannen in den Block etc.) zu gefügigen Arbeitern gemacht, und die meisten wagten in den abge-

legenen Gegenden, wo man sie untergebracht hatte, aus Furcht vor Misshandlungen nicht einmal zu klagen. Aber das alles ist kaum jemals in seiner ganzen Nacktheit zu Ohren der preussischen Regierung gelangt, sonst hätte sie sicherlich die Auslieferung und sofortige Freilassung aller (also nicht nur derer, die in der Lage waren, zu schreien) geknechteten Landsleute verlangt. Zwei Umstände trugen dazu bei, dass es damals nicht geschehen ist. Einmal lernten (ausser den *colonos* selbst) Ausländer selten oder nie die wirklichen Zustände im tiefen Innern kennen, und sodann war das frühere System der ausschliesslichen Vertretung durch kaufmännische Konsuln ein sehr mangelhaftes, weil diese Leute um ihres Hauptberufes willen begreiflicherweise nach allen Seiten hin Rücksichten zu nehmen hatten, gewöhnlich nur einschritten, wenn es gar nicht mehr zu vermeiden war, und es dann in so sanfter Form wie möglich thaten. Nun, diese Zeiten sind heute, d. i. seit Gründung des deutschen Reichs und Schaffung von mehr und mehr Berufskonsulaten, glücklicherweise so ziemlich vorüber; wenigstens wäre eine Wiederkehr gleicher Knechtung deutscher Landsleute nicht mehr denkbar, selbst wenn unterdess in den ländlichen Arbeitsverhältnissen Brasiliens nicht eine beträchtliche Wendung zum Bessern eingetreten wäre. Die Abnahme der Sklaven machte in den letzten Jahren die Arbeitereinwanderung zu einer Lebensfrage für die Pflanzer. Um überhaupt freie Plantagenarbeiter zu gewinnen, mussten sie gelindere Seiten aufziehen und eine bessere Behandlung eintreten zu lassen. Schliesslich kam am 13. Mai 1888 die völlige Sklavenbefreiung und machte auch eine bessere Behandlung der Neger nöthig, weil dieselben sonst in hellen Haufen davonliefen. Es beginnt sich heute ein freier Arbeiterstand auszubilden, der aus Farbigen und eingewanderten Italienern besteht. Letztere vermögen sich jenen recht gut anzuschliessen; deutsche Plantagenarbeiter aber würden auch heute noch ein Ding der Unmöglichkeit sein oder doch nur aus moralisch und sozial gesunkenen Individuen bestehen können. Die ehemaligen Sklaven und das eingeborene Volk Brasiliens stehen in Bezug auf bürgerliche Sittlichkeit und legale Familienbildung noch auf ebenso rückständiger Stufe wie in Bezug auf Schulbildung und kulturelle Bedürfnisse. Sie unterscheiden sich darin eigentlich kaum von wirklichen Naturvölkern. Nun denke man sich den an ein streng sittliches und legales Familienleben gewöhnten, mit gediegener Elementarschulbildung ausgerüsteten und nach Befriedigung aller möglichen modernen Lebensbedürfnisse strebenden deutschen Arbeiter in diese Mitte

versetzt — er wird in ihr überhaupt nicht existiren können, oder aber in sozialer wie sittlicher Beziehung seine Würde verlieren und untergehen. Als kulturtragendes Element kann der Plantagenarbeiter in keinem Falle auftreten, dazu ist er viel zu abhängig und lebt in viel zu subalterner Lebensstellung. Er müsste sich seinen Arbeitsgenossen und Kollegen anpassen, um mit ihnen auszukommen. Deutsche Schule und Seelsorge wären kaum irgendwo in erreichbarer Nähe, und die Nachkommenschaft der verkommenden Eltern würde nur die Zahl jener traurigen Existenzen vermehren, die trotz deutschem Familiennamen nichts Deutsches mehr an sich haben, und deren man sich schämt, wenn sie etwa ihre germanische Abstammung gelegentlich geltend machen wollen. — Santo Amaro ist eine 1822 mit deutschredenden Elementen gegründete Kolonie. Die erste Generation des Nachwuchses erhielt sich noch einigermaassen deutsch, von der zweiten nicht ein einziges Mitglied. Einige steinalte Leute nebst einigen Familien, die neu zugezogen sind, repräsentiren heute das Deutschthum. — Cananéa, eine 1862 gegründete Kolonie, soll etwa 100 Deutschredende besessen haben. Die Jugend verbrasilianert bereits in erster Generation. — Zahlreich vertreten ist in Städten der Provinz São Paulo ein deutscher Kaufmanns- und Handwerkerstand. Es giebt ein Halbdutzend deutscher Schulen, darunter die mehrklassige Schule der Provinzialhauptstadt São Paulo. Die Gesammtzahl der Deutschredenden in der Provinz mag 80 000 betragen, von denen die Nachkommen derjenigen, die an Orten ohne deutsche Schule leben, selbstverständlicherweise vielfach verbrasilianern. Einen Zuzug Deutscher zu organisiren ist schwer, weil die Kolonieengründung als den Interessen der Pflanzerpolitik schädlich gilt. Nur Plantagenarbeiter können in Masse einwandern, es sei denn, dass man alle der Privatkolonisation entgegenstehenden Schwierigkeiten zu überwinden unternähme. Es wäre nicht gerade unmöglich in grossem Maassstabe zu kolonisiren. In kleinem Maassstabe rentirt die Sache nicht sonderlich, es sei denn als gelegentliche Nebenbeschäftigung, wie es wohl hier und da ein Gutsbesitzer auch versucht hat.

Provinz Paraná. — Viel vereinzeltes und über die Provinz verstreutes Deutschthum. — Rocio de Curitiba zählte 1866 mehr als 300 Deutschredende, die grösstentheils, ebenso wie der Haupttheil der Deutschen in Paraná, aus der Kolonie Dona Francisca, in der benachbarten Provinz Santa Catharina gelegen, herübergewandert waren. Diese Wanderung dauert noch heute an und ist in ihren

Gründen nicht immer richtig beurtheilt worden. Man hat der Kolonie Dona Francisca daraus einen Vorwurf gemacht, indem man die Erscheinung auf angeblich schlechtes Vorwärtskommen der daselbst angesiedelten Kolonisten schob. Thatsächlich aber ist dieses Vorwärtskommen weder schlechter noch besser als in den meisten übrigen Kolonieen Brasiliens. Wer die Jahre des Anfanges mit ihren mannigfachen Entbehrungen glücklich überwunden hat, lebt gewöhnlich in behäbigen Verhältnissen. Nun ist dieses gelungene Ueberwinden der ersten schweren Zeit in den meisten Gegenden ein aus dem Zwange der Umstände hervorgegangener Erfolg gewesen. Die Mucury-Kolonieen, verschiedene Kolonieen in Espirito Santo, Cananéa, Assunguy, Blumenau, die Kolonieen im Süden von Santa Catharina und viele in Rio Grande do Sul lagen und liegen vielfach heute noch in kulturellen Sackgassen, d. h. sie sind nicht allseitig vom Verkehr durchzogen, sondern stehen nur durch eine vereinzelte und meistens schlechte Verkehrsstrasse mit der Mitwelt in Verbindung. Nun hat seit Jahren der Zuzug deutscher Kolonisten aus Europa gefehlt oder ist sehr schwach gewesen, weil die brasilianische Regierung nur noch den Import von Plantagenarbeitern, nicht jedoch die Kolonisation, d. i. die Vermehrung des freien Bauernstandes begünstigt. In Folge dessen wuchsen die Kolonieen nur sehr langsam, das Hinterland bevölkerte sich nicht, und die Ansiedler kamen aus der Sackgasse, in die sie sich mit der Hoffnung auf Nachzug begeben hatten, nicht heraus. Wer nur einigermaassen volkswirthschaftlich geschult ist, wird ohne weitere Darlegungen begreifen, weshalb diese vom Weltverkehr nahezu abgeschnittenen Sackgassen ihren Bewohnern nur ein sehr langsames Gedeihen ermöglichten. Die Entfernung der Absatzmärkte für die Produkte, die Höhe der Transportspesen, die einseitige Richtung des nur mühsam realisirbaren Exports u. s. w. mussten den Kolonisten den Anfang sehr erschweren; immerhin aber gewannen sie schnell so viel, dass sie zu essen und zu trinken, d. h. zu leben hatten. Das genügte für Leute des Arbeiterstandes und war die Grundlage, auf welcher fussend sie Jahrzehnte lang ausharrten und die Entwickelung der Verkehrsverhältnisse abwarteten. Diese Entwickelung tritt nun nachweisbar fast überall mit der Zeit ein, und dann blüht der Wohlstand der Kolonisten schnell auf. Arbeiterfamilien Deutschlands, welche bereits in der Heimath nur sehr bescheidene Ansprüche ans Leben stellten, haben sich durch ihre Ausdauer in hohem Grade bewährt und mit der Zeit Wohlstand erworben. Für sie haben diese Sackgassen weniger Schrecknisse ge-

habt als für sogenannte gebildete Elemente, deren Ansprüche höher gestellt sind, d. h. welche nicht jahrelang nur für das Essen und Trinken arbeiten wollten. Nun sind gerade nach Dona Francisca verhältnissmässig viele gebildete Elemente gegangen, ja sogar einige deutsche Gelehrtenfamilien, welche sich mit kleinem Kapital in der paradiesisch schönen und fruchtbaren Gegend Landgüter einrichten zu können hofften. Sie haben in der Sackgasse sammt und sonders Schiffbruch gelitten, und das ist natürlich und begreiflich, weil sie mit Lohnarbeitern wirthschafteten und nicht genug Geld hatten, um die Jahre durchzuhalten, bis die Entwickelung des Produktenabsatzes die Anlagen rentabel machte. Einige gebildete Elemente zwar griffen in der Noth selbst zu Axt und Hacke und vermochten sich dauernd zu halten, andere hielten die Sache bisweilen einige Jahre aus, die meisten aber nur Monate; dann verliessen sie die Kolonie wieder. Natürlich waren sie alsdann schlecht auf dieselbe zu sprechen, obwohl das an sich fruchtbare und zukunftsreiche Gebiet gewiss keine Schuld daran hat, dass es leider heute noch in einer Sackgasse liegt. Von einem gebildeten Oekonomen aber sollte man voraussetzen, dass er vom Werthe der Verkehrsverhältnisse und von ihrem Einflusse auf das wirthschaftliche Emporblühen einige Kenntniss hat und sich nicht in Gegenden festsetzt, von denen er zum voraus weiss, dass sie, wegen minimaler Zuwanderung von Kolonisten, noch lange Jahre weltverlorene Sackgassen zu bleiben Aussicht haben. Der Arbeiter, der sonst nirgend Grundbesitz zu erwerben vermag und zufrieden ist, wenn er auf freiem Eigenthum ohne Nahrungssorgen zu leben vermag, ist in durchaus verschiedener Lage; er nimmt die Gelegenheit war, die sich ihm, dem Mittellosen, bietet, um ein Heim zu gründen und wartet mit Geduld die Entwickelung der Verhältnisse ab. Aber das kleine Kapital muss sofortige rentable Anlage suchen, sonst nützt es seinem Besitzer nichts. Wird es in der Sackgasse zu Anlagen verwendet, welche Jahre lang unrentabel bleiben, so ist die Enttäuschung unausbleiblich. Genug, Dona Francisca hat das Unglück gehabt, zahlreiche Einwanderer-elemente zu erhalten, welche nicht geeignet waren, die entbehrungsreiche Schule eines Kolonisten im brasilianischen Urwalde durchzumachen. Sie liefen wieder davon und verlästerten die Kolonie, welche sich trotzdem immer mehr nach allen Seiten ausdehnte und schliesslich, das Gebirge überschreitend, mit den Niederlassungen von São Bento in die Provinz Paraná hineinwuchs. Von hier aus war es verhältnissmässig leicht, über die Hochebene hin nach den be-

wohnten Zentren genannter Provinz zu gelangen, und so haben denn auch viele Leute die Sache versucht, darunter auch gute Kolonistenelemente. Ausserdem wurde natürlich, wie bisher, auch der Strandweg benutzt, und es rückte mithin auf zwei Strassen das Deutschthum von Dona Francisca her in die Provinz ein. Ein Theil liess sich, wie oben bereits erwähnt wurde, in Rocio de Curitiba nieder. Das Land war sehr mittelmässig, die Grundstücke sehr klein; aber es waren Absatz und Verdienst vorhanden, so dass fleissige Leute vorwärts kamen. Mit dem Schulwesen und dem Deutschthum der Kinder soll es nicht sonderlich stehen. — Assunguy wurde 1860 gegründet und zählte 1866 an Deutschen 136 Seelen. Es ist eine sehr entlegene Sackgasse. Der Nachzug fehlt. Die Jugend verbrasilianert meistens. — Superaguy wurde 1851 gegründet. Es siedelten sich einige Dutzend Deutsche an, deren Nachwuchs meistens verbrasilianert. — Rio Negro, 1829 gegründet, wurde zum Theil mit Soldaten der aufgelösten deutschen Legion besetzt, von deren Nachkommenschaft wenige deutsch geblieben zu sein scheinen. — — In Curitiba, der Hauptstadt der Provinz, sind zahlreiche deutsche Kaufleute und Handwerker. — Die Gesammtzahl der Deutschredenden in Paraná mag 9 000 erreichen. Da die Provinz höchstens 150 000 Einwohner hat, macht das Deutschthum 6 % dieser Zahl aus. In der ganzen Welt dürfte es kein schöneres, gesünderes und den Deutschen klimatisch zusagenderes Gebiet geben als diese 221 300 □Km. umfassende Provinz, welche fast nur aus Hochebenen besteht, die theilweise recht fruchtbar sind. Rechnet man für eine oberflächliche Besiedelung nur 10 Seelen auf den Quadratkilometer, so müsste die Provinz noch mehr als 2 Millionen Einwanderer empfangen, um einigermaassen bevölkert zu sein.

Provinz Santa Catharina. — Hier kommen wir endlich zu wirklichen deutschen Sprachgebieten, deren Bewohner, gegenüber den Versuchen sie zu verbrasilianern, eine gewisse Widerstandsfähigkeit zu zeigen vermögen. In Bezug auf Schönheit und klimatische Zuträglichkeit wetteifert die Provinz mit Paraná; in Bezug auf durchschnittliche Fruchtbarkeit und geographisch günstige Lage ist sie der Nachbarprovinz unstreitig sogar überlegen. Sie besitzt den Vorzug mehr Küstenland zu sein, mithin ist sie leichter kolonisirbar. Machen wir uns diesen Unterschied klar. In Paraná ist die Küstenausdehnung eine geringe, aber das unbevölkerte Hinterland ein ungeheures Gebiet, das vom Rio Paranapanema im Norden bis zum argentinischen Missionen-Gebiete im Süden reicht. Es existirt heute

nur die kurze Eisenbahn von Paranaguá an der Küste bis zur Provinzialhauptstadt Curitiba auf dem östlichen Theil der Hochebene. Durch eine leichte schmalspurige Eisenbahn von Curitiba durch die brasilianischen sogenannten Missionen nach einer schiffbaren Stelle des Rio Paraná oder auch nach der Provinz Rio Grande do Sul könnte man zwar den Haupttheil der paradiesischen Wildnisse des Westens und Südwestens öffnen, aber der Bahnbau würde selbstverständlicherweise nur unter der Voraussetzung rentabel werden können, dass man die Kolonisten zu Zehntausenden zu beiden Seiten der Linie ansiedelte. Das setzt Kolonisation in grossem Maassstabe voraus. Die Rentabilität kleiner Unternehmungen würde ebenso zweifelhaft sein wie im bisher besprochenen Haupttheile des Reichs. Mit einem Kapital von 50 bis 100 Millionen Mark müssten sich allerdings alle Schwierigkeiten schnell und dauernd überwinden lassen, und innerhalb weniger Jahre würde das Unternehmen vermuthlich reichen Gewinn abwerfen. Viel geringeres Kapital dagegen würde die Kolonisation in Santa Catharina erfordern, weil hier der bereits oben erwähnte Vortheil sich darbietet, dass in der Nähe der Küste kolonisirt werden kann oder neue Koloniegründungen an bereits vorhandene ausgedehnte Koloniegebiete anzuschliessen vermögen, in denen sich, zum Theil nach Ueberwindung früherer unsäglicher Schwierigkeiten, bereits ein wirthschaftliches Sonderleben entwickelt, wie es weiter nach Norden zu nirgend existirt, aber geschaffen werden muss, um das Gedeihen des Bauernstandes zu garantiren; d. h. die in Bezug auf die Verwaltung, das Rechtswesen u. s. w. ursprünglich nur auf den Grossgrundbesitz berechneten Landverhältnisse haben sich hier aus eigener Entwickelungsfähigkeit dem thatsächlich geschaffenen Kleingrundbesitze und seinen Bedürfnissen mehr oder weniger angepasst. Santa Catharina hat einen Flächeninhalt von 74 200 □Km. und etwa 200 000 Einwohner. Rechnen wir für eine oberflächliche Besiedelung, die für diese fast durchweg sehr fruchtbare und kolonisirbare Provinz niedrige Zahl von 10 Seelen auf den Quadratkilometer, so würden hier noch mehr als 500 000 Einwanderer vortheilhaft angesiedelt werden können. Für die nördliche Hälfte der Provinz würden die Hochebenen von Paraná ein vortreffliches Hinterland abgeben, so dass die Kolonisation ungehemmt nach Westen vorrücken könnte. Die Zahl der Deutschredenden in Santa Catharina wird heute auf 60 000 geschätzt, was indessen vielleicht etwas optimistisch ist. Mehr als 50 000 sind es jedoch in jedem Falle. Das Deutschthum beträgt also 26—27 %

der Gesammtbevölkerung. Neben den kompakten Kolonieregionen ist viel verstreutes Deutschthum vorhanden, dessen theilweiser Untergang (in sprachlicher Beziehung) sich leider nicht leugnen lässt. Hat doch das in der Provinzialhauptstadt Desterro zahlreich vertretene Deutschthum erst im Jahre 1888 eine Schulgemeinde gebildet. Dass die Nachkommenschaft überall, wo sie keinen deutschen Unterricht geniesst, verbrasilianert, bedarf keines Beweises; und das gilt leider für eine Reihe Orte ausserhalb der grossen Koloniegebiete. — — Von diesen wäre zunächst Dona Francisca zu erwähnen, wo 1851 der „Hamburger Kolonisationsverein von 1849“ die Bauernansiedelung begann und, mit Hülfe einer Regierungssubvention für Passageermässigung und Wegbauten, bis heute fortgesetzt hat. Die Zeit des Anfangs war eine sehr schwere, denn man zog in eine abscheuliche Sackgasse hinein, die man erst in beträchtlicher Strecke kolonisiren musste, ehe man auf das wirklich günstige Terrain gelangte — d. h. günstig zunächst nur in Bezug auf gesundheitliche Verhältnisse und Fruchtbarkeit. Eine grosse Sackgasse mit verschiedenen von ihr auslaufenden Neben-Sackgässchen ist die Kolonie noch heute. Ihr Verkehr mit der Mitwelt ist auf eine kleine Flussstrasse beschränkt, die zu dem vortrefflichen Hafen São Francisco führt, der leider von der Reichsregierung sehr stiefmütterlich behandelt wurde, denn erst 1889 erhielt er eine Alfandega (Zollhaus), so dass die Kaufleute ihre Waaren über entlegene Häfen gehen lassen mussten, was ungefähr ebenso viel bedeutet wie ein halbes Abgeschnittensein von der Welt und ihrem Verkehr. Dazu kommt, dass der Verein mit sehr kleinem Kapital kolonisirte. Es wurden jährlich nur einige hundert Seelen angesiedelt. Dementsprechend langsam war das Gedeihen der Kolonie. Endlich mussten die agrikolen Industrieen sich aus dem pekuniären Nichts herausarbeiten — ein bei allen Kolonieen Brasiliens bemerkbarer Fehler. Wo kein Kapital vorhanden ist, um die Produkte zu benefiziren und marktfähig zu machen, ist der Anfang begreiflicherweise sehr schwierig; denn erst das Kapital vermag eine rechte Verwerthung der rohen Arbeitsleistung zu schaffen. Die Einwanderer bringen hinreichendes Kapital ebensowenig mit wie das richtige Verständniss für seine Verwerthung. Dieses findet sich bei ihnen erst mit der Zeit, und jenes erwerben sie erst nach Jahrzehnte langer Arbeit. Heute hat im Zentrum der Kolonie der Kapitalerwerb längst in erfreulicher Weise begonnen. Dass trotz aller Uebelstände die Verhältnisse sich relativ schnell und günstig entwickelt haben, verdankt man in erster Linie der vortrefflichen Ver-

waltung, welche der Hamburger Verein in der Kolonie geschaffen hat, und welche in ganz Brasilien als unübertroffenes Muster galt. Man hat geleistet, was unter den gegebenen Verhältnissen überhaupt zu leisten möglich war, und mitten in abgelegener Wildniss eine Schöpfung hervorgezaubert, auf die man mit Recht stolz ist. Das ganze Gebiet von Dona Francisca hat 23 000 Einwohner, wovon 18 000 Deutschredende sind. Eine solche Zahl vermag bereits ein gewisses Sonderleben zu führen. Am Verkehrszentrum der Kolonie bildet sich der Wohlstand aus, und die abgelegenen Sackgässchen werden die Misère des Anfangs um so schneller überwinden, je zahlreichere Einwanderung sich durch sie hindurch auf das Hinterland ergiesst. Ueber São Bento hin hat man bereits eine gewisse, wenn auch noch sehr schwache Fühlung mit dem Hochlande von Paraná gewonnen, durch das Itapocúthal strebt man jetzt nach den viehzüchtenden Campos (Kampland), und den Anschluss an Blumenau wird man hoffentlich ebenfalls demnächst erreichen. Das genügt, um die zukünftige Verkehrsentwickelung anzudeuten. Diejenigen Ansiedeler, welche in sich die Kraft besitzen, die Sache abzuwarten, werden sich in ihren Erwartungen nicht getäuscht finden. Leider ist die brasilianische Regierung heute der deutschen Einwanderung abhold. Dona Francisca ist die einzige Kolonie, welche regierungsseitig noch Subvention geniesst. Der Hamburger Verein und die Kolonieverwaltung sind in den letzten Jahren vielfach chikanirt worden. Nichteinhaltung oder übermässige Verzögerungen in Erfüllung der kontraktlichen Verpflichtungen, welche die Regierung eingegangen war, haben dem regelmässigen Fortgange der Kolonisation mancherlei Hemmnisse bereitet. Was das Schulwesen in Dona Francisca betrifft, so ist es vermuthlich das beste in ganz Brasilien. Das will indessen nicht so viel besagen, wie es vielleicht manchem erscheint. Das Lehrermaterial entspricht der Besoldung, die vielfach eine unzureichende ist, aber immerhin wird die Jugend im allgemeinen befähigt, die intellektuellen Fortschritte des deutschen Stammvolkes sich zu eigen zu machen. Sogar eine Realschule, deren Klassen bis Tertia hinaufreichen, ist vorhanden; und man kann wohl sagen, dass die hauptsächlichsten Grundlagen zur Entwickelung des Schulwesens geschaffen sind, wenn diese Entwickelung vermuthlich auch erst mit der steigenden Wohlhabenheit der Bewohner, d. h. mit ihrer Fähigkeit sich durchweg gute Fachlehrer zu verschaffen, eine zufriedenstellende werden kann. Leiter der Realschule ist der nicht unbekannte Pädagoge Dr. Aust, früherer Direktor des Realgymnasiums

zu Lippstadt. Ausser ihm sind heute nur wenige wirkliche Pädagogen vorhanden. — Nicht minder bedeutend und wohl noch ausdehnungsfähiger ist das deutsche Sprachgebiet im Thale des Flusses Itajahy. Hier mögen etwa 21 000 Deutschredende wohnen. In der Stadt Barra do Itajahy und am Unterlaufe des Flusses sind sie unter Brasilianer verstreut, und es wird daher über häufige Verbrasilianerung der Jugend berichtet. Dagegen lauten aus der von Gaspar an sich flussaufwärts erstreckenden Kolonie Blumenau die Berichte ziemlich günstig. Es sind verhältnissmässig viele Schulen vorhanden, deren Lehrer allerdings meistens eine jämmerliche Besoldung zu empfangen scheinen, so dass Fachleute nur ausnahmsweise hier das undankbare Amt des Jugendunterrichts übernommen haben. Die ersten deutschen Kolonisten kamen 1838 ins Itajahy-Thal, 1848 wurde Blumenau gegründet. Es war eine Privatschöpfung des Dr. Blumenau, der leider mit ungenügenden Mitteln in dieser Sackgasse arbeitete. 1860 übernahm die Reichsregierung die Kolonie, doch blieb glücklicherweise Dr. Blumenau der Direktor derselben. Er entwickelte ein erstaunenswerthes kolonisatorisches Talent. Die Regierung zahlte höchst unregelmässig die für Wegebauten etc. bewilligten Gelder, aber über alle Verlegenheiten und Hindernisse triumphirte der deutsche Kolonisator und schuf in der Region die Grundlagen zu ihrem Gedeihen. Er versuchte nicht ganz ohne Erfolg, was so schwer ist bei deutschen Elementen, besonders denen aus dem Arbeiterstande — ihnen den Trieb zur Selbsthülfe einzupflanzen. Thatsächlich gelten die Blumenauer heute für das unternehmungslustigste Völkchen sämmtlicher deutschen Koloniedistrikte. Leider stehen ihre pekuniären Mittel dazu noch nicht im richtigen Verhältnisse. So hatten sie z. B. jüngst mit grossen Schwierigkeiten zu kämpfen, als es sich darum handelte den Verkehrsweg nach Coritibanos, dem viehzüchtenden Hochlande, zu öffnen; obwohl es sich nur um die Summe von 40 Contos (80 000 Mark) handelte. Aber es ist bezeichnend, dass sie selbst die Wichtigkeit der Verkehrstrasse, durch die der Viehhandel von den Campos nach der Küste über Blumenau gelenkt werden wird, erkannten und aus der Sackgasse herauskommen wollen. Südlich unmittelbar an Blumenau stossen die Kolonien Brusque, Principe Dom Pedro und Luiz Alves. Im Hinterlande ist noch für Hunderttausende von Ansiedlern Platz, und sie würden sicherlich zuwandern, wenn die Regierung es ihnen nur ermöglichte. Aber sie scheint der Kolonisation mit deutschen Elementen ein Ende gemacht zu haben und sich mit

dem Plane zu tragen das deutsche Sprachgebiet mit italienischen Ansiedelungen zu durchsetzen und zu umzingeln. Bereits sind gegen 5 000 Italiener dort angesiedelt worden, und zwar besonders zahlreich am oberen Itajahy und in Brusque. — Durch Höhenzüge und das Thal des Rio das Tijucas von dieser Region getrennt, liegt das Gebiet der Kolonien Angelina, São Pedro de Alcantara, Santa Izabel und Theresopolis, welches noch weiter südlich in das Gebiet des Tubarão-Thales übergeht. Von hier lauten leider die Berichte nicht sonderlich erfreulich. Das Deutschthum ist zu sehr mit fremdartigen Elementen durchmischt und hat nicht seine vollen kulturellen Fähigkeiten beweisen können. Es mögen über die ausgedehnte Landfläche gegen 10 000 Deutschredende verstreut sein. São Pedro de Alcantara wurde 1829 gegründet. Von der Nachkommenschaft erhielt die erste Generation sich deutsch; von der zweiten Generation wird nicht so günstiges berichtet. Santa Izabel wurde 1847 gegründet, ist aber zwischen Gebirgen eingekeilt und räumlich nicht ausdehnungsfähig, so dass ein vielfaches Ausschwärmen der zunehmenden Kolonistenzahl, bezw. ihrer Nachkommenschaft stattgefunden hat. Es verblieb ein Stock von ungefähr 1 000 Seelen, die ihr Deutschthum verhältnissmässig gut erhalten haben. Angelina wurde 1861 gegründet und zählte nur einige Dutzend Deutsche, welche nach und nach im brasilianischen Elemente aufgehen. Theresopolis wurde 1860 gegründet; das Deutschthum wiegt in der Kolonie vor. Vollständige Zerstreuung tritt im Tubarão-Thale ein, das noch sehr aufnahmefähig für Nachzug wäre, wenn die Regierung denselben ermöglichte. Sie sendet Italiener hin, um durch sie zwischen dem Deutschthume von Rio Grande do Sul und dem von Santa Catharina einen fremdsprachigen Keil zu schaffen. Diese Bestrebungen charakterisiren die Situation. Die Brasilianer streiten dem Deutschthume, besonders seit etwa einem Jahrzehnt, rundweg das Recht ab, sich zu brasilianisiren, d. h. Gleichberechtigung mit dem portugiesischen Sprachstamme zu erlangen; im Gegentheil wird an die Deutschen die Forderung gestellt zu verbrasilianern, d. h. ihre Sprache, Sitte und Kultur aufzugeben und diejenigen der Brasilianer, dieses im Hauptttheile farbigen und auf niedrigster Bildungsstufe stehenden Volks, anzunehmen. Da der Kulturmensch nur unter dem Zwange der Umstände von erworbener Zivilisationshöhe auf eine niedrigere Stufe zurückweicht, so scheut man vor den Mitteln, um diesen Zweck zu erreichen, nicht zurück; man isolirt die deutschen Ansiedlungen nach Kräften, gewährt ihnen keine Verbin-

dung unter einander, hindert ihre weitere Ausbreitung und hemmt auf solche Weise nicht nur ihr materielles Gedeihen, sondern auch ihre kulturellen Fortschritte. Sie stecken seit Jahrzehnten in einer Reihe von Sackgassen (wie oben beschrieben) und mühen sich vergeblich ab, aus diesen Sackgassen nach allen passenden Seiten hin Ausgänge zu schaffen, durch welche die Ungunst der Verhältnisse gehoben werden, d. h. die Sackgassen zu existiren aufhören würden. Wird aber heute überhaupt noch irgendwo eine Kolonieregion erweitert, so geschieht es fast ausschliesslich mit italienischen und eingeborenen Elementen, damit das Neudeutschland, von dem die Auswanderer träumten, als sie ins Land wanderten, nicht zur Wirklichkeit werde. Und doch haben in den langen verflossenen Jahrzehnten die Brasilianer den Einwanderern gerade durch Vorspiegelung dieses angeblich erstehenden Neudeutschlands Lust zur Niederlassung im Lande gemacht; dann aber sind sie wortbrüchig geworden und haben dem Deutschthume keine Gleichberechtigung gewährt.

Provinz Rio Grande do Sul. — Es liegt in der Natur der Sache, dass die bedrohte Lage des Deutschthums da am deutlichsten erkennbar wurde, wo der Sprachstamm am meisten vereinzelt und in zusammenhanglose Gruppen getheilt ist. Die Schilderung dieser Lage musste dementsprechend bedeutend mehr Raum beanspruchen, als der Bericht über die kompakten Massen des Deutschthums, denen wir in Rio Grande do Sul begegnen, und die aus natürlichen Gründen den Versuchen zur Entdeutschung grösseren Widerstand entgegenzusetzen vermögen. — Der Flächeninhalt der Provinz wird auf 236 600 □Km. geschätzt und könnte also (10 Seelen auf den Quadratkilometer gerechnet) eine Gesammtbewohnerschaft von 2 366 000 aufnehmen, während nur 700 000 Bewohner vorhanden sind. Es hätten also noch mehr als $1^1/_2$ Millionen Einwanderer Platz. Leider hat die Kolonisation mit deutschen Elementen nahezu aufgehört, doch siedelt die Regierung rund um deutsche Koloniegebiete Italiener an. Die Zahl der Deutschredenden mag 90 000 betragen, d. h. es sitzt hier mindestens die Hälfte des gesammten in Brasilien vorhandenen Deutschthums. Frühere Schätzungen wurden auf 100 000 und mehr angesetzt, aber man hat dabei wohl nicht in Betracht gezogen, dass ausserhalb der kompakten deutschen Sprachgebiete und innerhalb des eingeborenen Elements der Nachwuchs der Eingewanderten vielfach verbrasilianert ist. Kenner der Verhältnisse zweifeln nicht daran, dass der verloren gegangene Nachwuchs Tausende von Seelen beträgt. Immerhin aber hat, trotz des

Aufhörens der offiziellen Kolonisation, das vorzüglich beleumundete Auswanderungsziel jährlich mehrere hundert Deutsche bis in die letzte Zeit hinein angezogen, so dass die Zahl von 90 000 Deutschredenden (statt von pessimistischer Seite angenommener 80 000) ungefähr der Wirklichkeit entsprechen mag. Das wären etwa 13 % der Gesammtbewohnerschaft, also verhältnissmässig bedeutend weniger als in Santa Catharina. Dennoch ist in Rio Grande do Sul der festeste Kern des Deutschthums, weil der Haupttheil desselben in einer einzigen Region beisammensitzt und ein deutsches Sprachgebiet bildet, das die Ausdehnung des Königreichs Sachsen hat. Wenn es auch vielfach mit eingeborenen Elementen durchsetzt ist, so stehen doch alle Gruppen mit einander in bequemer Verbindung. Das portugiesischredende Element überwiegt in einer Anzahl Städte dieses sonst vorherrschend deutschen Gebietes, das, von Torres an der Grenze von Santa Catharina beginnend, sich nach Westen zu bis Santa Maria erstreckt. Hier wohnen sicherlich 60 000 Deutsche in zusammenhängenden Gruppirungen beisammen. — Die älteste Kolonie der Provinz ist São Leopoldo, 1824 gegründet. 1826 wurden Tres Forquilhas und Torres gegründet, 1849 Santa Cruz, 1855 Mundo Novo, 1857 Santo Angelo und Santa Maria, 1858 Teutonia, 1859 Neu-Petropolis u. s. w. (wir nennen nur die ältesten und hauptsächlichsten). — Rio Grande do Sul ist die einzige Provinz Brasiliens, wo der Nachwuchs der deutschen Einwanderer auch in zweiter und dritter Generation sich grossentheils deutsch zu erhalten gewusst hat, wenn auch die Gefahr keineswegs ausgeschlossen ist, dass in der Zukunft die Entdeutschung grössere Dimensionen gewinnen kann. Es fehlt eben an hinreichender Zuwanderung. — Ein kleineres deutsches Sprachgebiet ist São Lourenço, im Süden der Provinz, wo mehr als 10 000 Deutsche beisammen sitzen. Der Rest der Deutschredenden ist über Stadt und Land versprengt, daher die oben erwähnte vielfache Verbrasilianerung. — Die Privatkolonisation ist in dieser Provinz häufig mit Erfolg betrieben worden, trotz des Drucks und der Behinderung, welche ungeeignete Institutionen und ein schlechtes behördliches Verwaltungssystem gegen alle Privatunternehmungen in Brasilien ausüben.

Rekapituliren wir nunmehr die Vertheilung und die Zahl der Deutschredenden in Brasilien. Es leben in:

den Nordprovinzen von Amazonas bis Bahia und zum Mucury	etwa	2 000
Epirito Santo	„	3 000
Rio-Zone	„	9 000
São Paulo	„	10 000
Paraná	„	9 000
Santa Catharina	„	55 000
Rio Grande do Sul	„	90 000
	Zusammen etwa	178 000

Wenn die Einwanderung nicht rechtzeitig wieder zuströmt, so dürfte von Paraná an nördlich innerhalb eines Menschenalters vom Deutschthum wenig mehr übrig sein als einige Tausend der sich fortwährend neu ergänzenden Städtebewohner, und auch in Santa Catharina und Rio Grande do Sul dürfte das Deutschthum beträchtliche Einbusse erleiden. Wir sahen, dass bis nach Bahia hinauf, tief in die tropischen Hochländer hinein, die Kolonisten zu gedeihen vermochten. Aber das Deutschthum blieb zu schwach an Zahl, weil die Einwanderung stockte; und statt dass es germanische Kultur zur Geltung bringt, wird es durch die nativistische Pflanzerpolitik Brasiliens systematisch gezwungen auf die kulturelle Stufe des eingeborenen Volkes hinabzusinken. Das Bild ist ein unerfreuliches, und es ist demüthigend für den Stolz der Germanen, dass Zehntausende von Stammgenossen inmitten eines Volks, das seinem Hauptheile nach aus schlecht portugiesirten Farbigen besteht, verkümmern und der Sprachgemeinschaft entfremdet werden sollen. Heute zwar ist der Hauptheil des brasilianischen Deutschthums noch stolz auf sein Stammland und hält treu zu deutscher Sprache und Sitte; aber die Nachkommenschaft wird mit jeder neuen Generation zweifelhafter und kann, unter der Ungunst der Verhältnisse, auf die Dauer der drohenden Entdeutschung sich kaum entziehen. Die Sache wird noch schlimmer durch den Umstand, dass die Brasilianer die gebildeten Elemente Europas systematisch von sich abstossen, indem sie ihnen die Konkurrenzfähigkeit mit den Eingeborenen rauben. Gar mancher hat sich schon gewundert, dass dieses selbe Brasilien, welches früher mit Recht so sympathisch als Niederlassungsziel kleiner Leute angepriesen wurde, daneben stets als absolut unfähig zur Aufnahme gebildeter Elemente geschildert worden ist; indessen waren die betreffenden Warnungen berechtigt. Ingenieure, Lehrer, Gelehrte und Fachleute jeder Art fanden wohl gelegentliche Engagements, nach deren Ablauf sie jedoch fast durchweg vergeblich versucht haben, ihre Zukunft dauernd im Lande zu

begründen. Viele wurden zu spät inne, dass sie in Folge des herrschenden politischen und administrativen Protektionssystems von der Konkurrenz mit den Eingeborenen ausgeschlossen seien, und gingen gewöhnlich entweder unter oder verkamen in subalternen Stellungen. Da sich folglich Einwanderer der genannten besseren Klassen nicht zu halten oder nicht zur Geltung zu bringen vermögen, fehlte es dem Deutschthume von jeher an hinreichend zahlreichen Elementen, die geeignet gewesen wären, die Führerschaft zu übernehmen. Wenigstens ist die Sache bisher nur einem einzigen hervorragenden Manne gelungen — nämlich Herrn K. von Koseritz in Rio Grande do Sul. Sein Weg ist ein so dornenvoller gewesen, und er kämpft noch heute so hart mit Schwierigkeiten aller Art, dass er schwerlich sobald Genossen finden dürfte, die fähig wären in irgend einem Distrikte von Rio Grande do Sul oder Santa Catharina sich gleichfalls zur Geltung zu bringen. Koseritz hat heute, wie es scheint, alle Aussicht demnächst als Deputirter des ersten Wahldistrikts von Rio Grande do Sul (Porto Alegre) ins Parlament gesandt zu werden. In allen übrigen Distrikten der beiden südlichsten Provinzen ist überhaupt keine staatsmännisch hinreichend beanlagte Kraft unter dem Deutschthume vorhanden, die ebenbürtig neben Koseritz zu treten und mit ihm vereint die Vertretung der Sprachgenossen richtig zu übernehmen vermöchte. Etwas besser sieht es mit der Vertretung des Deutschthums in den provinzialen Assembléas aus. Hier vermag irgend ein praktischer und intelligenter Kaufmann die Aufgabe zu übernehmen, und der Kaufleute giebt es glücklicherweise viele, da die Unentbehrlichkeit des Handels denselben begreiflicherweise vor dem Schicksal bewahrt hat, zum Monopol der Eingeborenen zu werden (an Versuchen hat es allerdings nie gefehlt, man verlangte z. B. Detailhandels-, Küstenschifffahrtsmonopol u. a. m. für die Eingeborenen). Wenn ein Geschäftsmann dem Allgemeinwohle auch das Opfer zu bringen vermag, sich um die Angelegenheiten der Provinz oder des Munizips zu kümmern, so liegt doch die politische Agitation, deren ein Reichsdeputirter bedarf, ausserhalb seiner Sphäre, wenigstens insoweit deutsche Kaufleute in Betracht kommen, welche gewöhnlich in das Stammland zurückkehren, sobald sie bedeutenderes Vermögen erworben haben. Sie kommen ja im allgemeinen zu keinem andern Zwecke nach Brasilien.

Die missliche Lage des Deutschthums im südamerikanischen Kaiserreiche dürfte hiermit einigermaassen skizzirt sein. Bevor deutsche Sprache und Kultur nicht Gleich- und Existenzberechtigung

erworben haben und den Einwanderern der gebildeten und studirten Klassen nicht das Recht der freien Konkurrenz mit den Eingeborenen gestattet wird, kann nur geringe Hoffnung vorhanden sein, dass in Brasilien ein kräftiges germanisches Leben emporwachse, das Land zur Höhe moderner Gesittung und Kultur führe, es durch bürgerliche und administrative Ordnung und wirthschaftliche oder politische Moral innerlich festige, sowie durch Patriotismus und Opferfreudigkeit nach aussen hin stärke. Brasilien ist heute noch kein innerlich recht konsolidirter Staat. Ein zahlreiches, fleissiges und ordnungsliebendes Deutschthum könnte viel zu seiner Konsolidirung beitragen; aber die brasilianischen Staatsmänner haben dafür kein Verständniss, sondern behindern das Deutschthum an kulturtragender Bethätigung und bestreben sich es zur Stufe eines theils kulturlosen, theils demoralisirten Brasilianerthums herabzudrücken.

Die Missionsthätigkeit in den deutschen Schutzgebieten.

Rundschau für 1888—89 von **E. Wallroth.**

In Kamerun haben die Baseler Missionare mit der Unordnung und Zuchtlosigkeit der früher baptistischen Gemeinden genug zu kämpfen gehabt; ja es scheint, als ob die englischen Missionare vor ihrem Abzug in Viktoria den Eingeborenen keinen sehr guten Begriff von den Deutschen und ihren Sendboten zurückliessen. Doch hatten die acht Aussenstationen von Bethel nämlich Bellstadt oder Tokotodorf, Hickory, Dschibari, Dibombari, Mangamba, Mungo, Bakundu, Malimba mit ihren 130 Christen der Hauptgemeinde sich nicht angeschlossen und sind den Baselern treu geblieben. An allen diesen Orten wird die kleine Gemeinde oder Schule von einem Katechisten, Lehrer oder fähigen Gemeindeglied bedient. In Tokotodorf, Mangamba und Bakundu ist ein Landstück für die Ansiedelung der Christen erworben, Mungos Erstling wurde getauft und die Predigtplätze in Tokotodorf und Jossdorf hatten aufmerksame Hörer. Es ist ja nicht zu verkennen, dass die Baptisten den Baseler Missionaren in anderen Dingen wesentlich vorgearbeitet haben. Wenn auch in Bethel die Baseler Missionsschule noch sehr klein ist, weil hier die Gegenpartei mächtig arbeitet, so konnte doch in Tokotodorf die einfache aus Pfosten, Brettern und Palmblättermatten bestehende Kapelle, an deren Bau treu gebliebene Christen, voran der Lehrer, geholfen hatten, am 5. August 1888 eingeweiht werden.

Anfang September 1888 fanden die im vorigen Jahrbuch erwähnten Verhandlungen mit den englischen Baptisten über den Kaufpreis für das Viktorialand endlich ihren Abschluss. Weil die Baptisten selbst eingestehen mussten, dass den Baselern nur ein Winkel

des ursprünglich bedungenen Landes wirklich übergeben werden könnte, einigte man sich dahin, dass in Rücksicht auf den höheren Werth des Küstenstriches und der Insel Mandoleh die Baseler statt 40 000 nur 15 000 ℳ, im ganzen also statt 80 000 jetzt 55 000 ℳ zu zahlen hatten. Nach neuestem Bericht zählt die Baseler Mission im Küstenstrich von Viktoria bis Malimba 160 Glieder, 88 Katechumenen und 350 Schüler; auch wird sie ihre Arbeit zu den Bakwiri und anderen Stämmen im Innern ausdehnen.

Im deutschen südwestlichen Afrika hat die Arbeit der Rheinischen Missionsgesellschaft in dem vorigen Jahre keinen leichten Stand gehabt. Frieden und Ruhe sind seltene Verhältnisse gewesen. Im südlichen Theil, im eigentlichen Namaland, wurde der alte Häuptling von Gibeon, Moses Witbooi, nebst seinem Rathgeber, dem bösen Adam Klaasen, welcher mit ihm vormals die Missionsstation Gibeon zerstörte, durch seinen früheren Mordgesellen den Koranna Paul Vister getödtet; Gibeon liegt nun öde und verlassen. Der verführte und verblendende falsche Prophet, der heruntergekommene Häuptlingssohn Hendrik Witbooi trieb sein böses Wesen, ebenso der alte Friedensstörer Jan Jonker; aber Ende 1888 ist Paul Vister im Kampfe gegen Hendrik Witbooi, den Sohn des von ihm getödteten Moses Witbooi, gefallen.

Missionar Judt auf Hoachanas erzählt als Augenzeuge dieser Tage dies folgendermaassen: „Vister hatte ein Bündniss mit dem Kapitän Manasse von Hoachanas; auf einem Spionierzug mit 14 Mann begriffen wurde er unerwartet überfallen und getödtet; die Gegner nahmen ihm Jacke und Hut, liessen ihn aber unbeerdigt liegen. Auf offenem Feld ist er verwest und eine Beute der Thiere geworden. Nach seinem Tode kamen Männer und Frauen nebst Kindern nach Hoachanas; ein grosser Haufe armer und elender, abgerissener und völlig ausgehungerter Flüchtlinge. Hier in Hoachanas war Alles kopflos, Manasse am meisten. Alle Ordnung hatte aufgehört, niemand befahl, niemand gehorchte. Einer beschuldigte den andern der Feigheit des Verraths. Die Heerden standen in den Korngärten, hatten das bereits stehende Korn zerstampft und verlangten brüllend auf die Weide, aber niemand wagte es, mit ihnen hinauszugehen. Die Frauen auf unserm Hof und in der Kirche hatten nichts zu essen. Man zankte sich um Knochen, man schlug sich um ein Stück Fell. Etwa 400 Frauen und 250 Kinder umlagerten das Gehöft. Es war schrecklich, die Noth und das Elend mit anzusehen. Hendrick schickte Botschaft, dass er am Donnerstag

vor der Kirche vom Pferde springen werde. So mussten wir also am Donnerstag auf einen Anfall von ihm gefasst sein. Trotzdem liessen sich am Abend zuvor die Frauen nicht abhalten, ihre Gebets- und Abendlieder auf meinem Hofe zu singen. Selbst meine Frau, die sich vor Müdigkeit kaum aufrecht erhalten konnte, setzte sich ans Harmonium und sang mit: „wenn ich zu Zeiten traurig bin." Es wurde der Schutz des Herrn angerufen; darauf schliefen wir alle im Glauben gestärkt ruhig bis an den Morgen; kein Hendrick liess sich sehen. Er hatte die Nacht vor Hoachanas gestanden, war aber am Morgen wieder umgekehrt und abgezogen. Etwas hatte ihn gehindert, sagte er, nach Hoachanas hineinzubrechen. Waren es die Gebete und Gesänge am Missionshause gewesen?" —

Als die Entdeckung reicher Goldlager in der Nähe der Rheinischen Missionsstation Otyimbingue bekannt geworden und eine grosse Bewegung verursacht hatte, musste auch die Mission in Gross-Namaland unter jenen Wirren leiden, aber trotzdem kamen einzelne Seelen aus den verschiedenen Stämmen zum Glauben. Auf Warmbad konnte Missionar Wandres 42 Seelen taufen, Rietfontain entwickelte sich gut; Kirche, Schule und auch die Sonntagsschule wurden fleissig besucht; auf Keetmannshop nahm die Gemeinde um 50 Seelen zu, auch einige Deutsche liessen sich hier nieder. Zu Anfang des Jahres 1888 und zum Schluss desselben war Bersaba reichlich bevölkert, Bethanien sogar um 100 Gemeindemitglieder gewachsen; die Zahl der Geburten übertraf die der Todesfälle um das zehnfache.

Mit Uebergehung der rheinischen Station Walfischbai, als auf englischem Gebiet gelegen, führt uns die Station Rehoboth ins Herero oder Damara-Land. Von aussen hatte die Rehobother Gemeinde Ruhe und das Verhalten der Leute zur Obrigkeit wäre ohne Gotteswort bei dem Streit zwischen Lewis u. s. w. ein sehr böses geworden. An manchem Krankenbett, in der Sonntagsschule, auch sonst spürte der Missionar Heidmann die Macht des Gotteswortes.

Schlimm genug hingegen war jene bekannte Besitzstreitigkeit des schlauen im Lande gebornen mit den Landesverhältnissen genau bekannten Engländers Lewis; nachtheilig das oft schroffe aber auch schwächliche Vorgehen der Deutschen; bei der Treulosigkeit des Maharero, des obersten Häuptlings der Herero, konnten neidische, boshafte englische Einflüsse vom Kap her nur allzu gut deutsche Verträge untergraben und die Eingeborenen aufregen.

Im ersten Augenblick sah es so aus, als ob auch für die deutschen Missionare kein Bleiben im Lande möglich sei, weil dem Lewis

in seinem Vertrage ausdrücklich die Befugniss zuertheilt war, dass er die deutschen Missionare austreiben und nach Belieben durch andere ersetzen könne. Auf Okahandja wurde wirklich den beiden Missionaren verboten, Kirche und Schule zu halten. Doch dies wurde zurückgenommen und auch die übrigen Missionare konnten ruhig im Damaralande bleiben, wenn auch ihre Lage den Eingeborenen gegenüber eine sehr unbehagliche und misstrauensvolle geworden war.

Otyimbingue, der Sitz der deutschen Behörden, litt durch schwere Ueberfälle; Verlust an Kleidern und Gut, die böse Gier nach dem Honigbier, auch Unverschämtheit mancher Gemeindemitglieder hielt nicht wenige vom Gottesdienst zurück. Nach dem Verkauf des früheren Seminars, des Augustineums, an die deutsche Regierung hatte Missionar Brincker vorläufig in einem anderen Gebäude eine neue Erziehungsanstalt für junge Herero zum Lehrerdienst errichtet. Es wurde von 15 Zöglingen, darunter vier aus dem Ovamboland, gut gelernt und gearbeitet; erfreulicherweise sind auch einige ältere bewährte eingeborene Helfer als Lehrer und Evangelisten z. B. zu Okandjoze und Otjohangue und im Westen des Damaralandes thätig. Erfahrungsgemäss aber ist die Heranziehung der Eingeborenen zum Lehr- und Predigerdienst für eine Volkskirche unerlässlich.

Auf Omaruru (Okozondye) hat das Branntweintrinken abgenommen, zu Omburo waren wenig Leute, auf Okombahe mit seiner Bergdamra- und Hererogemeinde starb am 14. Mai 1880 unter unsäglichen Schmerzen in stiller Ergebung der Missionar Christian Baumann; auf Otyosazu war der Tod der vortrefflichen Missionarin Isle ein unersetzlicher Verlust; die Zweigstation Katyapia zählte 40 Schüler, Otjikango mit wenig Leuten, Okahandya sehr nahe gelegen, wird wohl bald als Station aufgegeben; letztere beherbergt auch die Gemeindeglieder der ehemaligen Station Otyizeva, wurde aber von dem wachsenden Groll der Herero gegen die Deutschen sehr benachtheiligt.

Hervorzuheben ist noch die neue Gehilfenschule in Keetmannshop östlich von Bethanien im Namaland, billig erbaut vom dortigen Missionar Fenchel mit Hilfe eingeborener Handlanger. Es ist dies die erste derartige Anstalt der Nama-Mission; beim Bau wurden im Namaland zuerst gebrannte Ziegel angewendet, statt wie bisher sich mit den weniger haltbaren ungebrannten Lehmsteinen zu helfen. Zunächst sollen sechs Nama-, vielleicht auch Bastard-Jünglinge hier aufgenommen und unterrichtet werden.

Kennzeichnend ist folgender Auszug aus einem Vortrage des Missionars Judt auf einer Missionskonferenz im Namalande. Wie einsam fühlten sich die Sendboten des Evangeliums, als sie zuerst die trostlosen Sandflächen des Grossnamalandes betraten. Die fast menschenleere Sand- und Steinwüste, die hin- und herziehenden kleinen Truppen der Nama, die wunderlichen Töne in dieser Sprache, bald wie das Locken des Schweines, bald wie das Springen eines Pfropfens von der gefüllten Flasche, der Eingeborenen eigenthümliche Sitten, unverschämte Bettelei, die fleischliche Gier bei Gross und Klein erschwerte den ankommenden Sandboten den Eingang, das Sicheinleben und Wirken. Die ersten Missionare wohnten gleich den Nama im Mattenhaus, schliefen auf Fellen, unterhielten Nachts ein Feuer in der Mitte des Wohnraumes und waren jedem Wind und Regen preisgegeben; aber solches Leben, solches Wohnen war für Europäer auf die Länge unmöglich; um der Selbsterhaltung willen mussten sie gesundere Wohnungen errichten. Wie einst die alten Mönche griffen auch die Missionare zur Axt und Messschnur, bauten sich Häuser, legten Gärten an. Der Missionar war jetzt nicht mehr nur der Mann mit dem Buch, sondern auch der Mann mit Axt, Hammer und Kelle. So entstanden allmählich Zimmer, Küche, Vorrathskammer; auch ein Kirchlein wurde gebaut. Damit war die äussere Arbeit des Missionars noch nicht zu Ende; ein Garten wurde angelegt und für genügende künstliche Bewässerung gesorgt. Bald zeigte sich, dass der Boden gehörig bewässert, ausserordentlich fruchtbar wäre und dass die Fruchtbarkeit durch sorgfältige Bearbeitung und Mischung der verschiedenen Humusarten bedeutend erhöht werden könne. Man erzielte im Jahre zwei Ernten, die erste vom Januar bis Mai, die zweite vom Mai bis Januar. Gemüse aller Art wurde gepflanzt wie Kartoffeln, Kohl, Kohlrabi, Spinat, Erbsen, Bohnen, Kürbisse (Pampunen), auch Weizen und Mais; nach und nach wurden Feigenbäume, Apfel-, Birn-, Granat- und Maulbeerbäume nebst Weinstöcken gepflanzt, selbst Blumen zur Zierde gezogen. Da merkten die Eingeborenen das Gebot und seine Verheissung: „Bete und arbeite, im Schweisse deines Angesichts sollst du dein Brot essen;“ allein aber konnten sie es nicht lernen, dabei half wiederum der Missionar. So wurde es dem Naturvolke klar: Arbeit ist keine Schande, sondern Gottesordnung mit göttlichem Verheissungssegen.

Neben dem Missionar wirkte, schaffte, arbeitete die Missionarin, die Hausfrau des Sendboten und wurde den Kranken eine Pflegerin,

den Frauen eine Führerin, Beratherin, der Jugend eine Lehrerin. Von grosser Bedeutung war die Ehe des Missionars; hier sahen die Nama zum ersten Male, wie eine nach Gottes Ordnung geführte Ehe beschaffen ist, nicht Befriedigung der Lust, nicht Sklaverei, sondern die gemeinsame Pflichterfüllung, das gegenseitige Helfen und Dienen.

Zum Hause tritt die erziehende Missionsschule mit ihrer Reinlichkeit, Ordnung, Arbeit und nothwendigem Gehorsam in ihr Recht. Endlich merken doch die Nama den daraus stammenden Segen an den Kindern. Nachdem nun eingeborene Christen unter den noch übrigen heidnischen Bewohnern leben, sehen letztere die Frucht eines christlichen Lebens. Allmählich bildet sich in der Ansicht, Auffassung, Denkart übers Leben ein Umschwung vor. Die Kirche mit gemeinsamer Andacht, dem Gesang und Gebet erhebt das Gemüth; das Wort Gottes redet ernst, straft, lobt, mahnt die Anschauungen über Mein und Dein, die gesellschaftlichen Begriffe beginnen sich anders zu gestalten. Aber allerdings ist der Einfluss des Sinnlichen, Bösen viel stärker als der des Guten; Herz, Zunge, Ohr, Fuss und Hand können nur allmählich sich an Gottes Gebote und Gottes Liebe gewöhnen; Schamlosigkeit, schwere Laster, List, Faulheit, Greuel mancherlei Art weisen noch nach dem alten Sündenpfuhl hin; aber es wird nach und nach besser. Der Missionar sieht Vertrauen und die reifende Frucht. Als zählbare Ernte hat die Rheinische Mission nach neuestem Jahresbericht im Namaland 4 414 Gemeindeglieder und im Hereroland deren 2 146, also zusammen 6 560 (einschliesslich Walfischbai 169, ausserdem in der englischen Kapkolonie 11 138).

In den ostafrikanischen deutschen Besitzungen begegnen wir zunächst der Berliner evangelischen ostafrikanischen Mission, welche durch die allbekannten kriegerischen Vorgänge gleich den anderen Missionen in diesen Ländern eine sehr schwere Zeit durchzumachen hatte. Doch sehen wir uns die Verhältnisse vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten etwas näher an. Am 15. Juli 1888 gingen neue Kräfte nach Sansibar ab, so die Schwester Amalie Oberkobusch aus Brake i. Westfalen und Missionar August Krämer aus Ostpreussen, welcher dem Missionar Greiner zu Dar-es-Salaam helfen, während erstere der Schwester Marie Rentsch im Krankenhaus zu Sansibar beistehen sollte. Die Sache des Hospitals hatte guten Fortgang genommen; ein Ortsausschuss, bestehend aus den angesehensten Gliedern der dortigen deutschen Kolonie,

nahm sich der inneren Angelegenheiten des Krankenhauses an und das gemiethete Haus konnte noch gegen Ende 1887 bezogen werden. Sehr bald war es mit Kranken besetzt. In Dar-es-Salaam wohnte Greiner zuerst in gemietheten Räumen dicht neben der Wohnung der deutschen Beamten, unterstützt vom Abessinier Goban Desta und dem Diakon Karpinski; schon wurde als zweite Station Kisserawe ins Auge gefasst; befreite Sklavenkinder bildeten den Grundstock der Schule und wurden von Goban Desta unterrichtet. Die meisten der Sklavenkinder waren im tiefen Frieden verkauft und sind ein neues Zeichen, dass der Sklavenhandel kein augenblicklicher Ausnahmezustand in Ostafrika war. Die Kinder lernten neben den zehn Geboten unter andern auch eine Reihe von Sprüchen und wenden dies auch in ihrer Art an. So hörte man sie untereinander sagen: „Warum hast Du den Zucker gestohlen? Ich habe es doch eben gesehen, und doch hörst Du alle Tage: Du sollst nicht stehlen!"

Fieber stellte sich nicht selten ein, worunter besonders Karpinski litt. Doch wurde weiter gearbeitet; der Garten nach Kräften eingerichtet: Die aus Deutschland geschickten Sämereien gedeihen theilweis ganz gut; Stangenbohnen z. B. ganz vorzüglich; Salatrüben, Treibgurken, türkische Melonen und Radieschen konnten bald gegessen werden, weisser und gelber Rettig wuchs gut, schlechter Karotten und Zwiebeln; auch die Erbsen ergaben trotz der Blüthe nichts. Auf der Schamba wurden viele Bananen, Palmen und Mangobäume gepflanzt, ebenso aus Frau Greiners Baumschule Orangen- und Johannisbrodbäume.

Am 16. Juli 1888 erfolgte die feierliche Grundsteinlegung des neuen Missionshauses, dessen Bau beeilt werden musste, um ein gesundes Wohnen zu ermöglichen. Einige Plackereien seitens des Wali wurden vom deutschen Generalkonsul rasch erledigt. Greiner war sehr thätig, musste den ganzen Bau leiten, wobei Krämer half. Zum Glück befand sich ein Brunnen mit gutem, reichlichem Wasser in der Mitte des Haushofes und erleichterte das Kalkbrennen. Da zeigten sich im Oktober und November 1888 die ersten Unruhen, deren Erzählung wir als allgemein bekannt übergehen. Greiner musste einige Nächte hindurch auf einem Schiffe, dem Sultansdampfer „Bawara", Sicherheit suchen. Beim Bau des Hauses gings wie bei dem des Tempels zur Zeit Nehemias, in der einen Hand das Gewehr, in der andern Beil, Säge, Kelle und Hammer; dazu wurden der Arbeiter täglich weniger; allerwärts gährte es; am 6. und 20. Dezember 1888 wurden 87 und 50 befreite Sklaven der

Missionsstation übergeben. „Am 24. Dezember wurde der tropische Weihnachtsbaum aufgerichtet, trotzdem die Kunde kam, die Aufständischen wollten uns diese Nacht überfallen; über 100 Personen sollten an der Feier theilnehmen; der Baum hatte wenig Kostbares aufzuweisen, verbreitete aber um 7 Uhr bei stockfinsterer Tropennacht sein helles Licht über die grosse Schaar der Heiden, welche derartiges noch nie gesehen hatten. Die Schüler waren in festlichen Gewändern zur linken und wir (Greiner und die anderen) zur rechten des Brunnens aufgestellt. Unter Begleitung des Harmoniums erschallte es auf einmal laut in die nächtliche Stille hinein: „O du fröhliche, o du selige“ u. s. w. Einer der Knaben sagte in Kisuaheli die Weihnachtsgeschichte her und ich setzte den Unwissenden kurz und einfach die Bedeutung unseres Festes in arabischer Sprache auseinander und Sund übersetzte es ins Kisuaheli. Kleine Geschenke wurden ausgetheilt . . . Plötzlich wurden ganz in der Nähe Flintenschlüsse bemerkbar, aber es blieb alles ruhig.“

Nachdem die Aufrührerbande lange gedroht und doch nie den Angriff gewagt hatten, erfolgte am 9. Januar 1889 der Ueberfall, welcher hier des Raumes wegen nicht genauer beschrieben werden kann. Eine Granate von dem deutschen Kriegsschiff „Möwe“ rettete den Missionsleuten das Leben, indem sie die anstürmenden Araber für eine Zeit auseinandertrieb. Auf dem Steinboot des Herrn v. Schönstädt retteten sie sich zur Möwe hin, welche leider in der Dunkelheit sie für Feinde hielt und auf sie schoss, bis der Irrthum sich aufklärte und sie in dunkler Nacht das Schiff erreichten. Dar-es-Salaam wurde von den Arabern grösstentheils zerstört; das Missionsgehöft litt schwer, viele Sachen gingen verloren.

Am 5. April d. J. konnte Greiner unter dem Schutz deutscher Kriegsschiffe von Sansibar nach Dar-es-Salaam zurückkehren und im verlassenen Walihaus Unterkunft finden. Der Bau des theilweise zerstörten Missionshauses wurde weitergeführt und alles Verwüstete mühsam möglichst wieder hergestellt. Die Kinder blieben vorläufig bei Krämer zu Sansibar im Unterricht, während die über gebliebene Hälfte der Sklaven, welche sich bei jenem Ueberfall gerettet hatten, schon kurz vorher nach Dar-es-Salaam gekommen war. So wird dann die unterbrochene Arbeit daselbst wieder aufgenommen.

Gut entwickelt sich die Sache des „deutschen evangelischen Krankenhauses in Sansibar“; Vorlesungen und Konzerte in Berlin brachten manches Geld zusammen, wenn auch noch an der zum Bau eines eigenen Hospitals nöthigen Summe von 200 000 ℳ

viel fehlt. Vorläufig ist das Haus eines Goanesen zu Sansibar gemiethet und eine Baracke von Berlin hinausgesandt; Schwester Henriette Sachse langte am 1. März 1889 in Sansibar an, in Berlin wurden am 29. April 1889 Schwester Asta Gräfin Blücher als ausersehene Oberin des Hauses und Schwester Helene von Borke in der Kapelle des Berliner Lazarus-Diakonissenhauses nach dieser ostafrikanischen Insel ausgesandt, welcher Feier Ihre Majestät die Kaiserin beiwohnte; am 26. Mai erfolgte die Absendung der beiden Brüder Hahn und Otto zum Dienst jenes Krankenhauses. Die Zahl der Kranken betrug im Frühling 1889 etwa 6 bis 8 und 18 neue Betten wurden aus Deutschland nachgeschickt.

Aus den inneren Vorgängen dieser Gesellschaft in Berlin sei noch berichtet, dass, nachdem Dr. Büttner aus dem Missionsinspektorat ausschied, der früher 14 Jahre in Vorderindien gewesene Gossner'sche Missionar Beyer als Missionsinspektor vom Vorstand berufen ist. Möge die Kraft und Erfahrung des ersteren in dem Nachfolger bleiben. — In letzterer Zeit schwebten Verhandlungen zwischen der ostafrikanischen Berliner Mission und der südafrikanischen sogenannten Berlin. I. wegen etwaigen, vollkommenen Zusammenarbeitens und Aufgehens der ersteren in die zweite Gesellschaft. Es scheint, als ob das sansibarer Krankenhaus zur Zeit die hindernde Schwierigkeit zur Durchführung jenes Planes bietet. Es ist dringend zu wünschen, dass Einigkeit zu Stande käme; viele Verwaltungskosten würden gespart, viele Erfahrung der alten Mission verwerthet, viel Anderes ermöglicht. Nun, ist die ostafrikanische Mission durch die letzte schwere Trübsalszeit hindurchgekommen, wird sie auch, wills Gott, fernerhin ihrem Ziele sich nähern.

Im Witulande am Tanafluss arbeitet die evangelische Neukirchener Mission, deren Station Ngao (vgl. unseren letzten Bericht, Jahrbuch 1889) zerstört und im Frühling 1888 wieder aufgebaut wurde. Am 25. Mai 1888 langte der neue Missionar Blecher an, starb aber leider schon am 26. Juli bei den Brüdern Würtz und Weber; die Frau des letzteren folgte am 14. August 1888 ihm in den Tod, dem Kindbettfieber erliegend. Weber fuhr mit seinem Söhnlein nach Deutschland, Würtz musste um der Gesundheit willen nach Lamu an die Küste, wo er einen Ausgangspunkt für die Inlandmission gründen will, umsomehr, da die Eingeborenen in Ngao noch nicht recht wissen, ob sie nach jenem Ueberfall in ihrem bisherigen Zufluchtsort auf dem rechten englischen Tanaufer bleiben

oder in Ngani, einem etwa zwei Stunden oberhalb Ngao liegenden höheren Platz, auf dem linken also deutschen Tanaufer sich ansiedeln wollen. Da aber die deutsche Regierung zum Schutze einer Missionsniederlassung von Tana nichts thun wird, und der Suaheli-Sultan unter gegenwärtigen Verhältnissen nichts ausrichten kann, hat Würtz eine friedliche Verständigung versucht. Durch Vermittelung eines Somaliältesten aus Kismaju, der Küstenstadt nördlich von Lamu, konnte er mit dem Grosshäuptling der Somali, Hassan Bardjan, welcher zu Biskai herrscht, Freundschaft schliessen. Gleich nach jenem Ueberfall Ngaos durch die Somali stellte es sich heraus, dass letztere das Geld der Waozi und des Arabers „gegessen“ hätten, d. h. von den Osi-Leuten, also den Banditen von Kau, dazu gedungen waren. Am Epiphaniasfeste 1889 wurden zu Neukirchen bei Mörs drei neue Missionare Böcking, Pieper und Heyer, nach Wituland abgesandt, mit ihnen kehrte Weber zurück.

Mit Uebergehung der evangel. lutherischen Bayerischen Mission, welche in Simba auf englischem Gebiete arbeitet, müssen wir noch einen kurzen Ueberblick über die evangelische englische Mission im deutschen Ostafrika halten. Im allgemeinen haben sie die schweren Wirren und Kämpfe über Hoffen und Erwarten gut durchgemacht. Die englisch-kirchlichen Missionare auf den Stationen Mpwapwa und Mamboia in Usagara wurden vom englischen Generalkonsul Euan Smith aufgefordert, sich angesichts des Kampfes aus dem Innern nach Sansibar zu flüchten; im gleichen Sinne war von ihm der Missionsvorstand benachrichtigt; aber dieser hatte es vorgezogen, „to put the blind eye to the telescope“, als in Sansibar das Rückzugszeichen gegeben wurde, und es den Sendboten zu überlassen, ob sie bleiben wollten oder nicht. Da wandte sich der englische Generalkonsul geradewegs an Buschiri, jenen Anführer der Aufständischen, und durch grosse, dankenswerthe Vermittelung des deutschen Admirals stand den englischen Missionaren der Weg durchs Aufstandsland nach der Küste hin frei, wurde aber nur von wenigen benutzt. Price blieb ruhig in Mpwapwa, ebenso Wood in Mamboia und H. Cole in Kisokwe. Dies war um so werthvoller, weil gerade damals das Missionswerk in Mpwapwa und Ugogo erfreulich fortschritt. Die letzten Briefe der englischen Missionare von März und April 1889 lauten trotz der drohenden Lage gottvertrauend, muthig und fordern die Church Society dringend auf, die dortigen Missionen nicht aufzugeben. Die Evangelien und Apostelgeschichte nebst einigen Gebeten sind durch Price und Cole ins Kigogo

übersetzt. Der Schaden der Feuersbrunst zu Magila in Usambara ist durch ausserordentliche Gaben gedeckt; im nahen Umba die neue Kirche eingeweiht. Aus Nevala am nördlichen Rovuma wird berichtet: „Seit wir einen Lehrer aus der Schule zu Kiungani auf Sansibar haben, ist die Schülerzahl verdreifacht.“

Die englische Universitätenmission konnte auf allen ihren Stationen in Sansibar, Usambara, Rovumaland das Werk ungestört fortsetzen. Im Ganzen arbeiten auf diesen drei Gebieten mit Einschluss des Nyassabezirkes seitens dieser Gesellschaft 18 englische Geistliche, 25 englische Laien, 19 englische Frauen, 2 Afrikanerpastoren und 34 afrikanische Lehrer. Doch sieht Central-Afrika, das Blatt dieser Mission, wegen der neuesten deutschen Unternehmungen düsterer in die Zukunft.

Kürzlich hat auch der „schwedische Oestergötlands Ansgariiverein“ den früheren Missionar der schwedischen evangelischen Vaterlandsstiftung E. Hedenström zu den ostafrikanischen Galla gesandt, wo er keinen Eingang fand. Darauf folgte Hedenström im Verein mit Bergmann, dem Missionar der genannten Vaterlandsstiftung (Fosterlands-Stiftelse), dem Tanafluss entlang und gründete Anfang Dezember 1888 eine Station im Dorfe Kolésa am Tana unter den Pokomo. Ob diese Zersplitterung der schwedischen Missionskräfte ein Glück ist, muss stark bezweifelt werden.

Die katholische Mission in Deutschostafrika hatte dicht bei Dar-es-Salaam die Station Pugu gegründet, das Land urbar gemacht, eine Kapelle und das Kloster Missionskreuz errichtet, einen Palmen- und Bananengarten angelegt, eine Küche, ein Waschhaus, Backofen, Kuhstall, Hühnerhof erbaut, endlich ein Kinderasyl für 100 Knaben und Mädchen am südlichen Abhang begonnen. Alle ersten Einrichtungen und Vorkehrungen seitens der St. Benediktus-Missionsgesellschaft von St. Ottilien in Bayern waren angefangen, da brach auch über diese deutsche Missionsniederlassung der Sturm los. Der Obere der St. Benediktus-Missionsgesellschaft Andreas Am Rhein, beschreibt dies also: „Als wir uns am 13. Januar 1889 Mittags unter der Veranda des Bruderhauses vom Mittagstisch erhoben und paarweise unter dem Gebete des Miserere nach der Kirche zogen, da krachte ein Schuss an dem nahen dichten Buschwald, welcher der Kapelle und dem Wohnhaus gegenüber liegt und Bruder Petrus stürzte mit einem leisen Aufschrei zu Boden; durch die Brust geschossen hauchte er seine Seele aus, gerade als die Worte des Psalms: „Nach deiner grossen Barmherzigkeit“ auf seinen

Lippen erstorben. Ehe wir uns nach dem Bruder beugen konnten, erdröhnten Schüsse rings um das ganze Kloster. Etwa 150 Araber, — aber nicht unter Buschiris Leitung — drangen unter unausgesetztem Flintenfeuer von allen Seiten hervor .... Vom gegenüber liegenden Schwesterhaus war Schwester Martha mit einem vor kurzem getauften Negerkinde auf dem Arme nach der Kapelle geeilt und fand hier sammt dem Kinde gleichfalls die Palme und Lilienkrone eines heiligen Todes angesichts ihres göttlichen Herrn. Ich sprang aus dem Zimmer, musste aber vor dem Kugelregen zurückweichen, fast ohne Hoffnung sprang ich mit Bruder Josef durchs Fenster und brach mitten durch die Linie der feuernden Feinde hindurch durch den Bananengarten den Abhang hinunter dem Buschwald zu. Bruder Josef erhielt einen Streifschuss. Bruder Ildephons suchte auch zu entrinnen, ward aber eingeholt, durch einen Säbelhieb verwundet und gefangen; ebenso geriethen Schwester Benedicta und zwei kranke Brüder in Gefangenschaft. Die Station wurde zerstört und verwüstet." Am Mittwoch den 16. Januar erreichten die Geflohenen gerettet die Küste, gelangten Nachts dem Meeresstrande entlang zum Hause der deutschen Gesellschaft in Dar-es-Salaam und wurden dann auf einem Boote zum Kriegsschiff „Leipzig" gebracht, freundlichst empfangen und von einem Schiffsoffizier mit Geld und Wäsche ausgestattet. Dann gings nach Sansibar. Die Opfer waren folgende: Benedicta Sivering, Ildephons Kauer, Rupert Hochberger, Romuald Hofmann wurden gefangen genommen, Martha Wansing, Benedict Kautwerk, Petrus Michl am 13. Januar 1889 getödtet; gestorben war Lioba Ellwanger am 15. Aug. 1888, Wendelin den 27. April 1888.

Bald aber wurden diese deutschen katholischen Missionare aus der Gefangenschaft befreit; denn nachdem die deutschen Behörden sich vergeblich verwandt hatten, vermittelte der Obere von Bagamoyo, P. Baur, diese Angelegenheit. Buschiri nahm die Gefangenen den Maskat-Arabern weg, brachte sie nach Bagamoyo, dessen französische Missionare vom Kriege verschont wurden und gab sie gegen ein Lösegeld von 6 000 Rupien = 12 000 ℳ und 10 Sklaven frei; am 13. März 1889 zogen die Befreiten in die eben genannte französische Missionsniederlassung ein.

Die anderen katholischen Stationen Ostafrikas, sämmtlich in den Händen französischer Missionare, wurden, so scheint es, von den Aufständischen gut behandelt und verschont, ebenso wie die englischen, denn der Hass ging gegen aller Deutsche. So blieben un-

versehrt: Mrogoro im schönen Quellgebiet des Geringeri, gegründet 1882, nach dem Brande von 1884 prächtig und schmuck wieder aufgebaut; so Kondoa, eine Nebenstation von La Longa, welch letztere zwei Stunden von Kondoa am Eingang des La Longa-Thales liegt, endlich Tunungo, gegründet 1884 in Ukami. Den Plan aber, am Danafluss bis in die Gegend des Kilimandscharo missionirend vorzudringen, mussten die Katholiken nach den neuesten Unruhen aufgeben. Uebrigens liegen bekanntlich in dieser Gegend auf deutschem Gebiet die evangelischen englischen Stationen Moschi in Dschagga seit 1885 und Taveta, auf englischem Gebiet Sagalla seit 1883. Die englischen Missionare Wray und Morris haben auf dem harten Missionsacker zu Taveta sehr geduldig gewirkt und zu Dschagga war der König Mandare viel freundlicher gegen den Missionar Taylor als zuvor.

In Kaiser Wilhelmsland, auf Deutsch Neuguinea hat die bei Südwestafrika genannte Rheinische Missionsgesellschaft ihr jüngstes Arbeitsfeld. Es ging durch schwere Krankheiten und grosse Gefahren hindurch: Missionar Thomas, früher auf Nias bei Sumatra, musste todtkrank nach Deutschland zurückkehren; Eich litt schwer am Fieber und der Ausbruch eines Inselvulkans an der Küste Neupommerns veranlasste ein furchtbares Seebeben, welches am 13. März grossen Schrecken verbreitete, aber bis auf die Zertrümmerung des Missionsbootes nicht allzugrossen Schaden anrichtete.

In Bogadjim an der Astrolabe-Bucht konnte die erste Missionsstation errichtet und durch die Mithilfe der Missionare Scheidt und Bergmann das Wohnhaus bald vollendet werden. Der Verkehr mit den Papua gestaltete sich über alles Erwarten gut; „man irrt wohl nicht, wenn man das wenigstens theilweise dem guten Andenken zuschreibt, in welchem der erste Weisse, mit dem die Eingeborenen in dieser Gegend näher bekannt geworden waren, dem russischen Naturforscher Miklucho Maklay, der hier lange gewohnt und den Leuten viel Freundlichkeit erwiesen hat, zuschreibt.“ Die Leute sind friedlich, freundlich, willig zur Arbeit und zum Beistand in allerlei Noth, auch so vertrauensvoll, dass eine Schule im „Junggesellenhaus“ schon begonnen werden konnte. Natürlich ist bei den wilden Kindern an ein geregeltes Schulehalten noch nicht zu denken; man muss erst mit ihnen spielen, bis sie sich gewöhnt haben. Erschwerend ist, dass nicht einmal die zu Bogadjim gehörenden Dörfer eine und dieselbe Sprache sprechen; wie denn auch die englischen Sendboten im englischen Südostguinea über die dortige grosse Sprach-

verschiedenheit seufzen. Aber hoffnungsvoll stimmt das grosse Vertrauen der Eingeborenen. Nicht nur, dass die Missionare des Tags und des Nachts in Ruhe und Frieden mit ihnen leben, sondern die Leute kommen von nah und fern zum Besuch; zwar nicht ohne Waffen, aber ehe sie ins Haus kommen, stellen sie ihre Lanzen und Pfeile an einen Baum und stecken ihre Speere in die Erde. Auch die Bogadjimfrauen, welche anfangs äusserst scheu waren, wagten es wiederholt, das Missionshaus zu betreten und arbeiteten mit Spaten und Hacke im Garten, geschickter als die Männer. „Gern hätte ich", schreibt Scheidt, „einige Raritäten aus Neuguinea für das Missionsmuseum in Barmen angekauft, aber unsere Papua wollen von ihren Sachen nichts hergeben, mag man ihnen auch noch so viel Taba und Perlen dafür bieten. Stundenlang habe ich es versucht, um ein Halsgeschmeide von Hundezähnen zu erlangen, aber immer hiess es: nein, Scheidt, gebe nicht." Dass aber das Sittlichkeitsgefühl nicht ganz fehlt, bewies die Bestrafung einer Ehebrecherin seitens der Eingeborenen in Bogadjim; es entstand ein grosser Lärm, der Ehebrecher wurde mehremals durchs Bein geschossen; vor dem Hause des Weibes waren alle Frauen versammelt und eine Alte hielt draussen eine Standrede; drinnen aber bekam die Sünderin von ihren Landsleuten ihre gehörige Tracht Prügel im langsamen Takte aufgezählt; die Wirkung wird hoffentlich nicht nur im Gebrüll, sondern auch in der Besserung bestanden haben.

Wichtig für die weitere Entwickelung Bogadjims ist der Umstand, dass ganz nahe dabei seitens der Neuguinea-Kompanie die neue Niederlassung Stephansort gegründet wurde. Sehr freundlich und wohlwollend hat sich auch der Landeshauptmann, Oberpostrath Krätke, von Schleinitz' Nachfolger, anlässlich eines Besuches im Missionshaus gezeigt; er trank ein Glas Bier auf das Wohl und fernere Gedeihen der Mission, welche mitten in der Wildniss so schön begonnen sei und auf die Männer, welche unter viel Entsagung bis dahin ausgeharrt hätten. Eben so gütig antwortete er auf die Frage eines Missionars, wo sie eine zweite Station anlegen dürften: „Suchen Sie nur den passenden Ort, bei mir giebt es keine Hindernisse für Sie."

Im Herbst 1888 wurden die Sendboten Wackernagel und Kunze, sowie die Frau Eich und die Braut des Missionars Bergmann vom Rhein aus nach Bogadjim geschickt, leider ertrank der zuerst Genannte am 17. November 1888 beim Baden im Flüsschen Bubui unweit der bayerischen Missionsstation Simbang. Die geplante neue Station der Mission konnte nahe bei Prinz Heinrich Hafen, etwa vier

Meilen nördlich von Bogadjim, auf der kleinen Insel Siar in hoffentlich gesunder Lage am 25. Januar 1889 angelegt werden. Während des Aufbaues des mitgebrachten Hauses horchte Kunze und Bergmann auf die Sprache der Siarer, welche eine von Bogadjim verschiedene Mundart reden; die aufgefangenen Worte ergaben auch nicht die geringste Aehnlichkeit mit den in Bogadjim gesammelten.

Die Siarleute waren freundlich, einige junge Leute recht anstellig; reichlicher Kokospalmenwuchs zeugt vom Anbau der Bewohner; an Vieh giebts nur Schweine, viele Hunde stimmen ihr Geheul an, leider ist auf der Siar-Insel kein Bach, kein Wasser, aber dafür mehr Gesundheit.

Auf Simbang nahe bei Finschhafen arbeitet die mit Neuendettelsau in Bayern verbundene Mission der deutschen lutherischen Immanuelsynode Südaustraliens und hat hier drei Sendboten: Flierl seit 1885, Tremel seit 1886 und Bamler seit 1887. Das Wohngebäude wurde ans schattige Meeresufer verlegt; die Schule mit den Papuakindern begonnen, und von Missionar Flierl die Gebote in die Jabimsprache übersetzt. Letztere Arbeit war um so schwieriger, weil die Eingeborenen im Verkehr mit den Sendlingen ihre Sprache gleichsam aus Gefälligkeit oft verdrehen. Obgleich Flierl und Tremel stark am Fieber litten, konnte doch auch die Gartenarbeit mit Erfolg fortgesetzt werden. Durch die Freundlichkeit der Wesleyaner im Bismarckarchipel kamen drei Papuajünglinge von der Insel Neulauenburg nach Simbang, um hier den täglichen freundschaftlichen Verkehr mit den Eingeborenen zu erleichtern. Uebrigens gelten die Missionare den letzteren als Friedensmänner und erhalten immer mehr das Vertrauen; nur kommen dann und wann Diebstähle im Missionshaus vor. Es scheint, dass die Jabim eine Art Ahnenkult treiben, Tempel und Götzenbilder konnten die Missionare bis jetzt nicht entdecken, hingegen sind die Beschneidungsfeierlichkeiten sehr wichtig.

Die seit 1875 bestehende Mission der Australischen Wesleyaner im Bismarckarchipel hat die Hauptstationen Port Hunter auf der Insel Neulauenburg, Raluana an der Blanchebucht auf der östlichen Gazellenhalbinsel in Neupommern und Kabakada an deren Nordküste. Ausserdem giebts noch 43 Nebenstationen, deren meiste auf Neulauenburg und Neupommern, wenige auf Neumecklenburg liegen und mit eingeborenen Lehrern besetzt sind; unter letzteren mit 33 Fidschiinsulanern. In 25 Dörfern wird noch nebenher gepredigt und in 36 Schulen erhalten fast 1200 Kinder

Unterricht in der biblischen Geschichte, Lesen, Schreiben, Rechnen, Singen; etwa 1800 Personen sind getauft, etwa 4300 besuchen die Gottesdienste. Sehr wichtig ist die Arbeit der eingeborenen polynesischen Lehrer; die Beziehungen zu den Beamten der Neuguineakompanie sind gut, wie denn auch seitens des Landeshauptmanns zwei wesleyanische Missionare Rooney und Rickard zu Beisitzern des Kaiserlichen Gerichtes für den Bezirk des Bismarckarchipels ernannt wurden. Auf Neulauenburg raffte eine Seuche viele Eingeborene dahin; auch in den Familien der Missionslehrer auf Neupommern erschwerte viele Krankheit erfolgreiches Arbeiten, so dass die Insel Man an der Nordküste eine Zeitlang ohne Missionare war; aber geförderte Papuaältesten konnten zur Aushilfe herangezogen werden; die Opferwilligkeit bei den Jahresmissionsversammlungen war eine erfreuliche, trotzdem die Bismarckinsulaner habgierig sind.

Von der katholischen Mission in diesen Gegenden verlautet wenig; sie scheint schwach zu sein.

Die deutschen Salomoinseln Buka und Bougainville wurden vom rheinischen Missionar Eich unter freundlichster Erlaubniss und Beihilfe des Landeshauptmanns im November 1888, auf dessen Untersuchungsreise besucht und für eine Mission sehr geeignet erklärt. Besonders erschien ein Ort auf der dicht bevölkerten, mit freundlichen Leuten bewohnten Ostküste der letzteren Insel für diesen Zweck passend. In Barmen ist auf der Generalversammlung der Missionsfreunde 1889 soeben das Nöthige zum Beginn der Salomoinselmission beschlossen.

Auf den südlicheren deutschen Salomoinseln Isabel und Bugotu arbeitet die sogenannte melanesische Mission (gestiftet von Selwyn 1849) der englisch-australischen Missionsgesellschaft. Von den drei im vorigen Jahrbuch genannten Stationen Tega, Vulavu und Boko ist letzte nach dem Tode des dortigen Häuptlings Sibi aufgehoben, hingegen sind zwei neue, die eine in Sogas Residenz, die andere in Thaugama, wo schon früher eine Missionsniederlassung sich befand, unter dem Häuptling Voo errichtet. In Tega starb leider der kräftige, friedliche, christliche Häuptling Ino, aber der Vulavu benachbarte Häuptling Voo liess sich neben mehreren seiner Leute taufen. Der mächtige Soga, Häuptling des südöstlichen Inseltheils, früher ein Freund der Kopfjagden, wurde durch die ärztliche Behandlung seitens des Bischofs Selwyn von schwerer Krankheit errettet und zeigte sich seitdem sehr dankbar, enthielt sich der Kopfjagden und gestattete dem muthigen Lehrer Goronaka die Gründung einer Schule in seinem Herrscherort.

Sichtlich wächst die amerikanisch-hawaiische Missionsarbeit auf den Marschallinseln, wo seit der deutschen Schutzherrschaft die häufigen kleinen Kriege zwischen den Inselbewohnern geordneten, ruhigen Verhältnissen gewichen sind. Die grösste Gemeinde ist auf Ebon und Mille; während auf Ailinglablab das Werk nicht vorwärts ging, erhielt die Insel Arno 1887 den zweiten Missionslehrer. — Auch auf der nahe dem Aequator gelegenen Insel Nauru (Pleasent Island) wurde seit 1887 das Evangelium verkündet.

Gewerbliches und Kunstfertigkeiten ost- und inner-afrikanischer Stämme.

Von

Paul Reichard.

Den Verhältnissen Afrikas ist es ganz und gar entsprechend, wenn die Eingeborenen dort, die Bantuneger, von denen im Folgenden so weit es die ostafrikanischen bis zum oberen Kongo betrifft, ausschliesslich gesprochen werden soll, wenig arbeits- und betriebsam sind. Man kann weniger die Menschen dort dafür verantwortlich machen, dass sie sich in kultureller Beziehung so wenig entwickelt haben, als die Ursache den Verhältnissen des Landes zuschreiben. Nicht eigentliche Trägheit ist es, welche die Schwarzen in ihrer eigenthümlichen Arbeitsunlust dahindämmern lässt, sondern der Mangel an Bedürfniss, an Zwang zur Arbeit in der Konkurrenz ums Dasein. In letzter Linie lassen sich jene Zustände immer auf die charakteristische Gleichförmigkeit des ausserdem sehr schwer zugänglichen Kontinentes zurückführen. Der Jahrtausende auf ziemlich derselben Stufe stehen gebliebene Neger ist durch das lange Verweilen auf demselben Standpunkt sehr konservativ geworden und nimmt nur schwer und langsam fremdes an. Der Neger weist die Möglichkeit im Stande zu sein Kunstfertigkeiten anderer Völker anzunehmen, weit von sich, indem er sagt, dass der Europäer nur europäische Erzeugnisse und der Neger nur afrikanische zu Stande bringen kann. Die Fähigkeit dazu erscheint ihm angeboren, als eine unübertragbare Stammeseigenthümlichkeit. Er glaubt gewissermaassen, dass man in diesem Punkte ebensowenig aus sich heraus gehen könne, als bei der Zeugung der Nachkommen. Nur von andern Neger-

stämmen eignet er sich leicht anderes an, oft mit gänzlicher Verleugnung des Altgewohnten.

Die Bedürfnisse des Negers sind gering und wir finden Gewerbe und Kunstfertigkeit sehr wenig bei ihm entwickelt. Im Folgenden soll übrigens nur von solchen Stämmen gesprochen werden, auf welche noch keinerlei fremder Einfluss eingewirkt hat, bei welchen noch alles original ist.

Als erstes Merkmal tritt uns eine grosse Formenarmuth entgegen, mit einer allgemeinen Anlehnung an die einfachsten rohesten Naturformen, ohne eigentliche Stylisirung.

Die am meisten verbreitete Bauart der Hütte mit kegelförmigem Dach hat die zylindrische Form dem hohlen Baumstumpf entlehnt, der niedere Schemelstuhl dem abgehauenen Baumstumpf, der Kochtopf dem Flaschenkürbis, das hölzerne Auftragbrett einem abgeschälten aufgebogenen Stück Baumrinde. Die Lanze hat die Gestalt einer Stange und selbst das sonderbar und originell geformte Wurfmesser des Niam Niam ist sicher nur die eiserne Nachbildung einer Ast- oder Wurzelgabelung. Das was man hier Styl nennen könnte, sind immer wiederkehrende Formen, welche ganz und gar durch die unzulänglichen Werkzeuge bedingt sind.

Es existiren nur wenige Gebrauchsgegenstände und die Bedürfnisslosigkeit der Neger wird am besten durch ihren eigenen Ausspruch illlustrirt, indem sie sagen, dass sie auf der Flucht immer nur nach Beil und Hacke greifen, indem sie damit alles gerettet haben, was ihnen eine fernere Existenz ermöglicht. Sie fügen noch hinzu, dass sie eher Weib und Kind als diese beiden Geräthschaften im Stich lassen.

Obgleich die Neger meistens ihre Gebrauchsgegenstände selbst verfertigen können, so existiren doch für jeden derselben Meister (Fundi), welche sich in gewissem Sinne gewerbsmässig mit der Herstellung jener Gegenstände beschäftigen, ohne aber jemals ausschliesslich davon zu leben. Es kann also von einer Zunft im Handwerkerstand in unserem Sinne nicht gesprochen werden. Jemand der sich nicht speziell mit der Herstellung eines Gegenstandes beschäftigt, dies nicht besonders erlernt hat, wagt sich, trotzdem er ihn anfertigen könnte, nicht gerne daran, man empfängt oft den Eindruck, als sähe man ein Unrecht darin, einem Andern ins Handwerk zu pfuschen, wie ein eingefleischter Zünftler. Die Arbeiten der Meister werden natürlich immer die besseren sein. Diese Meister verkaufen ihre Waare,

indem sie damit umherziehen und oft zu erstaunlich hohen Preisen losschlagen.

Wenden wir uns zu den einzelnen Arbeiten, so steht obenan das Bau- und Zimmerhandwerk als eines, was von allen ohne Ausnahme gekannt ist und geübt wird, vom letzten Sklaven bis zum Häuptling hinauf, welcher es sich oft nicht nehmen lässt, Hand anzulegen. Männer, Weiber und Kinder betheiligen sich ebenfalls daran. Für diese Arbeiten kann daher nirgend von einem Handwerk oder Gewerbe gesprochen werden. Der Mann schlägt im Walde das Holz als Stangen oder Scheite und schleppt es zu der als günstig ausgesuchten Stelle. Er baut an der Küste das Giebelhaus Ujumba, mit rechteckigem Grundriss und steilem Stroh- oder Palmblattdach, in Ugogo und Uhähä das Tembe mit ebenfalls rechteckigem Grundriss, einen Hofraum gleichmässig umschliessend, mit flachem erdbeworfenem Dach. Der Mjamuesi baut sein Msongä in der am weitesten in Afrika verbreiteten Form in Gestalt eines etwa mannshohen Zylinders mit aufgestülptem Kegeldache und der Mtusi aus Urundi zieht ein ganz aus Stroh errichtetes Haus, in Gestalt eines Bienenkorbe vor, während der Mrua seiner ebenfalls fast ganz aus Stroh hergestellten Hütte unten quadratischen Grundriss, oben runde Kuppelform giebt. Die Niam Niam bauen sowohl die Form der Mjamuesihütte, nur mit spitzigem Dach, als diese Giebelhäuser mit gewölbtem Dach.

Zuerst wird beim Bau aller dieser Hütten dem zu gebenden Grundriss entsprechend, ein etwa spannbreiter Graben von Armtiefe gezogen zur Aufnahme der dicht gestellten Scheite und Stangenhölzer, die in regelmässigen Abständen mit starken Stämmen untermischt sind, deren gabeliges Ende entweder runde Querbalken (vom Splint entblöst) oder beim Msongä ein dickes Ruthenbündel aufnimmt, welche als Dachlager dienen. Bei den Stangenhölzern nimmt man sich nicht einmal die Mühe, die Rinde abzuschälen, dieselben werden durch 2 Ruthenbündel, welche rings um das Haus laufen, festgehalten. Das spitze Dach ruht auf einem Firststamme, welcher mehrfach durch hohe Streben gestützt wird, das Kegeldach hält sich in sich selbst, indem die Stangen, welche das Gerüst bilden, aussen und innen mit spiralförmig von oben nach unten verlaufenden festgebundenen Ruthen zusammengehalten werden. Nirgends findet man bei all' diesen Arbeiten eine Verzapfung oder mit Stiften gefestigte Fügungen: Alles wird nur mit Bast gebunden. Dasselbe gilt für das Tembe mit dem flachen Dach, dessen Erdbewurf meist spannhoch auf Scheiten liegt und durch untergelegtes Schilf oder Stroh am Durchfallen ver-

hindert wird. Alle Holz- und Stroharbeit ist Sache der Männer, während die Weiber die Hüttenwände zuerst innen und dann aussen mit Laterit bewerfen und dann mit der Hand glätten. Die sich immer wieder zeigenden Risse werden so lange zugeschmiert, bis keine neuen mehr entstehen. Bei dem letztmaligen Ueberstreichen, welches immer mit der blossen Hand geschicht, wird der klebrige Saft einer gewissen Krautart in das Lehmwasser gemischt und so das bei uns gebräuchliche Leimen ersetzt, um dem Anstrich, wenn man dies Verfahren so nennen darf, mehr Halt zu geben. Der Boden wird ebenfalls in dieser Weise zu einer ebenen Tenne geglättet. Nur der Mtusi belegt ihn ganz mit Stroh und Matten, mit Ausnahme der Feuerstelle, welche in jedem Hause zu finden ist. Fensteröffnungen werden nirgends angebracht, nur an den Wänden des Tembe kleine runde Löcher als Schiessscharten. Die Thüre ist immer so niedrig, dass man sie nur tief gebückt durchschreiten kann.

Alle diese Hütten bieten mit Ausnahme der Tembe einen ausgezeichneten Schutz gegen jede Witterung und da sie niedrig sind, — immer aber so, dass man bequem darin stehen kann — so lassen sie sich auch leicht gut erwärmen durch das offene Feuer, dessen Rauch sich ohne Kamin seinen Ausweg durch das Strohdach oder zwischen den Oeffnungen, welche die Scheite der flachen Tembedächer über ihren Auflagern lassen suche. Der Rauch erfüllt natürlich die ganze Hütte, aber dennoch ist die Luft in derselben sehr gut, da die Ventilation infolge der leichten Bauart ausgezeichnet ist. Die Thüröffnung wird durch ein vorgeschobenes Rindenstück oder eine aus Mtamastroh geflochtene Thüre geschlossen, natürlich ohne Schloss, nur durch eine lange, quer an einem Riemen hängende Stange. Nur in Marungu fand ich in den Msongähütten die Decken kunstvoll mit Stroh und Schilfstreifen schwarz und naturfarben ausgeflochten. Die Watusi belegen, wie schon erwähnt, den ganzen Boden ihrer niederen Hütten mit Stroh und Matten, und bringen ringsum laufende kunstvoll aus Stroh gefertigte niedere Etageren an, zur Aufnahme der Milchgefässe. Das Innere dieser Bienenkorbhütten ist geradezu behaglich.

Alle mit Stroh eingedeckten Hütten bringen in gutem Zustand selbst während der heftigsten Regen das Gefühl der Sicherheit hervor, indem kein Tropfen durchzusickern vermag. Das Tembe dagegen mit seinem Erdbewurf bietet eigentlich gar keinen Schutz, da nach jedem heftigen Guss das aufgeworfene Erdreich stellenweise weggeschwemmt wird und sich das Wasser oft in Strömen ins Innere ergiesst, dort den ganzen Boden aufweichend. Trotz der

grossen Unzweckmässigkeit dieser Hütten hat die Tembeform seit etwa 20 Jahren begonnen, von Ugogo aus einen Siegeslauf nach Westen zu nehmen und ist sogar schon über den Tanganyika hinüber gedrungen. Diese Erscheinung hat ihren Grund darin, dass das Tembe nicht mit Feuerpfeilen in Brand geschossen werden kann und dadurch, dass sich überall in Brusthöhe Schiessscharten anbringen lassen, sich ausgezeichnet zu Vertheidigungszwecken verwenden lässt. Das Innere der Hütte ist meist peinlich rein gehalten. Nur bei den Warua am oberen Congo findet man grosse Unreinlichkeit, und die Wasumboa, ein Mjamuesistamm, uriniren sogar auf den Hüttenboden.

Das Innere der Hütte ist mit dem denkbar einfachsten Mobiliar ausgestattet. Irgendwo steht das im Boden eingelassene Bettgestell, einige grosse Rindenschachteln mit Korn nehmen grossen Platz weg. Bei der Feuerstelle am Boden stehen die aus Thon ohne Glasur gebrannten Kochtöpfe, alle kugel- oder halbkugelförmig. Einige Kalebassen hängen an den Stangen des Daches. Hie und da ist einer glücklicher Besitzer einer langen unterschenkeldicken und 1—1½ Meter langen Last Salz. In einem Sack aus Baumrinde hergestellt, hängt er über der Feuerstelle, um immer trocken erhalten zu werden. Einige der niederen Holzschemel vervollständigen die primitive Einrichtung. Beissender Qualm entsteigt dem Feuer, unzählige Ratten treiben schreiend und quietschend ihr Wesen und scheuen sich sogar nicht, über den Anwesenden hinweg zu springen, und sehr häufig kommt es vor, dass sie des Nachts die Zehen des Schläfers anknabbern, was dem Verfasser selbst wiederholt passirte. Verhält man sich ganz still in der Hütte und ruhen auch die Ratten auf eine Weile aus, so vernimmt man ein ununterbrochenes Knistern und Nagen, bald leiser bald lauter. Hie und da sinkt ein feiner Strahl Mehl von der Decke. Unzählige kleine Insekten sind damit beschäftigt, das Holz mit seinen Gängen zu durchbohren, daher das herabsinkende Mehl, oder sie zernagen das Stroh und lassen ihre dunkeln körnigen Excremente herabfallen. Von unten unterstützen Termiten das Zerstörungswerk und man sieht hie und da ihre feinen Röhren aus der Wand hervortreten und sich an derselben entlang ziehen. Durch den Boden vorzudringen, hat man den lästigen Zerstörern, welche in Afrika allgegenwärtig sind, dadurch gründlich verleidet, dass man Holzasche unter den Lehm des Bodens mischte, das einzige aber unfehlbare Mittel, welches Termiten fernzuhalten vermag.

Hier sei noch erwähnt, dass das Tüncher-, oder wie es in Norddeutschland stolz benannt wird, Malerhandwerk, so gut wie gar

nicht ausgebildet ist. Ich sah nur zweimal den Versuch gemacht, das Aeussere von Hütten durch eine Art Malerei zu zieren. Die Künstler hatten die Wände eines Tembe in grosse Felder von oben bis unten mit schwarzen oder weissen breiten Strichen getheilt und diese Felder schwarz, weiss oder roth angestrichen, oder sie in grosse Dreiecke ebenfalls in den 3 Farben angelegt. In einem der schwarzen Felder prangten grosse weisse Sterne und ein Mond, und in ein anderes hatte man einen Mann mit riesigen Genitalien gemalt und noch weiter sogar einen Panther mit grossen schwarzen und weissen Flecken. Da alles mit den Fingern ohne Hülfe eines Pinsels ausgeführt war, so liess neben der unedlen Zeichnung auch die Technik alles zu wünschen übrig.

Das Bett als das grösste Stück Möbel ist in denkbar einfachster Konstruktion hergestellt. Am Kopfende stecken im Boden eingelassen zwei Pfähle meist von Männerlänge. In $^3/_4$ m Höhe derselben hat man Astgabeln stehen lassen und in der gleichen Länge wie letztere stecken Gabelpfähle, am Fussende ohne Verlängerung nach oben im Boden der Hütte. Auf diesen 4 Gabeln liegen 2 Längsstangen und am Kopf und Fussende 2 stärkere Querhölzer, den Rahmen des Bettes bildend. Derselbe ist mit Querstäben aus Holz oder Palmblattrippen belegt und alles mit Bast fest zusammengebunden. Das Gerüst bildet ein elastisches Gestell. Die Verlängerung der Pfähle am Kopfende hat den Zweck, dem Ruhenden das Aufstehen zu erleichtern. Zuweilen sieht man auch zu diesem Zweck ein Holz an einem Baststricke oder einem Riemen von den Decken hängen, so wie bei unsern niedersächsischen Bauern. Die langen Pfähle dienen auch zum Anhängen der Waffen.

Als Kopfkissen dient ein metzenförmiger Holzklotz. Auf das Bett ist entweder ein Rindenstück oder eine Rindshaut aufgelegt und auf diese eine weiche Schilf-Matte oder bei den Manugu eine aus Durrastrohstreifen gefertigte Matte gelegt. Die Wanjamuesi bedienen sich weich geklopfter, die ganze Breite und Länge des Bettes deckender Stücke aus der Bastrinde des Ficus; das Bettgestell kann sich jeder selbst anfertigen und bedarf es keines Tischlers dazu. In neuerer Zeit jedoch beginnen da, wo die Stämme mehr mit der Küste in Berührung kommen, transportable nach arabischem Muster angefertigte Bettstellen Verbreitung zu finden. In 4 starke Pfosten werden Löcher für Längs- und Querstäbe gestemmt und das ganze mit einer nassen Rindshaut überzogen, welche sich beim Trocknen zusammenzieht und so dem Ganzen erst Festigkeit verleiht, da alles sehr

roh gearbeitet, nicht ineinander passt und nicht durch Stifte festgehalten wird. Diese Arbeit vermag nicht jeder zu leisten und erfordert schon einen Meister. Es ist derselbe, welcher auch die niederen Holzschemel herstellt. Die Sitzfläche bildet bei allen Negerstämmen ein Holzteller, aus dem Langholz gearbeitet, welcher entweder auf 3 oder 4 geraden Füssen ruht. Durch eine Biegung gehen sie in sonderbaren Formen in den Holzteller über oder es sind 2 gleiche Holzteller, welche durch einem X-artigen oder <>-artigen Fuss mit einander verbunden sind. In Manugu fand ich einen alten kunstvoll geschnitzten Stuhl mit 4 tragenden Büsten von Weibern und östlich von Tanganyika sind die Warua sehr geübt in allerhand Schnitzereien, welche sie an den Stühlen anbringen. Oft fand ich solche von der Höhe unserer Stühle, nie aber mit Lehne. Meist wurde bei den kunstvolleren eine knieende Frauengestalt verwendet, welche die Sitzfläche mit hochgehobenen Armen auf dem Kopfe trägt. Zu solchen Schnitzereien wird dort ein äusserst leichtes und sehr weiches Holz verwandt. Immer aber sind die Stühle wie überhaupt alle Schnitzereien aus einem Stück gearbeitet. Als Werkzeug dient das sogenannte Tschäso (Kisuaheli) Täso (Kinujamuesi und weiter im Innern so genannt); es ist ein leicht gebogener nach hinten spitz zulaufender Meissel, welcher in leichter Neigung in einem Holzstiele steckt und eine runde scharfe Schneide hat. Mit diesem einzigen Instrument wird mit grosser Geschicklichkeit alles bearbeitet, alle Formen herausgeholt, welche auch deutlich das Gepräge der Art der Herstellung tragen. Formen, welche ein Hineinlangen des Hiebes mit dem Instrumente nicht gestatten, findet man selbstredend nicht. Die Hiebe werden so dicht gesetzt, dass eine ganz glatte Oberfläche entsteht. Bei geschickter Handhabung des Instruments sind oft selbst die kleinsten Unebenheiten derart vermieden, dass man glauben könnte, der Meister habe die Oberfläche besonders geglättet. Diese Leistung wird übrigens durch die Form der runden Schneide, den biconvexen Schliff erreicht, welche ein unbeabsichtigtes Eindringen der Schneide leicht verhindert. Ein Hauptprodukt der Schnitzkunst sind Auftragebretter, welche mit rechteckigem Aufriss hergestellt werden, wobei die kurzen Seiten leicht abgerundet sind. Ein zweifingerhoher Rand umgiebt das ganze Brett, welches flach gewölbt ist. Es ist überhaupt für alle derartige Holzarbeiten charakteristisch, dass man nie und nirgends ganz gerade Flächen angewandt sieht, da es in Folge des Mangels eines hobelartigen Werkzeuges sehr schwer ist, solche Fläche herzustellen. Selbst unter fortwährender Anleitung

war es mir unmöglich, einen von mir mit Lineal und Richtschnur ausgestatteten Mjamuesi, welcher grosse Geschicklichkeit in der Herstellung aller möglichen Erzeugnisse afrikanischer Schnitzkunst erworben hatte, dazu zu vermögen, ein gerades Brett anzufertigen. Er machte alle Flächen gewölbt. Halbkugelförmige Schüsseln werden vielfach hergestellt und die Watusi arbeiten eigenthümliche Gefässe zu Aufnahme von Milch aus Holz. Sie haben die Gestalt und Grösse eines seitlich eingedrückten Maskruges. Die Höhlung wird nach Möglichkeit mit dem Täso ausgeführt und dann mit einem gebogenen Messer nachgearbeitet.

Stühle, Auftragbretter und Milchgefässe werden von Meistern angefertigt und in den nächsten Dörfern verkauft. Hier sehen wir eine Art Broderwerb. Doch machen solche Meister immer nur durch Noth gedrängt von ihrer Geschicklichkeit Gebrauch. Ebenso fertigen Schnitzkünstler in Marungu und ganz Urua hölzerne Kopfkissen an, um sie auf dem Hausirhandel loszuschlagen; diese sonderbaren Kopfkissen, welche auch in ähnlicher Form in Abessinien gefunden werden, haben den Zweck unter den Nacken gestellt, den Kopf freischwebend zu erhalten, um die komplizirte Frisur, welche oft Jahre lang in derselben Weise den Kopf ziert, vor dem Zerdrücktwerden zu schützen. Auf einen meist runden Fuss erhebt sich ein fingerhoher Schaft, welcher einen ganz flachen Halbmond trägt; in diesen legt sich das Genick hinein.

Hier sehen wir oft die Gestalt des knieenden Weibes wiederkehren, welche den oberen Theil trägt, oder X- und < >-förmige Theile verbinden diesen mit dem Fuss. An einer solchen Kopfstütze sah ich sogar einen ganz regelrechten Perlstab angebracht, sonst jedoch bestehen alle Verzierungen nur in geradlinigen Mustern. Die Warua verwenden sogar Thiermotive für Schnitzarbeiten, z. B. ein Vogel mit gespreizten Flügeln bildet den Griff eines Schöpflöffels und auf einer halbkugelförmigen Trinkschale fand ich zwei sich gegenüberstehende Vögel (Tauben), aus der Schale trinkend dargestellt, ein Motiv, von dem man sonst vermuthen könnte, es sei einem vor alten Zeiten zufällig nach Zentralafrika verschlagenen europäischen Muster entlehnt. Ich halte jedoch die Erfindung für selbstständig, ebenso wie die ganz charakteristische Nachbildung einer Ratte, welche mir als Beute in Manugu die Hände fiel.

Ein sehr wichtiges Hausgeräth ist der Mehlmörser, dessen Herstellung bei der einfachen Grundform keine grosse Kunstfertigkeit verlangt und daher von den meisten Familienvorständen selbst an-

gefertigt wird. Am besten lässt sich die jetzige Form des 75 bis 90 cm hohen Mörsers mit einem etwas länglichen Ei vergleichen, dessen dickere Spitze abgeschlagen ist und welches auf einem nach unten sich erweiternden Fusse sitzt. Die Höhlung, welche das zu zerstampfende Getreide aufnimmt, hat oben eine bis 2 spannweite Oeffnung und wird mit einem der meisselförmigen Beile ausgehölt, welches in eine Stange gesteckt ist und so ähnlich einem Steinbohrer wirkt. Geglättet wird die Innenfläche mit einem gebogenen Messer. Die früheren Formen waren mehr länglich und unschöner, so dass man entschieden darin einen Fortschritt bemerken kann.

Westlich von Tanganyika, wo der Ahnenkultus geübt wird, giebt es Künstler, welche kleine Statuen aus Holz anfertigen. Die Figur wird in möglichster Vollendung aus einer entsprechenden Holzwalze mit dem Täso vorgearbeitet und dann mit einem kleinen Messer nachgeschnitzt. Knickebeinig, mit abstehenden Ellbogen stehen die Figuren da, während andere immer wiederkehrende Formen einen Arm angelegt haben und den andern auf einen Stock stützen. Eine beliebte Form ist auch für Männlein und Weiblein die Stellung der Venus von Medici, nur mit dem Unterschied, dass diese Figur mit grossem Cynismus geradezu andeutet, was die klassische Figur verhüllen will und zwar Theile, welche mit brutalem Behagen in möglichst realistischer Auffassung ausgeführt werden. Eine wie es scheint von der Westküste übernommene Stellung ist die eines Weibes, welche ihre Brüste anfasst. Alle Figuren aber leiden an einer eigenthümlichen Kurzbeinigkeit und übermässig langem Oberkörper. Am wahrheitsgetreusten sind immer die Frisuren dargestellt, oft mit einer auffallenden Charakteristik. Ebenso kann man sogar den Stammestypus, z. B. von Wawemba und Warua nicht nur an der Tättowirung, sondern sogar an der Gesichtsbildung erkennen. Sonst aber stehen alle diese Erzeugnisse in künstlerischer Beziehung auf der Stufe Nürnberger Holzsoldaten.

Sehr ungeschickte kleine Figuren schnitzen Massai als Amulette, und ein Mjamuesikünstler schnitzte mir einige Holzmännlein und Weiblein als Pfeifenstiele und brannte Augen und Mund sehr geschmacklos und unschön ein, ebenfalls die Genitalien mit Sorgfalt behandelnd. Ornamentale Schnitzereien an Bauwerken finden sich häufig an Thüren, welche in dem aus grossen hohlen Bäumen herausgehauenen kreisausschnittförmigen Querschnitt sich in Angeln drehen und von innen durch einen Pflock geschlossen werden. Die Sinnlichkeit der Neger findet auch hier ihren Ausdruck in den häufig

wiederkehrenden weiblichen Brüsten, welche an den Thüren angebracht sind und zwar aus einem Stück mit dieser. Hie und da ziert ein Krokodil in Hautrelief eine Thüre oder nagelartige Knöpfe sind angebracht, entschieden eine Nachahmung arabischer Metall-Thürknaufe. Recht negerhafte Ornamentik ist aber die Ausstattung von Stützpfosten an Häusern mit Wulsten und brettartigen Verflachungen unterbrochen, ebenso phantastisch wie unschön. Man sieht daran deutlich, dass mehr das Werkzeug, das Täso als der Formensinn des Künstlers die Hand bei der Ausführung geleitet hat. An kleineren Gebrauchsgegenständen, welche zugleich als Schmuck dienen, verfertigen die Wanjamuesi breite Kämme aus Akazienholz mit 3—10 oder 12 weitstehenden Zähnen und diese erinnern eher an mehrzinkige Fischspiessklingen wie an Kämme. Die Kämme zeigen aber meist eine breite Fläche, welche mit geradlinigen vertieften Ornamenten versehen ist und oft noch einen kleinen runden oder eckigen Aufsatz haben. Andere Kämme werden aus einzelnen Holzstacheln mittels Flechtwerk zusammengesetzt. Alle Stämme verstehen auch mehr oder weniger geschickt, Schöpflöffel zu schnitzen. Die Warua mit ihrer Dauerfrisur bedienen sich langer flacher zugespitzter Holzstäbchen, welche sie ähnlich wie die japanischen Frauen ins Haar stecken und zum Kratzen der Kopfhaut verwenden. Zuweilen sind kleine menschliche Köpfe am Ende geschnitzt.

Damit dürfte die Aufzählung von Leistungen auf dem Gebiete der Schnitzkunst ziemlich erschöpft sein und wir gehen zu der in der Formengebung vielfach verwandten Töpferei über.

Das von Negern hergestellte Kochgeschirr hat oft eine grosse Aehnlichkeit mit den in alten germanischen Gräbern gefundenen. Es sind jene Formen, auf welche alle primitiven Völker ganz unabhängig von einander von selbst kommen müssen, da sie für ihre Zwecke die denkbar einfachsten sind, und die Menschen von der Natur darauf hingewiesen werden, z. B. durch die Form harter Fruchtschalen. Der Neger stellt, wie der alte Germane, seine Gefässe ohne Drehscheibe her und formt die kugeligen und halbkugeligen Töpfe aus freier Hand, kratzt mit irgend einem Hölzchen einen ringsumlaufenden Streifen ein, fasst dann mehrere Hölzchen zusammen und zieht kurze Parallelstreifen in die weiche Masse, so dass sie dreieckartig angeordnet sind. Das Material entnimmt der Neger überall den Termitenbauten, welche den feinsten Thon enthalten. In Mörsern wird er von Weibern, welche sich allein mit Töpferei abgeben, durchgearbeitet und mit Wasser geknetet. Das Gefäss wird möglichst gleichmässig mit der

Hand geformt, ohne Zuhülfenahme irgend eines Instruments. Zuletzt wird das Gefäss innen und aussen mit Wasser abgerieben und glattgestrichen und langsam trocken gelassen, um zuletzt der Sonne ausgesetzt zu werden. Sind die Gefässe etwas angetrocknet, so werden etwaige Unebenheiten mit einem rauhen Steine abgerieben und nochmals mit Messern geglättet. Vor dem Brennen werden die Erzeugnisse mit einer glatten Muschel oder einem glatten Kiesel polirt und dann ohne Glasur gebrannt und zwar in freier Luft, auf einander geschichtet und mit trocknem Brennholz reichlich umgeben, welches dann angezündet wird. Der vorher immer graue Thon wird gebrannt schwärzlich und hat einen ganz matten Glanz. Am Westufer des Tanganyika nördlich von Lukuga wird eine besonders gute Thonerde gegraben. Die daraus hergestellten weit und breit berühmten Gefässe sind federleicht und sehr haltbar.

In Ujiji werden langgestreckte Oelkrüge mit engem Halse angefertigt, deren Form an die im Orient gebräuchlichen Wasserkrüge erinnern. Alle Gefässe aber sind henkellos und ohne Füsse. Poröse Krüge, zum Abkühlen des Wassers, wie sie die Araber haben, versteht der Neger nicht herzustellen, und der Teller bedarf er nicht, weil er alles aus den Töpfen geniesst. Es missglücken ihm alle ungewohnten Formen. Dr. Kaiser, der dem Klima zum Opfer gefallene Gefährte des Verfassers, wollte sich ein grösseres Gefäss mit engerem Halse und einem trichterartigen Aufsatz als Regenmesser im Walde zu benutzen, herstellen lassen, aber trotz der einfachen und leicht herzustellenden Form des gewünschten Gegenstandes gelang es der betreffenden Meisterin nicht, denselben anzufertigen. Ausser Kochgeschirr werden auch Pfeifen gebrannt, und zwar die Köpfe in einer den türkischen Pfeifen ähnlichen Form ohne Verzierung für die Weiber. Kelchartig öffnet sich der Kopf und in leicht spitzem Winkel biegt sich der Ansatz zur Aufnahme des Rohres an. Der Hals und ein Theil des Kopfes werden oft mit künstlichem Drahtgeflecht ganz dicht übersponnen.

Die Köpfe für die Wasser- und Hanfpfeifen der Männer haben eine lange Gestalt und ein Hals biegt sich in demselben stumpfen Winkel an, wie beim Kopf unserer langen Pfeifen. Der Kopf dieser Pfeifen hat ebenfalls eine entfernte Aehnlichkeit mit dem der unseren, jedoch ist er nicht ausgebaucht, sondern erweitert sich nach oben und ist grösser als diese. Meist sind die Köpfe einfach rund. Bei den Wanjamuesi, welche sonst sehr selten Figürliches produziren, findet man hier seltsamer Weise häufig in scharfmarkirten eckigen

Linien in Hochrelief männliche und weibliche Figuren mit ebenfalls sehr detaillirt ausgeführten Körpertheilen, welche schon wiederholt erwähnt wurden. Diese Pfeifenköpfe mit Figuren werden nur von Männern hergestellt, während alle anderen Töpferarbeiten nur von Weibern ausgeführt werden, welche sich fast alle darauf verstehen. Professionsmässige Meister in diesem Fache findet man im Innern so gut wie gar nicht und daher kommt es, dass sich die Keramik gar nicht entwickelt hat.

Bei den Monbuttu kommen übrigens komplizirtere Formen vor. Im Museum für Völkerkunde in Berlin befindet sich ein Gefäss, welches mit seinen drei hornartig auslaufenden Etagen einer chinesischen Form so ähnlich sieht, dass man an Nachahmung dieser glauben könnte.

Die Zubereitung der Flaschenkürbisse zu Trinkgefässen, Wasserflaschen und -Schöpfern ist eine so einfache Arbeit, dass sie eigentlich so gut wie gar keine Kenntnisse erfordert und auch fast nur von Weibern betrieben wird. Ist der Flaschenkürbiss reif, d. h. ist seine Schale gelb und holzartig geworden, so lässt man ihn noch 2—3 Wochen im Innern der Hütte oder in der Sonne hängen, um ihn gänzlich auszutrocknen und sodann über einem starken Strohfeuer etwas zu brennen, indem man ihn für einige Augenblicke auf allen Seiten vom Feuer umspielen lässt. Dann schneidet man ihn nach Bedürfniss auf und entfernt aus dem Innern die Scheidewände mit dem Samen. Ist der Hals lang und dünn, so rüttelt man den Kürbiss mit einigen hineingeworfenen scharfkantigen Steinen so lange bis innen alles sauber ist. Das Wasser schmeckt immer unangenehm bitter aus diesen Kalebassen.

In Herstellung von Stroh- und Flechtarbeiten haben die Neger einiges Geschick. Zum Reinigen des Mehls, d. h. zum Aussondern der Kleie bedienen sich die Negerweiber schön hergestellter Strohteller, ganz ähnlich in der Form wie unsere Haferschwingen. Ein fingerdicker Strohwulst läuft aus der Mitte spiralförmig nach dem Rand und der folgende Umlauf wird an den vorhergehenden mittelst schwarz gefärbter Baststreifen angenäht, was sehr hübsch aussieht. Eine noch grössere Aehnlichkeit mit unseren Haferschwingen haben die auf feinen Bambusstreifen hergestellten Teller. Das Geflecht wird flach und quadratisch sehr dicht hergestellt. Dann giebt man ihm durch Drücken eine konkave Form und näht innen und aussen am Rande einen Bambusstreifen an, so dass ein kreisrunder ziemlich vertiefter Teller entsteht; derselbe wird in allen Grössen

hergestellt. Das überstehende Geflecht wird weggeschnitten. Ist das Geflecht gut, so ist die Schwinge wasserdicht. Andere Stämme wie Wanjamuesi verstehen diese Arten nicht herzustellen. Aeusserst geschickt sind die Watusiweiber in der Anfertigung ganz wasserdichter Geflechte. Von der Mitte des Bodens ausgehend werden einige 10—12 feine, gebleichte, sehr weiche Grasblätter einer bestimmten Grasart in ganz dichten Stichen mit einem doppelt gelegten Blatte desselben Grases an die frühere Umwindung genäht und dem Gefäss eine beliebige Form gegeben. Tellerartige, bienenkorbartige Trinkgefässe und spitze Aufsätze für die hölzernen Milchkannen. Oft findet man einfache geschmackvolle Muster mit schwarzgefärbten Gräsern eingewirkt. Diese Gefässe sind sehr elastisch, selbst geschmeidig und ganz wasserdicht. Man findet diese Arbeiten bei den Viehzucht treibenden Ovambo in Südwestafrika wieder. Zum Durchseihen des Pombe flechten fast alle von mir besuchten Stämme die gleiche Art Säcke aus den Streifen von Hyphaenapalmblättern. Das einfache Geflecht läuft spitz zu und wird in Mussestunden von Männern und Weibern hergestellt.

Matten als Unterlage zum Schlafen fertigen die meisten Neger an, mit Ausnahme der Viehzuchttreibenden, welche Rinderhäute verwenden. Die Wanjamuesi stellen ihre weichen Matten aus getrockneten und in der Sonne gebleichten Schilfblättern her. Diese Blätter werden wechselseitig in der Breite der Matten gelegt und durch schwarzgefärbte feine Schnüre aus Ficusbast ohne Knoten aneinander geheftet, indem man die Schnüre sich kreuzen lässt. Nur die doppelte Endschnur wird geknotet. Die Matten sind weich und warm und werden sowohl zu Hause als auch mit besonderer Vorliebe auf Reisen als Unterlage beim Schlafen verwendet. Die Herstellung erfordert einige Uebung, wird daher nur von Meistern geübt, welche besonders im März und April gute Geschäfte damit machen, wenn dann die Wanjamuesi als Träger zur Küste ziehen. Westlich vom Tanganyika stellen sich die Stämme weniger gute Matten her. Aus gut gewachsenen Sorghumhalmen werden nicht ganz Centimeter breite Streifen in etwa Manneslänge geschnitten, nebeneinander gelegt und in handbreiten Abständen der Breite nach mit einer Bastschnur durchzogen. Sie erhalten dadurch das Aussehen feiner Jalousien, in welche die Knotenabsätze der Halme eine Art Musterzeichnung bringen. Diese Matten sind natürlich weit weniger weich und warm als die Schilfmatten, trotz der Sprödigkeit des Materials jedoch ziemlich haltbar. Auch hier ist die Anferti-

gung meist in Händen von Meistern. Die Schilfmatte der Wanjamuesi findet übrigens immer weitere Verbreitung.

Grosse Künstler im Mattenflechten sind die Neger in Sansibar und der Ostküste. Aus ganz fein zerschlissenen Streifen von Hyphaenapalmblättern, welche entweder naturfarben oder schwarz, gelbgrün und roth gefärbt werden, flechten Männer und Weiber zweifinger- bis handbreite Streifen, welche dann mit demselben Material zusammengenäht werden. Die Maschen passen dann so gut ineinander, dass die Matte wie aus einem Stück hergestellt erscheint. Muster- und Farbenzusammenstellung sind oft sehr geschmackvoll. Es sind diese Matten hier erwähnt, da sie einheimische Kunst sind, abgesehen von der Anwendung der grünen und gelben Farbe, deren Herstellung die Eingeborenen von den Arabern erlernt haben.

Die Weberei, welche sich hier am besten anschliesst, ist allen Viehzucht treibenden Stämmen ganz unbekannt. Andere Stämme wie die Wanjamuesi und besonders die Wafipa verstehen jedoch aus Baumwolle ein grobes shawlartiges Gewebe herzustellen mit geradlinigen und karrirten Mustern und Fransen an den Enden. Diese Stoffe sind sehr dauerhaft und die schwarze Farbe waschächt. Die Baumwolle wird mit einem Kraut, wahrscheinlich einer Indigopflanze, gekocht und in schwarzem Schieferthonschlamm 8—10 Tage liegen gelassen. Gelb und roth, welches man zuweilen angewandt sieht, ist dagegen nicht haltbar. Die Baumwolle, welche nirgends angebaut wird, sondern nur zufällig aus Samen in der Umgebung der Hütten wächst, wird innerhalb langer Zeit gesammelt, zuweilen auch von einem Meister gekauft. Die Wolle wird mit der Hand von jedem einzelnen Samenkern abgezupft und dann mühsam ebenfalls mit der Hand zu einem Ring aufgezupft, in welchem die Baumwolle möglichst gleichmässig vertheilt ist. Es wird dabei ein bestimmter Vorrath hergestellt und auf einen Stab leicht aufgerollt, welcher den Rocken vertritt, so dass ein etwa zweifaustgrosser Knäul entsteht, welcher beim Spinnen in der linken Hand gehalten wird. Die Spindel besteht in einem dünnen 1½ Spann langen runden Stäbchen, an dessen oberem Ende ein ungefähr fingerlanges und fingerdickes Stückchen Ebenholz steckt, welches leicht nach unten gebogen, nach den beiden Seiten etwas verjüngt ist. In der Mitte dieses Holzes ist ein feines eisernes Häkchen angebracht, durch welches der Faden läuft und unterhalb des Querhölzchens aufgerollt wird. Der Spinnende, es sind nur Männer, legt das Stäbchen auf seinen nackten Oberschenkel und rollt es rasch mit der flachen rechten Hand über diesen hin,

so dass die Spindel in sehr rascher Drehung am Faden in der Luft hängt. Mit der rechten Hand wird sodann gesponnen und die Spindel muss immer zweimal in Drehung gebracht werden, ehe der etwa armlang fertig gesponnene Faden aus dem Häkchen heraus genommen und auf den oberen Theil der Spindel aufgerollt wird. Bei einiger Uebung erhält man einen verhältnissmässig gleichmässigen Faden, welcher auf ein Holzstäbchen von der Spindel abgerollt wird. Die Arbeit ist also eine höchst zeitraubende und ein geschickter fleissiger Spinner braucht 10—12 Tage, um genügend Faden zu haben zur Herstellung von $1^3/_4$ m langen, 1 m breiten Stoffes, in welchen Dimensionen die meisten derselben gemacht werden. Der Webstuhl ist der denkbar einfachste. Die Kette wird immer in der Länge des zu webenden Stoffes auf zwei auf Gabeln ruhenden glatten Stangen aufgewunden, so dass die Fäden nicht wie bei unserer Weberei einfach, sondern doppelt laufen und sich in der Mitte kreuzen. Das Geschirr braucht dadurch nur einfach zu sein. Es ist unbeweglich, im Gegensatze zu unseren. Die dem Arbeiter zunächst obenlaufenden Fäden werden durch dünne Wollschnüre an das Geschirr, ein langer glatter Stab, befestigt, so dass es in handbreiter Entfernung von der Kette hängt. Das Kreuzen der Kette wird durch das Einschieben eines 4 Finger breiten flachen Holzes hinter dem Geschirr bewirkt und ein zweites ebenso breites Holz, welches wie das erstere, jedesmal herausgezogen werden muss, nachdem das Schiffchen durchgesteckt wurde, spreizt die Kettenfäden, so dass das Schiffchen hindurch kann. Der Faden wird dann mit dem breiten Holz, dessen Querschnitt biconvex ist, angeklopft, und so fortgefahren. Das Schiffchen ist ein Stab, welcher immer länger als die Breite des Stoffes ist. Auf diesen ist der Einschlagfaden der ganzen Länge des Stabes nach aufgewickelt. Das Schiffchen wird nicht geschleudert, sondern wie schon gesagt, durchgesteckt. Die Arbeit geht demnach auch hier äusserst langsam und ein geschickter Weber bedarf 6—7 Tage zur Herstellung eines Stück Stoffes in den oben angegebenen Dimensionen. Die Weberei wird bei den Bantunegern ausschliesslich von Männern betrieben, kann naturgemäss nur von Meistern ausgeübt werden. Einen ausschliesslichen Broderwerb machen jedoch auch diese nicht daraus, sondern greifen nur zur Arbeit, wenn es ihnen beliebt oder wenn schlechte Ernten und Noth dazu zwingen. Die Einführung von Baumwollstoffen als Handelswaare aus Europa, Amerika und Indien hat jedoch diese Thätigkeit der Neger ziemlich lahm gelegt. Die Meister können mit ihren Er-

zeugnissen nicht mehr konkurriren, welche sich doppelt so theuer stellen, wie die eingeführte. Allenthalben sah ich, besonders in Ufipa die bestaubten Bestandtheile der Webstühle unter den vorspringenden Häuserdächern der Besitzer hängen. Die von den Negern gewobenen Baumwollstoffe heissen Mseketo und werden als Hüftentücher umgeschlungen und nur noch von älteren Leuten getragen, da sie die jüngere Generation spöttisch lächelnd als alte Mode erklärt. Nur die Noth vermag sie zum Anlegen derselben zu zwingen.

Ein eigenthümliches Gewebe stellen die Warua- und Manjuemavölker im Osten des Tanganyika bis zur Westküste hinüber her, die sogenannten Viramba. Das Material ist die feine Epidermis der unteren Seite von Raphiapalmblättern, welche abgezogen in der Sonne getrocknet und gebleicht wird und in Bündeln gedreht, wie unsere Stickwolle dort in den Handel kommt. Das Gewebe hat grosse Aehnlichkeit mit demjenigen, aus welchen die Manilazigarrentaschen hergestellt werden, ist jedoch feiner und geschmeidiger. Ein Gewebe kann man es eigentlich nicht nennen, da die Kette auf einen Rahmen gespannt und der Einschlag mit einer Nadel durchgezogen wird. Die flachen Fasern sind nie längern wie 75—95 cm, entsprechend der Länge der Blätter.

Es werden immer nur quadratische Stoffstücke hergestellt, welche eine Seitenlänge von 47—50 cm haben, mit Fransen nach allen 4 Seiten gleichmässig lang vorstehend. Man lässt dabei der Faser die natürliche Länge. Zahlreiche Meister beschäftigen sich mit der Herstellung dieser Stoffe, welche ebenso gut Geldeswerth haben, wie die eingeführten Baumwollstoffe, sogar lieber und zu höherem Werthe in Zahlung genommen werden, als diese. Aus dieser Viramba (sing. Kiramba) werden die Hüftentücher der Männer und Schürzen der Weiber durch Zusammennähen hergestellt. Das Museum für Völkerkunde enthält eine Menge dieser Stoffe in ausgezeichneter, theilweise wunderschöner Ausführung. Aus kleinen Stücken schwarz, roth und Naturfarben in schön weichen und doch lebhaften Tönen zusammengesetzt, werden oft wahre Meisterstücke in Geschmack zusammengenäht und die kunstvollsten Posamentirarbeiten angebracht, als lange dichte Fransen, Knötchen und geschorene Püffchen, und zugeflochtene Zöpfe. Die Hüftentücher der Männer sind zuweilen bis zu 40 m lang und solche monströse Togen werden von Häuptlingen bei feierlichen Gelegenheiten getragen, vorne in mächtigem Faltenwurf angehäuft, hinten glatt über das Gesäss gelegt. Die Weiber tragen

vorn zweihandbreite und zwei Spann lange Schürzen, ebenfalls aus kleinen gerade und bogenlinig bunten Stückchen zusammengesetzt, mit Posamentirarbeit, besonders dichten Fransen benäht, welche oft bis unter das Knie herabhängen. Ueber das Gesäss läuft quer ein ähnlicher Schurz. Oft werden die prachtvollsten Stoffe mit grausamem Barbarismus behandelt, indem man sie noch ganz neu mit Fett einschmiert und rothes fein zerriebenes Holz oder rothe Erde auflegt, so dass die ursprüngliche Farbe und die Muster ganz verschwinden. Alle Stoffe werden aber, sobald sie in täglichen Gebrauch genommen werden, in einem Mehlmörser mit Oel gestampft, um sie weicher und geschmeidiger zu machen.

Dies Einschmieren der Kleider mit Oel ist auch nebenbei bemerkt, bei anderen Stämmen gebräuchlich und ich sah in Ugogo, wie ein Häuptling einen als Tribut erhaltenen kostbaren Seidenbrokatstoff aus Maskat, welcher in wunderbarer Farbenharmonie abgestimmt war und einen Werth von 400—450 Mk. repräsentirte, in Oel tauchen liess und selbst rothe Holzfarbe hineinrieb, so dass der kostbare Stoff des Häuptlings Glieder als schmieriger ekelhafter Fetzen umhüllte, den er im Staube nachschleifen liess.

In Bezug auf die Viramba ist sehr zu bedauern, dass die Viramba-Industrie mit dem Eindringen der Baumwollwaaren ganz verschwinden wird. Es sei hier erwähnt, dass das Tragen von Fellen noch ganz allgemein bei den Stämmen ist, welche nicht Viramba herstellen. Die Küstenstämme in Useguha, Usagara u. s. w., die Wagogo und Warundi gerben die Rinderfelle, welche ihre Weiber tragen, durch ein gründliches Reiben, Falten, Drücken und Schaben, also gewissermaassen durch ein sehr mühsames Handwalken; die Haare und das Fett werden durch Schaben und Reiben mit rauhen Steinen entfernt. Sie färben das Leder, wenn es ganz weich geworden ist, im Schieferthonschlamm schwarz. Die kleinen Felle, welche die Männer mehr zum Schmucke, denn als Kleidung tragen, behandeln sie ebenso ohne die Haare zu entfernen. Die Geschicktesten sind die Waganda, welche sogar weiss gerben. Im Zimmer des Verfassers hängt ein grosser schneeweisser Ledermantel aus feinstgegerbtem Ziegenleder. Derselbe ist aus einer Menge kleiner Stücke mit so feiner Naht zusammengesetzt, dass ein europäischer Handschuhmacher sich ein Beispiel daran nehmen könnte. Als Zwirn ist ganz feine Sehne verwendet. Das Leder ist so weich wie das sämisch gegerbte europäische.

Am ungeschicktesten sind die Wanjamuesi im Gerben, da sie ihre

kleinen Schurzfelle nur unvollkommen durcharbeiten. Am meisten verwenden sie die Felle des kleineren Raubzeuges.

Eine ganz eigene Industrie bildet in Ostafrika die Herstellung verschiedener Produkte aus Baumrinden und diese Industrie hat ebenfalls in Uganda ihre höchste Vollendung erreicht. Die Waganda sollen übrigens nicht weiter in den Rahmen dieser Betrachtung gezogen werden, da dies der Raum nicht gestatten würde.

In Unjamuesi wird meistens die Bastrinde des Miombobaumes und dann die Rinde des Ficus indicus zur Herstellung von Stoffen verwendet, während in Uganda mehr die des letzteren verarbeitet wird. Die Rinde wird bei beiden Bäumen unten und oben je nach der gewünschten Länge um den Baum mit dem Beil durchschlagen und der Länge nach von oben bis unten durchhauen. Mit einer zwischen Rinde und Holz eingesteckten Stange lässt sich die Rinde dann leicht abtrennen, man muss nur die Vorsicht gebrauchen, die an astfreien Stellen loszulösende Rinde nicht zu durchstossen. Die Borke wird mit dem Täso sorgfältig entfernt. Der erhaltene Bast ist beim Ficus so dick, wie ein gewöhnlicher Pappdeckel, beim Miombo doppelt so stark. Er wird in Tafeln von verschiedener Grösse geschnitten und einige Tage in Wasser geweicht. Soll der daraus zu bereitende Stoff grau gefärbt werden, so steckt der Meister die Tafeln in den schon mehrmals erwähnten Schlamm und 4—5 Tage genügen zum Durchdringen des Farbstoffes. Nun erst beginnt die Hauptarbeit, indem der Stoff mit einem Hammer bearbeitet wird, welcher in einem Holzstiele steckt, dessen Fläche entweder gekörnt oder fein und dicht gefurcht ist. Der Hammer ist entweder aus Ebenholz oder aus einem Rinoceroshorn hergestellt. Während der Arbeit sitzt der Meister auf der Erde und hat vor sich eine runde Holzwalze liegen mit glatter Oberfläche, ein Stammabschnitt von einem Ficusbaum. Auf der Walze liegt die Basttafel, welche er mit klingenden, dichtgesetzten Schlägen bearbeitet, sie dabei fortwährend feuchthaltend, von Zeit zu Zeit aus einem nebenstehenden Gefäss etwas Wasser in den Mund nehmend und dies über die Tafel zerstäubend. In Uganda wird diese Arbeit von vielen zugleich unter Gesang und kunstgerechtem Wechselklopfen verrichtet, „dass Dir das Herz lacht, wenn Du zuhörst“, erzählte mir mein kleiner Diener aus Uganda. Die Basttafel wird immer weicher und immer grösser und nimmt schliesslich eine Fläche ein, mit doppelter selbst 3facher Seitenausdehnung, in der Breite mehr wie in der Längsrichtung der Faser vergrössert. Der nun in Stoff umgewan-

delte Bast wird ganz geschmeidig, bildet oben immerhin ein härnes Gewand, welches dem Träger der nicht daran gewöhnt ist, die Haut wund reibt. Diese Stoffe heissen N'sani in Unjamuesi. Die aus Ficusbast sind weicher wie die aus Miombo hergestellten. Alle aber nützen sich sehr schnell ab und sind bei Regenwetter sehr rasch voll Wasser gesogen. In Uganda werden wunderschöne derartige Stoffe gearbeitet, weich und schmiegsam wie Ziegenleder. In Unjamuesi gilt es übrigens heute noch als ein Zeichen von Armuth oder als Sitte von „Provinzlern" (wa pero wörtlich von der Grenze, im Gegensatz zur Hauptstadt), N'sani zu tragen und die Ruga - Ruga (Krieger) singen von irgend einem Lande, welches sie zu überfallen gedenken, spottweise: Wakomma nsani, wakomma nsani (sie klopfen Baststoff, d. h. wir werden sie arm machen, resp. haben sie arm gemacht).

Aus denselben Bastarten stellen die Wanjamuesi wie schon erwähnt, Schlafunterlagen her: für diese werden grössere Baststücke abgeschält und weniger scharf bearbeitet, nur mit dem gekörnten Hammer, welcher die kreuzweise wachsenden Bastfasern weniger auseinandertreibt. Die N'sanistücke werden meist solange wie man mit gespreizten Armen zu spannen vermag, hergestellt in der Breite von 2 Unterarmlängen, und zwei solcher Stücke werden mit zähen Grasblättern der Länge nach aneinander genäht. Die Wamarungu am Westufer der Tanganyika und die Wawembe tragen ebenfalls N'sani. Erstere stellen für ihre Weiber kleine Schürzen aus diesen Stoffen her, welche sie mit ganz geschmackvollen geradlinigen Dreiecken und quadratischem Muster sticken, und verwenden sie dazu Palmblattfaser, welche in gebleichter Naturfarbe auf dem rothbraunen Grunde sehr gut aussehen.

Aus Baumbast fertigen die Wanjamuesi, Wafipa, Wagogo und Warundi, „Lindo", d. h. Schachteln von kreisrundem Umfange, von den kleinsten bis zu solchen von 1—2 m Durchmesser. Die Rinde wird zu diesem Zweck in der gewünschten Dimension vom Baume, in diesem Falle nur von Miombo und einem ähnlichen Waldbaum, nie vom Ficus, losgelöst und die Borke mit dem Täso heruntergearbeitet. Mit der Borkenseite nach innen wird sodann die rothbraune sehr feste und starke Bastrinde zu einem Zylinder zusammengenäht, indem mit einem spitzen Eisen, welches in einem Griffe steckt, ein Loch vorgestochen wird und ein sorgfältig gleichmässig riemenartig geschnittener Streifen Bast von demselben Baum ohne Nadel, in grossen Stichen durchgezogen wird. Die ganz grossen Lindo bleiben

ohne Deckel. Der Boden wird aus einer möglichst dicken Bastplatte herausgeschnitten und mit der Borkenseite nach aussen ebenfalls mit Bast angenäht. Ehe bei kleineren Schachteln, welche mit Deckel versehen werden sollen, der Boden aufgenäht wird, legt der Meister oben einen schmalen Streifen um als Deckelrand und näht dann erst Deckel und Boden auf. Zu letzteren wählt man mit Vorliebe Borkenstücke, welche über einer Ausbauchung eines Baumes gewachsen sind. Die Nähte werden mit dem kautschukartigen Milchsaft eines Waldbaumes dicht gemacht und diese sind Lindo ziemlich wasserdicht, solange das Wasser nicht zwischen Deckel und Schachtel eindringen kann. Mit schwarzem Schlamm werden sodann einfache Zacken- und Linienmuster mittelst eines Hölzchens aufgemalt und diese werden Zeichnungen schwarz.

Die Lindo dienen zum Aufbewahren der Stoffe und allerhand Kleinigkeiten, für Mehl und getrocknete Gemüse u. s. w. Die Watusi stellen kleine Lindo her, zum Aufbewahren ihrer Butter, in solcher Grösse, dass sie 6—10 Pfd. enthalten. Dieselbe wird hoch kegelförmig darin aufgehäuft und mit einem möglichst spitzen Deckel geschlossen, dessen Buckel immer Naturwuchs ist. Die grossen Lindo dienen zur Aufnahme der Fruchtvorräthe, und werden durch Thonüberzüge geschlossen. Die Lindo sind sehr zweckmässig, haben nur den einen Nachtheil, sich schwer schliessen und öffnen zu lassen. Die Herstellung erfordert ziemliche Uebung, wird daher nur von Meistern betrieben welche immer sehr gerne Absatz für ihre Waare finden.

Der Baumbast findet auch Verwendung zum Decken von Dächern, indem möglichst grosse Tafeln über die Hütte gelegt werden. Das Material wird jedoch zu diesem Zwecke trotz seiner Dichtigkeit wenig verwendet, weil die Ratten ein zu grosses Gepolter in den aufgelegten Rindenstücken, von welcher ebenfalls die Borke entfernt ist, machen, und weil sich dieselben nach einiger Zeit, gewöhnlich am Ende des 2. Jahres, aufrollen. Auch auf Reisen verwenden die Wanjamuesi während der Regenzeit gern Rindenstücke zum Schutz gegen die heftigen Regengüsse.

Zur Herstellung von Kanus findet dieser Bast ebenfalls Verwendung. 2—3 mannslange und 1—2 m breite Stücke werden von den Bäumen losgelöst, welche natürlich dann immer eingehen. Ficusrinde wird nur zu Matten und Stoffen verwendet. Dieser Baum produzirt jedoch wieder neue Rinde und kann 3—4 Mal geschält werden, wobei die neugebildete Rinde immer weniger gut ist. Die grossen

ebenfalls von Borke befreiten Stücke werden an den schmalen Seiten zusammengenäht und die Enden aufgebogen, so dass sie über das Wasser ragen. An den Längsseiten werden innen zwei Stangen festgebunden und mehrere Querstäbe verhindern ein Zusammenklappen der Rinde. Diese Kanus sind natürlich sehr primitiv, laufen schlecht und sind manchmal ziemlich weich. Da sie bei einiger Breite der verwendeten Stücke ganz flach auf dem Wasser liegen, so vermögen sie bei 4 Mannslängen und einem Meter Breite 15 Menschen zu tragen, welche sich natürlich, am Boden kauernd ruhig verhalten müssen. Derartige Kanus werden von den Schwarzen nur bei Flussübergängen, während der Ueberschwemmungsperiode benutzt und lässt sich ein solches ganz leicht in 3—4 Stunden herstellen.

Die Art der Verwendbarkeit des Baumbastes wäre hiermit erschöpft bis auf das Herstellen von Schnüren und Netzwerk, von dem später gesprochen werden soll.

Was die sonstige Herstellung von Booten betrifft, so sind die Neger nicht sehr weit vorgeschritten. An der Sansibarküste stellen die Küstenbewohner aus Mangobäumen durch Aushöhlen schmale tiefe Boote her mit doppeltem Ausleger und grossem Lateinischem Segel. Die Boote laufen sehr gut und verkehren sogar zwischen Sansibar und dem Festlande. Gesteuert wird mit einem Paddelruder. Nach Westen zu treffen wir dann erst am Malagarasi jene Rindenkanus zum Uebersetzen stets bereitliegend. Auf dem Tanganyika sind eigentlich nur die Wajije Schifffahrer, haben sich aber entschieden erst nach dem Eindringen der Araber dazu ausgebildet und höhlen aus den Riesenstämmen des Msauaberges in Marungu am Westufer grosse Boote, welche zum Segeln und Rudern eingerichtet sind und oft bis zu 60 Menschen zu fassen im Stande sind. Sie vermitteln hauptsächlich den Sklavenhandel mit den mittleren Kongogebieten. Die geübtesten Schiffer sind die Wafipa, welche jedoch nur zu rudern verstehen und sich dabei eigenthümlicher Paddelruder bedienen, deren runde Schaufeln nur die Grösse eines porzellanenen Bieruntersatzes haben. Ein mit 10 Rudern besetztes Boot läuft ziemlich schnell und die Leute vermögen während 10—12 Stunden mit nur einer Stunde Ruhepause zu rudern. Die Warungu, sowie sämmtliche andere Stämme des Tanganyika sind sehr ungeschickt in der Herstellung von Booten und trotz des Fischreichthums des Sees schlechte, ungeübte Fischer. Am Nyassa dagegen werden grosse Boote ausgehöhlt, welche bis zu 100 Menschen fassen. Die Warua, welche im Quellgebiet des Kongo sitzen, sind ungeschickt in der Anferti-

gung von Booten, trotzdem der obere Kongo bis kurz vor Niangwe schiffbar ist, wie überhaupt das Wasser für den Neger sehr wenig Anziehungskraft besitzt. Ich glaube dies zu nicht geringem Theil der Angst vor den zahlreichen Krokodilen zuschieben zu müssen.

Die wichtigste Stelle in industrieller oder gewerblicher Beziehung dürfte die Eisenbereitung einnehmen. Das Eisen findet sich in Afrika überall in Gestalt von Raseneisenstein in verschiedener Gestalt und an einigen Lokalitäten als Roheisenstein. Das meiste Eisen wird aus dem Raseneisenstein gewonnen. Zum Ausschmelzen des Erzes bedienen sich die verschiedenen Stämme, welche sich damit abgeben, 2—3 m hoher, meist bienenkorbartiger Hochöfen, mit oder ohne Rost, aus Termitenhügelthon aufgebaut. Der Boden ist muldenförmig mit einem seichten Abflusskanal. 4—8 Düsen am Boden werden in eine entsprechende Anzahl Löcher eingesteckt. Die Düsen sind 2 spannlange Thonröhren von Faustdicke mit einer Oeffnung von Flaschenhalsweite. Die Düsen öffnen sich da, wo das Gebläse eingeführt wird, kelchartig. Das Gebläse ist entweder ein Sackgebläse, wahrscheinlich den Arabern entlehnt, oder ein hölzernes Schüsselgebläse, wie ich es nennen möchte. Ersteres besteht aus zwei weichgewalkten Ziegenfellen, welche in einem Holzrohr oder einem Abschnitt eines Gewehrlaufes enden, an welches sie mit der Halsöffnung angebunden sind und durch in den Boden geschlagene Pflöcke zusammengehalten werden. Die Beinöffnungen sind zugebunden und die andere Seite des nicht aufgeschnittenen Felles ist offen und mit je zwei Leisten versehen, auf welchen auf der Aussenseite Riemen zum Einstecken der Finger auf der einen Seite und des Daumens auf der anderen Seite angebracht sind.

Beim Gebrauch drückt die Hand die Leisten, welche das Ventil repräsentiren, zusammen, schliesst damit die Oeffnung, zugleich den Sack zusammendrückend und die Luft durch das Rohr pressend. Die andere Hand öffnet die Leisten, hebt den Sack in die Höhe und füllt ihn so mit Luft. Durch abwechselndes Oeffnen und Zusammendrücken wird ein kontinuirlicher ziemlich starker Luftstrom erzeugt.

Der ächte Negerblasebalg, dessen Form in ganz Afrika wiederkehrt, besteht in 2 kleinen Schüsseln, von spannweiter Oeffnung und Handhöhe, welche nebeneinander auf einem Boden stehen. Sie laufen in zwei konvergirenden Röhren aus, welche in Unterarmlänge in das Holz gebrannt sind. Alles ist aus einem Stück mit dem Täso gearbeitet. Auf die Schüsseln sind schlaff je ein weiches Ziegenfell gebunden, in deren Mitte durch aussen und innen angebrachte

Scheiben aus Flaschenkürbissschale, meterlange dünne Holzstäbchen oder Schilfrohre angebunden sind. Am Boden hockend stösst der Arbeitende die Stäbe schnell abwechselnd auf und nieder. Ein Ventil ist nicht vorhanden und die Luft tritt durch die Röhren stossweise aus und ein mit flatterndem, puffendem Geräusch. Diese Form der Blasebälge ist am meisten in Gebrauch und kommt bei den Hochöfen in 4—8 facher Zahl zur Verwendung. Die Blasebalgröhren werden immer mit Pflöcken am Boden festgehalten und liegen in 2 fingerbreiter Entfernung von dem Düsenkelche. Wenn der neu hergestellte Ofen gut in der Sonne ausgetrocknet ist und die Risse verschmiert sind, so wird er mit Holz gefüllt und gut trocken gebrannt und die Asche entfernt. Sodann wird Holzkohle eingefüllt. Diese wird immer nur aus Akazienholz hergestellt, welches in Scheite gespalten pyramidenartig zusammengestellt in nicht zu grossen Haufen und dann in freier Luft in Brand gesteckt wird. Wenn alles Holz durchglüht ist, stösst man den Scheiterhaufen auseinander, worauf die glühenden Scheite von selbst sehr schnell erkalten. Die gewonnene Kohle ist sehr dicht, metallisch hellklingend und wird mit einem Holz zerkleinert. Ebenso wird das Erz, Raseneisenstein oder Rotheisenstein, auf einer Steinplatte mittelst eines als Hammer dienenden Steines zu Nussgrösse einzeln zerschlagen, um dann abwechselnd in den Hochofen mit der Holzkohle geschichtet zu werden und zwar ohne Flussmittel, wobei Raseneisenstein, wie es in der Natur der Sache liegt, leicht flüssiger und reduzirbar ist, wie der Rotheisenstein, letzterer aber ein schöneres Eisen liefert. Die Gebläse werden dann Tag und Nacht in Gang erhalten, von Leuten, welche sich abwechseln. Das zuerst erhaltene Produkt ist eine dickflüssige Schlacke, welche aus dem Abzugskanal abfliesst und nach dem Erkalten wie früher das Erz zerkleinert wird. Erst nach 5—6 maligem Umschmelzen erhält man ein sehr gutes Schmiedeeisen, welches alle Neger bei weitem dem importirten europäischen vorziehen. Es ist zwar immer unrein und hie und da etwas blätterig, aber höchst geschmeidig und lässt sich besser schmieden wie importirtes Stabeisen. Es hat hinreichende Härte für die Werkzeuge. Das aus Raseneisenstein hergestellte ist merkwürdiger Weise gar nicht kaltbrüchig. Aus dem Eisen, welches zuletzt sehr dickflüssig als Schmiedeeisen aus dem Ofen hervorkommt, werden sofort Hacken oder Stangen für Speere hergestellt, meist aber nur zu ersteren verarbeitet. Aus den abgenutzten Hacken werden dann noch Beile, Speere und Pfeilspitzen und kleinere Schmuck- und Gebrauchsgegenstände sowie Draht herge-

stellt. Das meiste Eisen wird von den Wassukuma für Ostafrika gewonnen, welche herzförmige Hacken produziren und mit diesen ganz Ostafrika bis zur Küste versorgen. Die Warua finden in der Nähe des Lufuko 1 Tagereise westlich vom Westufer des Tanganyika Rotheisenstein und stellen schaufelförmige Hacken von grosser Festigkeit und hoher Güte her. Die Wawemba, deren Hacken ähnliche Formen haben, fertigen sogar für die Weiber der Vornehmen und Häuptlinge Zierhaken mit ausgebauchten Buckeln und eingeschlagenen Verzierungen an. Als Ambos dient immer ein Granitblock und als Zuschlaghammer ein mit Basthandhaben versehener kinderkopfgrosser Granitstein. Als Schmiedehammer ein abgerundeter Geröllstein. Die Warua stellen sich eiserne Schmiedehämmer in verschiedenen Grössen her, welche im Stiel stecken. Als Zange primitivster Form dient ein zusammengeknicktes Rindenstück. Von den Arabern entlehnt ist eine unseren Schmiedezangen ganz ähnliche Form, welche jetzt vielfach von den afrikanischen Schmieden nachgeahmt wird. Die Schmiede nehmen bei den Dschagga-Stämmen eine bevorzugte, bei andern eine verachtete Stellung ein. Andere Stämme könnte man sogar als Schmiedestämme bezeichnen, wie die Walemba am unteren Sambesi. Das Schmiedefeuer wird in einer kleinen Erdmulde mit Akazienholzkohle genährt und die Gluth mit den schon erwähnten Blasebälgen angefacht. Das Schweissen verstehen die Negerschmiede sehr gut und wenden als Schweissmittel angefeuchteten Thon an. Die Schmiedewerkstätten befinden sich fast immer vor irgend einem Thore des Dorfes mit einem auf Stangen ruhenden konischen Strohdach versehen. Alle Arbeiten werden am Boden kauernd ausgeführt, mit Ausnahme der mit dem Zuschlagstein zu verrichtenden bei Herstellung der Hacken und grossen Beile, beide die wichtigsten Erzeugnisse der afrikanischen Schmiedekunst. Die Beile haben meisselartige Gestalt, verjüngen sich von der runden Schneide ab und stecken eingebrannt in einem Stiel aus zähem Holz. Eine sehr vortheilhafte Art der Befestigung, besonders für das dortige Klima gegen unsere Art, den Stiel in die Oese des Beiles zu stecken und mit Keilen festzumachen, indem in der trockenen Zeit die Keile immer wieder herausfliegen, während die im Stiel sitzenden Beile sich bei der Arbeit immer fester einschlagen. Die Beilklinge lässt sich dabei durch einen einzigen Schlag gegen den Stiel auf der Seite, auf welcher das Eisen herausragt, geführt, herausnehmen, wenn das Beil geschliffen werden soll. Die Beile, deren grösste eine nur 3fingerbreite Schneide haben und eine Spanne lang

sind, arbeiten ausgezeichnet. Bei Herstellung von Hacken, Beil und Täso kann sich jedoch die Kunstfertigkeit des Negerschmiedes nicht bethätigen. Dies kommt erst zum Ausdruck bei Herstellung der Waffen und des Eisenschmuckes. Die besten Schmiede sind die Dschagga, deren lange schwertartige Lanzenklingen und Schwerter, in Bezug auf Güte, eine ausserordentliche Leistung sind, welche selbst unseren Schmieden nachzuahmen nicht ohne Weiteres gelingen dürfte. Ihre Kettenschmucksachen wetteifern mit den bei uns fabrikmässig hergestellten in Bezug auf gleichmässige Arbeit. In Bezug auf Kunstfertigkeit der Ausführung werden die Waffen der Dschagga jedoch von den Monbuttu und Niam Niam übertroffen und die Neger des mittleren Kongo arbeiten sogar durchbrochen und mit Kupfer eingelegte Waffen. Die Kunstfertigkeit im Schmieden bethätigt sich besonders bei den Monbuttu in der Anbringung der gräulichsten Widerhaken an Lanzen und vor allen an Pfeilen, welche entweder angeschmiedet oder sehr geschickt ausgehauen werden, sodann darin, dass an den sauber geschmiedeten Lanzen und Pfeilklingen der Hammerschlag bei manchen Stämmen bleibt, wie bei den Wanjamnuesi. Die Wawende und Wafipa verstehen sogar ihre breiten Lanzenklingen mit einer hohen Rippe auf beiden Seiten zu versehen, eine der schwierigsten Leistungen auf diesem Gebiete, besonders in Anbetracht der primitiven Werkzeuge, die von unsern Schmieden ohne Matritze und Setzhammer nicht ausgeführt werden könnte.

Die Schmiedekunst ragt überhaupt in einer Weise über das sonstige Können der Neger hinaus, dass es diesem Umstand gegenüber unbegreiflich erscheint, wie sie in anderer kultureller Beziehung so weit zurückbleiben konnten. Ich glaube annehmen zu dürfen, dass der Neger schon Eisen anwandte, als andere Völker noch Steine und Broncen verarbeiteten. Eine eminente Leistung sind auch die eisernen Glocken, welche jetzt bei den Wanjamuesi ganz ausser Mode gekommen sind, von den Völkern westlich des Tanganyika jedoch noch hergestellt werden. Die Dschagga fertigen kleine Schellen zum Tragen aus Eisen an. Aeusserst geschickt sind die Dschagga in der Herstellung von feinen eisernen und kupfernen Schmuckkettchen aus Draht. Die Stückchen dazu werden entweder nach dem Augenmaasse ganz gleichlang vom Draht abgehauen durch einen Schlag auf eine Beilklinge, oder um einen Stab gewickelt und dann die Spirale aufgehauen, ein bei uns ebenfalls angewendetes Verfahren. Das Umbiegen geschieht ohne Zuhilfenahme eines Instrumentes mit den Fingern und die Glieder werden dann mit einer

leichten Beilklinge zugeklopft. Die Neger verstehen auch so allgemein das Drathziehen, dass man diese Kunst für eine autochthone anzunehmen geneigt ist. Der Meister schmiedet einen bleistiftdünnen Stab aus, der an einem Ende etwas zugespitzt wird, um in die einzige Oeffnung des 2fingerdicken Zieheisens hineingesteckt zu werden. Gut eingeölt wird er sodann durchgeschlagen, was bei der anfänglichen Dicke des Stabes auch möglich ist, besonders da er kaum dicker wie das Loch ist und nur die Unebenheiten geglättet werden sollen. Sodann wird die Oeffnung des Zieheisens, welches nach einer Seite einen ganz flachen Konus bildet, etwas zugeklopft und mit einem eisernen Dorn rundgerieben. Der Eisenstab wird mit verdünnter Spitze wiederum eingeführt, mit einer Zange gefasst, welche aus einem kurzen umgebogenen quadratischen Eisenstab besteht, auf welche ein enganliegender starker in 3—4 Spiralen gewundener offener Ring gelegt ist. Dieser Ring wird gegen die Zangenöffnung, welche den Draht gefasst hat, geschlagen und hält diesen dann sehr fest. Das Zieheisen wird sodann hinter die ausgearbeitete Gabel eines fest eingegrabenen schenkeldicken Stammes in Brusthöhe gelegt, die Zange mit Bast an eine Querstange gebunden und von mehreren Männern mit Aufgebot aller Kraft hindurchgezogen. Nachdem der nun bedeutend länger und dünner gewordene Stab ausgeglüht wurde und die Spitze in das wieder enger gemachte Loch des Zieheisens gesteckt ist, wird er von der Zange aufs neue gefasst. Der Meister bringt nun hinter das Zieheisen eine Astgabel, welche in einen langen Hebel ausläuft, legt die Gabel an den eingegrabenen Stamm, während diesmal die Zange hinter der ausgearbeiteten Gabel des Stammes liegt, fasst den etwa 1½ Meter langen Hebel am Ende an und dreht sich damit um den Stamm, den Draht durch das Eisen ziehend und auf den Stamm aufwickelnd. Ist der Draht so allmälig dünner und dünner geworden und öfters ausgeglüht, so zieht ihn der Meister zuletzt rückwärtsschreitend durch das Eisen. Die feinsten so erhaltenen Drähte sind nicht dicker wie ein starker Nähzwirn und solche Drähte werden aus Eisen, Kupfer und importirtem Messing hergestellt. Der Draht findet Verwendung zum Umwickeln von Bogen und Lanzen in kleinen Absätzen und vor allem zur Herstellung von Samboringen, von welchen noch gesprochen werden soll. Es würde zu weit führen, alle die vielen Sachen und Sächelchen, welche aus Eisen hergestellt werden, aufzuführen. Unter anderem machen die Wawemba- und Waruastämme Kriegsbeile in verschiedenen Formen, alle krummen Messer aus alten Lanzenklingen

meist mit Myrthenblattform und zweischneidig mit Holzheft und -Scheide, eiserne Zangen zum Anfassen von Kohlen beim Rauchen, Zangen zum Dornherausziehen. Die Wanjanuesi schweissen sogar Pfeifen ganz aus Eisen, das feine Mundstück, das Pfeifenrohr und den umgebogenen Pfeifenkopf, was eine erstaunliche Leistung ist, an Schmuckgegenständen hunderte von Formen, als Armbänder, Ringe, bei den Warua Haarnadeln und eigenthümliche Bogen und Stifte zum Anbringen an der Frisur, Armspangen, flach, vierkantig oder schraubenförmig u. s. w. Sogar Nähnadeln schmieden die Meister und durchbohren mit einem vierkantig hart gehämmerten Dorn den breitgeschlagenen weich ausgeglühten Kopf der Nadel. Besonders verwenden die Wanjamuesi solche selbst gefertigten Nadeln, während die Warua, welche viel nähen, Holz- und Knochennadeln gebrauchen. Eine eigenthümliche Kunst ist die Herstellung von kleinen Metallperlen. Es wird ein 3 mm breiter, 3kantiger Draht aus einem runden gehämmert und auf einem harten Holz dieser mit einer scharfen Seite nach unten gelegt und kleine Stücke abgehauen durch einen Schlag mit einem Eisendorn, welcher senkrecht zur Längsrichtung gelegt ist. Das Stückchen wird etwas gekrümmt und dann ganz um den Dorn gebogen. Hierauf werden mit Hammerschlägen oder mittelst eines Steines oder einer Beilklinge doppelkonische kleine Perlen geklopft. Diese Perlen werden aus Eisen, Kupfer und Messing gefertigt, um entweder auf Baumwollschnüre gereiht oder in einzelnen Exemplaren auf Ringe aus Giraffenschwanzhaaren gesteckt zu werden. Die Samboringe haben das Ansehen dicker übersponnener Klaviersaiten. Sie werden angefertigt, indem über Büffelschwanzhaare feiner Draht ganz dick aufgerollt wird und zwar auf dem Oberschenkel. Die Enden werden zusammengelegt und der Draht umgewickelt, so dass der Zusammenstoss nicht sichtbar wird. Diese Arbeit geht sehr schnell von statten. Die Samboringe werden an den Knöcheln in grosser Anzahl getragen. Die Herstellung all dieser Gegenstände erfordert geübte Meister, welche jedoch nie zu Reichthum durch diese Kunst gelangen, da sie nur wenig anfertigen und vor allem nicht genug Käufer vorhanden sind. Schmuckgegenstände aus Stroh, Giraffen- und Elephantenschwanzhaaren, Flaschenkürbissabschnitten, Federn, Glas- und Perlarbeiten verstehen fast alle herzustellen, Männer wie Weiber. Eine besondere Art Schmuck bilden dreieckige geschliffene Platten aus Muscheln oder Elfenbein, welche an Schnüren aufgereiht werden. Das Loch zum Durchziehen der Schnur wird dicht an der längsten

Kante mittelst eines Eisens durchbohrt und die Platten mit kleinen Kreisen verziert.

Die Darstellung von Kupfer darf nicht unerwähnt bleiben. Es wird in den hier in Rede kommenden Gebieten nur in Katanga im Quellgebiet des Kongo gewonnen und zwar in ganz ähnlichen Hochöfen wie den bei der Eisenbereitung gebräuchlichen. Das Erz, Malachit, wird geschlagen und mit Holzkohle ausgeschmolzen. Zuerst in runde Scheiben gegossen, wird es umgegossen und erhält Doppel-T-Form in Barren von 20—60, 70 Pfd. An Ort und Stelle findet Kupfer gar keine Verwendung, selbst nicht zu Schmuckgegenständen, sondern wird als Handelswaare in Barren verkauft. Hier und da sich vorfindende kupferne Speere sind entweder Schmuckwaffen oder Zeichen der Häuptlingswürde. In anderen Ländern dagegen z. B. in ganz Ostafrika ist dies Metall sehr begehrt und besonders schwere Armringe werden daraus hergestellt. Nirgends aber Waffen oder irgendwelche Hausgeräthe zum Gebrauch.

Abgesehen von der Schmiedearbeit montirt sich jeder seine Waffen selbst, hier ist ein jeder Meister, indem alle Männer Schäfte für Lanzen und Pfeile, sowie Bogen und Keulen schnitzen und Schilde anfertigen. Natürlich verstehen es die Betreffenden, die Waffen nur in der ihrem Stamme eigenthümlichen Weise herzustellen. Nur Pfeile, welche in grösserer Anzahl gebraucht werden, werden zuweilen von besonders geübten Leuten in grösserer Menge zum Verkauf angefertigt.

Es ist bezeichnend für den Holzbestand Afrikas, dass es immer einige Mühe kostet, ein geeignetes Stück Holz für einen Lanzenschaft von nur 1½ m Länge zu finden; die geraden Baumstämme sind selten schön und astfrei. Ich suchte z. B. etwa 14 Tage lang nach einem geeigneten Stück, um eine Fahnenstange von etwa 2 m Länge herzustellen. Die Schwarzen verwenden verschiedene Hölzer und schnitzen den Schaft aus einem Schnitt, nur bei den Warua fand ich Bambus hierzu verwandt. Die Lanzenschäfte sind nie dicker wie ein mittelstarker Zeigefinger und von sehr verschiedener Länge, je nach der bei den verschiedenen Stämmen gebräuchlichen Form. Die Lanzenklinge hat entweder eine röhrenartige Verlängerung, welche ungeschweisst aufgerollt, auf den Schaft gesteckt wird, oder sie wird in einen Dorn auslaufend in diesen eingebrannt. Dasselbe gilt von dem eisernen Lanzenschuh, sofern derselbe Verwendung findet. Wenn Klinge oder Schuh in den Schaft eingebrannt werden, so wird als Zwinge ein spiralformig gewundenes starkes Eisenband umgelegt,

welches nie geschweisst ist, denn die Neger verstehen trotz ihrer hohen Kunstfertigkeit im Schmieden nirgends Ringe zusammenzuschweissen, was höchst eigenthümlich ist. Eine andere Art ist frische Schwanzhautabschnitte von Hunden oder Antilopen mit oder ohne Naht nass aufzuziehen, sie mit Bast zu umwickeln, bis sie fest eingetrocknet sind. Dies ist die haltbarste Manier. Andere Stämme wickeln Sehnen um. Verziert wird der Schaft mit umgewickeltem Draht oder aufgeklebtem feingedrücktem Blei oder Zinn. Hier sei eingeschaltet, dass viele Stämme eine grosse Geschicklichkeit haben, kleine Fruchtschalen, welche als Schnupftabakdosen dienen, mit selbst hergestellter Folie aus Zinn oder Blei, welche Metalle immer importirt sind, zu überziehen. Als Klebemittel dient Kautschuk.

Betreff der Lanzen ist es den Negern ebensowenig gelungen, wie unseren Militärgelehrten, die Klinge oder den Schuh so gut am Schaft zu befestigen, dass sie sich unter keinen Umständen lockern werden.

Pfeilschäfte werden entweder aus Schilf oder Bambusrohr hergestellt und zwar von denjenigen Stämmen, welche schlechte Bogenschützen sind, oder aber aus gerade gewachsenen dünnen Holzschösslingen. Man verwendet dazu bestimmte leichte und doch zähe Holzarten. Die Pfeilspitze wird in den Holzschaft immer eingebrannt und auch hier vertreten Sehnen die Zwinge. Die Feder werden ebenso mit feinen Sehnenstreifen befestigt. Die Wanjamuesi verfertigen ausser eisernen Spitzen auch solche von Ebenholz und zwar in Spannlänge ohne Widerhaken. Diese Pfeile sind gefährlicher wie eiserne Spitzen, da sie immer leichter in den Körper eindringen und auf den Knochen regelmässig zersplittern. Für Vogelpfeile verwenden fast alle bogenführenden Stämme verdickte Holzköpfe. Bezüglich der Länge der Pfeile herrscht mit wenigen Ausnahmen eine Uebereinstimmung, indem der Schaft immer armlang ist.

Die Bogen werden aus Koma oder Mkuwwaaholz geschnitzt, haben alle runden Querschnitt und einfache Biegung, nur die Wamarungu wenden geschweifte Formen an. Als Bogensehne verwenden die meisten Völker Ost- und Südafrikas zu feiner doppeldrähtiger Schnur gedrehte Antilopenhäute. Sie sind dauerhafter besonders im Regen wie die von den Warundi und südwestlich von den Wanjamuesi sitzenden Stämmen angefertigten Sehnen aus Thiersehnen. Gedärme werden nirgends angewandt. Die Völker der Warua und diejenigen, welche im mittleren Kongo sitzen bis zur Westküste, bespannen ihre

Bogen mit Rotang, einem sehr schlechten Material, welches oft reisst, weshalb jeder einige Reservesehnen mitführt.

Lanzenschäfte und Bogen werden zuerst mit dem Täso bearbeitet, dann über dem Feuer gerade gestreckt, oder die Bogen werden in Bananablätter eingewickelt, über dem Feuer gedämpft und ihnen die richtige Biegung gegeben. Andere wenden Wachs zum Formgeben und Dämpfen auf dem Feuer an. Bei beiden Arten wird das Holz genügend biegsam, um beim Trocknen wieder elastisch zu werden. Mit einem kleinen Messer werden dann winzige Späne heruntergeschnitzt, indem der Betreffende das Holz unter dem linken Arm hält, mit der rechten Hand das Messer in der Richtung gegen den Körper führt und mit den Fingern der auf dem Holz ruhenden linken Hand nachdrückt. Die Späne werden zuletzt so fein heruntergenommen, dass ein Abschaben kaum nothwendig ist. Mit Blättern der Msassapflanze wird sodann die Oberfläche spiegelglatt gerieben und eingeölt. Die Blätter des Msassa sind auf der Oberfläche so rauh und scharf, wie feines Glaspapier. Wahrscheinlich ist diese Rauhheit durch Kieselsäure herbeigeführt, welche krystallisirt in der Epidermis sitzt.

Die Schilde, welche übrigens nicht alle Stämme führen, werden östlich des Tanganyika aus Rinde oder Büffelhaut geschnitten oder bei den Waganda aus Holz mit Geflechtüberzug, oder ganz aus Geflecht wie bei den Niam Niam und Monbuttu. Die Waruastämme schnitzen sie aus federleichtem Holz.

Es bliebe jetzt nur noch übrig, der Jagd und Fischerei zu erwähnen, welche nie als Sport, sondern als Arbeit vom Neger betrieben wird. Nur einige Stämme z. B. die Wakamba und Wandorobo Ostafrikas leben ausschliesslich davon. Es ist bei dem enormen Wildreichthum des Kontinentes höchst auffallend, dass die Neger so schlechte Jäger sind. Früher jagten sie mit Bogen und Pfeil, manche mit vergifteten Waffen, andere mit dem Speer, jetzt überall mit Feuerwaffen. In früheren Zeiten verstanden auch einige Stämme mit Netzen zu jagen und ich sah selbst noch bei den Wanjamuesi solche aus Mrumbawurzelbast hergestellte Netze, welche durch Stangen beim Gebrauch gestützt, und die Thiere so wie bei uns hineingetrieben werden. Ueberall werden jedoch noch Wildzäune mit Gruben errichtet, welche oft 2—3 Kilometer weit geführt sind. Zu den Gruben, welche über mannstief sich nach unten verjüngen und zuweilen mit spitzen Pfählen am Boden versehen werden, wird die Zugang durch künstliche Wechsel erzwungen. Die Gruben werden durch einen dünnen auf Stroh und

Stangen gelegten Erdbewurf maskirt. Das Wild geht jedoch sehr selten in die Fallen, meist bei dem Versuche, die maskirte Grube zu überspringen, deren Vorhandensein ihm wahrscheinlich in den meisten Fällen die menschliche Witterung anzeigt. Das Fleisch des Wildes wird über Feuer geröstet und bildet eine sehr werthvolle Waare, welche immer reissenden Absatz findet.

Fische sind für viele Stämme z. B. die Massai, die Wahähä, die Zulu etwas ekelhaftes und diese treiben demgemäss keinen Fischfang. Andere Stämme jedoch sind leidenschaftliche Fischesser und fangen die Fische in Netzen und Reusen, z. B. die Wanjamuesi, Wafipa, Warua und andere mehr. Das Angeln verstehen sie nirgends mit Ausnahme der Ostküste. Vielfach wird auch eine Frucht, eine Strychnos, ins Wasser geworfen zum Betäuben der Fische. Die Warua stechen Fische, meist Welse, welche sich während der Ueberschwemmungsperiode oft in grossen Schaaren landeinwärts in dem seichten Wasser verirren. Zu Netzen wird meist der sehr zähe Bast von verschiedenen Wurzeln verwendet. Die Netze werden weitmaschig geknüpft und ins Wasser senkrecht gehängt. Die Fische bleiben dann mit den Kiemen hängen. Am Taganyika wird mit Schöpfnetzen an Flussmündungen Fischbrut (Dagá) in grossen Reusen, welche 3 theilig, wie riesige Käfige aussehen, und der gesuchteste Fisch des Tanganyika, der Singa, gefangen, ein riesiger Wels, dessen Fleisch von Fett trieft. In kleinen spitz zulaufenden Reusen werden in Flüssen Fische gefangen und alle ebenso wie Fleiseh auf Holzrosten über dem Feuer geröstet und geräuchert. Die Reusen werden aus Stäben mit Bast zusammengebunden und die Netze mit zweidrähtigen Bastschnüren geknüpft, wobei jedoch nie das Garn dazu vorräthig angefertigt, sondern auf dem nackten Oberschenkel gedreht wird, so wie das Netz in der Arbeit weiterschreitet. Netze fertigen die Wagogo zum Tragen und Aufhängen von Gegenständen aus der geklopften Faser des Baobabbaumes. Diese Faser ist ziemlich zäh und wird jetzt in immer grösseren Mengen als Handelsartikel exportirt.

Damit hätten wir im Wesentlichen die Gewerbethätigkeit und Kunstfertigkeit ost- und zentralafrikanischer Bantunegerstämme kennen gelernt und abgesehen von einigen wenigen Verschiedenheiten eigentlich aller Stämme, da es unter den Bantunegern in ganz Afrika grosse prinzipielle Unterschiede in dieser Beziehung nicht giebt. Alle stellen im Grossen und Ganzen dieselben Geräthschaften, Werkzeuge und Waffen her. Für alle Zweige ihrer Thätigkeit giebt es mehr oder weniger geschickte Meister, welche

st eigentlich nur nebenher betreiben, wodurch eine Ver-
ung nur sehr langsam stattgefunden hat. Alle haben
Eigenthümlichkeit, ihre Arbeiten an der Erde hockend
Je weiter man von der Ostküste nach Westen vor-
so mehr entwickelte Kunstfertigkeit wird bei den
n. Bei den Waseguha an der Sansibarküste finden
änden die rohesten Formen, bei den Westküst-
nstämmen einen ziemlich hoch entwickelten
glichst bunt, schön in ihrem Sinne, her-
aus ganzen Elephantenzähnen höchst
rauszuarbeiten zum Verkauf an
den Neger zwingt, eignet
Kunstfertigkeiten anderer
tenjäger sehr gut alle
stellen, ebenso die
wiederholt ganze
hr gut mit den
n und ganzen
wir finden
eit Jahr-
ebenso
ler be-
r Er-
lich
ein-
rs
r



Die Reichsregierung und die Kolonialpolitik.

Plus! ultra!

Die Schläge, welche in dem Jahre 1888 die Kolonial- und Kulturbestrebungen der Deutschen in Ost- und Westafrika und auf Samoa trafen, hatten naturgemäss die denkenden Köpfe veranlasst, nach den Ursachen so bedeutender den Fortschritt in den Kolonien lähmender und die Freudigkeit an der kolonialen Arbeit mindernder Misserfolge zu forschen und darauf zu sinnen, wie Abhilfe geschaffen werden könnte. Denn die Rolle, die wir in Südwest-Afrika gespielt hatten, war beinahe kränkend für unser nationales Bewusstsein gewesen. Die Ereignisse in Samoa waren nach mehr als einer Seite hin unerfreulich. Der Verzicht auf einen Theil der Somaliküste, auf das Sultanat Obbia das man nach den Verträgen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft für deutsches Kolonialgebiet gehalten, war eine weiterer Aufklärung sehr bedürftige Ueberraschung. In diesem letzteren Falle waren wir anscheinend sogar hinter dem im Jahre 1885 vom Reichskanzler Fürsten Bismarck aufgestellten Programm der deutschen Kolonialpolitik zurückgeblieben. Ebenso entsprach unser bisheriges Verhalten in Südwest-Afrika kaum den Erwartungen, zu denen ein kaiserlicher Schutzbrief zu berechtigen schien, der doch nicht ausschliesslich den Schutz gegen eifersüchtige europäische Nationen bedeuten konnte, sondern auch einer deutschen Gesellschaft den längere Zeit hindurch gewahrten Besitzstand gegen vertragsbrüchige, eingeborene sogenannte Könige verbürgen sollte. Dieses Programm einer deutschen Kolonialpolitik konnte doch wohl nicht in unserer Zeit bei der Rivalität der kolonieensuchenden Nationen soweit hinter der Thätigkeit der einzelnen Landesangehörigen zurückbleiben und das durch dieselbe Erworbene nur soweit schützen, wie dies in früherer Zeit bei den fast ohne Nebenbuhler kolonisirenden Eng-

ländern geschah und möglich war. Wenn unser grosser Kanzler seinerzeit gegenüber der oppositionellen Reichstagsminderheit sich dahin geäussert hatte, er bedürfe in der Kolonialpolitik gleichsam des Drängens der öffentlichen Meinung, so hatte letztere diesen Dienst gewiss soweit geleistet, als es ihr überhaupt möglich war. Die Nation hatte sich entschieden für die Erwerbung von Kolonieen ausgesprochen, die grundsätzliche Opposition ausgenommen, und sah sich nun zurückgeworfen, und was das Bemerkenswertheste erschien, in ihren Bestrebungen nicht unterstützt von einer Regierung, welche jetzt so apathisch erschien als sie in früheren Jahren energisch gewesen war.

In amtlichen Kreisen überwog anscheinend momentan die Neigung, die Koloniefrage als Opportunitätsfrage zu behandeln und sie zur Zeit als durchaus inopportun zu betrachten. Diejenigen Kreise aber, welche bisher die Sache mit Rath und That gefördert hatten, zogen sich grollend und verstimmt zurück, weil sie durch das Vorgehen der Regierung sich entmuthigt und verletzt fühlten.

Die klugen Leute hatten natürlich Alles im Voraus kommen sehen und waren nur zu bereit, die Regierung mit Vorwürfen zu überhäufen, dass sie nicht bei Zeiten für genügenden Schutz gesorgt, und dass sie die Kolonialsachen nicht als das wichtigste Gebiet der Politik beackert hatte, aber wer sich nicht von der Stimmung des Augenblicks gefangen nehmen liess, musste sich doch sagen, dass die Schuld weder ganz auf Seite der Regierung noch der Kolonialgesellschaften lag, sondern dass die Störungen und die Krisis die Folgen des ganzen Systems waren, nach welchem unsere Kolonialpolitik betrieben wurde, ferner hochpolitischer Konstellationen, welche ein freies Handeln der Reichspolitik behinderten, und der relativen Unbekanntschaft mit kolonialen Dingen überhaupt. Sinn und Verständniss für praktische Kolonisationen lässt sich weder von einem Volke noch von einer Regierung von einem Jahre zum anderen, auch nicht in fünf Jahren erwerben, dazu gehören Generationen und eine sich forterbende Tradition. Auch die reichsten Geldmittel würden hierin wohl manches, aber bei weitem nicht alles zu bessern vermögen. Es geht darin wie mit der Flotte. Wir haben für die Marine, die ernste Arbeit des Staates, über ein Vierteljahrhundert gebraucht, geben wir unseren Kolonien doch wenigstens ein Jahrzehnt Zeit zu ihrer Entwicklung! Auch für diese will und soll erst allmählich ein Geschlecht heranwachsen mit weiteren Gesichtspunkten und grösseren Zielen, mit muthigem Wagen und jenem stolzen

nationalen Sinn, der das Produkt der gesicherten Einheit des Vaterlandes, der errungenen Achtung des Auslandes und des eigenen festen Bodens unter den Füssen jenseit der Meere ist.

Unter denjenigen Aeusserungen über Kolonialpolitik, welche zur Zeit, als die Freunde der kolonialen Bestrebungen über den Gang der Dinge missmuthig den Kopf schüttelten, einen bemerkenswerthen Einfluss auf die allgemeine Stimmung ausübten, stand eine bedeutende Schrift des Dr. F. Fabri „Fünf Jahre deutscher Kolonialpolitik"[1]) in erster Reihe.

Die Schrift beginnt mit einer Darlegung über die Anfänge deutscher Kolonialpolitik, in welcher der Verfasser nicht nur in aller Kürze den Gang der Ereignisse schildert, sondern auch die demselben zugrunde liegenden höchst mannigfaltigen Leitpunkte eingehend darstellt, um dann die geschichtlich gegebene Grundlage unserer Kolonialpolitik mit den kurzen Worten zu kennzeichnen: „Privatunternehmungen Einzelner, seit lange bestehende, nicht unbedeutende, kaufmännische Interessen, jugendliche Konquistadoren, mittellos aber voll Thatendurst, hervorragende Finanzmänner mit vorbedachten Plänen — solche höchst verschiedenartige Faktoren und Kräfte wirkten zusammen, um uns in Südwest-Afrika, Kamerun, Ost-Afrika und in der Südsee kolonialen Besitz zu verschaffen. Zufällig und ohne jeden einheitlichen Plan ist derselbe uns geworden." Konnte unter diesen Umständen von einem kolonialpolitischen Programm der Reichsregierung überhaupt die Rede sein? Jedenfalls stellte sie ein solches auf. Es war indessen vorzugsweise negativer Art. Der „Rahmen" der Bismarck'schen Kolonialpolitik, wie der Reichskanzler ihn bei verschiedenen Gelegenheiten öffentlich zu erkennen gab, wollte den Erwerb von Kolonialgebieten der Privatinitiative allein überlassen und der Regierung nur das Recht der Ertheilung oder Verweigerung des Reichsschutzes vorbehalten. Die Verwaltung der Kolonien sollte in der Regel den Erwerbern bezw. „Interessenten" derselben übertragen, es sollten hierzu „dem Reiche lehnbar bleibende" „souveräne" Handelsgesellschaften nach Art der englisch-indischen Kompagnie gebildet werden. Die Aufgabe des Reichs sollte nur darin bestehen, diese Gesellschaften „zu schützen in ihrer freien Entwicklung, sowohl gegen die Angriffe aus ihrer unmittelbaren Nachbarschaft als auch gegen Bedrückung und Schädigung von Seiten anderer europäischer Mächte." Die Uebernahme

[1]) Gotha. Friedrich Andreas Perthes.

einer Verpflichtung, den Kolonien „auch während etwaniger Kriege mit grössern Seemächten Schutz zu gewähren“, wurde „nicht beabsichtigt.“ Darum sollte auch von der „Errichtung ständiger Garnisonen mit deutschen Truppen“ keine Rede sein. Die Durchführung des positiven Theiles dieses Programms habe sich inzwischen im wesentlichen als unmöglich herausgestellt. In Kamerun und Togo weigerten sich die „Interessenten“ von vornherein, die Verwaltung zu übernehmen, ebenso in Südwest-Afrika. Die Neuguinea-Kompagnie wolle ihre vor drei Jahren übernommene Souveränetät an das Reich abgeben, und in Ost-Afrika sei zwar die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft Trägerin der Hoheitsrechte, in der That führe aber auch hier bereits ein Reichskommissar an der Spitze einer beträchtlichen militärischen Macht die Herrschaft. Wie komme es nun, dass die Thatsachen schon in kurzer Zeit das Programm der Reichsregierung als undurchführbar erwiesen? Einfach deshalb, weil sie sich stärker zeigten als das Programm. Hieraus ergebe sich zweierlei, einmal, dass das Programm auf theilweise unzutreffenden Voraussetzungen aufgebaut war, sodann, dass wir eines neuen Programms bedürfen. Welches sind nun aber die Gesichtspunkte, von denen unsere Kolonialpolitik auszugehen hat? Kolonialpolitik sei keine Handelspolitik, wenigstens heute nicht mehr. Der Schwerpunkt des Werthes der Kolonien ruhe heute in der Plantagen- sowie in der Acker- und Weidewirthschaft und unter Umständen in der Industrie; solche Anlagen erfordern viele Jahre zu ihrer Entwicklung; deshalb sei die Kolonialpolitik eine sesshafte, deshalb auch eine ausgesprochen nationale Politik. Der heutige Handel, namentlich der Grosshandel, sei beweglich und kosmopolitisch, ihn gelüste nicht nach Hoheitsrechten, sondern nur nach schnellem Gewinn, er bedürfe nur der grösstmöglichen Freiheit von allen territorialen Beschränkungen. Handelsmonopole, die Grundlage der berühmten indischen Kompagnie, zur Bestreitung der Kosten kolonialer Verwaltungen seien heute nicht mehr durchführbar. Daher also die „sonderbare“ Erscheinung, dass die Hanseaten sich bis jetzt am allerwenigsten für unsere Kolonialpolitik begeistert haben; sie schadet ihnen mehr als sie ihnen nützt. Und doch wollte sich die Reichsregierung vornehmlich auf diese „Handelsfürsten“ stützen! Aus dieser Verwechslung oder Vermengung der Kolonialpolitik mit der Handelspolitik folge ein zweiter nicht unwesentlicher Irrthum unseres kolonialpolitischen Programms. Den Handel an den Küsten zu schützen, dazu bedarf es überall höchstens der Einrichtung von Konsulaten,

gelegentlich unterstützt von der Marine oder auch von einigen Büttelknechten. Sobald wir aber in unseren Kolonien vom blossen Küstenhandel zum Plantagenbau und zu andern wirthschaftlichen Thätigkeiten übergehen — und damit ist bereits in sämmtlichen begonnen worden —, müsse diese Einrichtung fallen und durch eine umfassendere ersetzt werden. Es gelte hier ferner, klar zwischen Kolonisation und Kultivation zu unterscheiden, es gelte vor allem der Frage einer richtigen Behandlung der Eingeborenen[1]) vollstes Interesse zu schenken. Dies die Grundregeln, die Dr. Fabri des weitern ausführt, durch schlagende Beweise im einzelnen begründet, und auf die er sein neues Programm aufbaut. Man kann dasselbe in die kurzen Worte zusammenfassen: „Organisation einer hinreichend starken Regierung in den Kolonien von Seiten des Reichs; Bildung eines Reichskolonialamts, welchem die Kolonialregierungen unterstehen; Schaffung einer kleinen ständigen Kolonialtruppe."

Diese Vielen aus der Seele gesprochenen Worte, welche das genauer präzisirten, was oft genug schon früher gerathen war, hatten den Erfolg, dass man sich eingehender mit diesen Fragen beschäftigte und die kolonialfreundliche Presse stürmisch eine Aenderung des Systems verlangte, indem sie den Gedanken variirte, dass unsere Kolonialpolitik offenbar den Boden nicht halten könne, auf dem sie sich entwickeln sollte. Die Kolonialpolitik, so hiess es ganz im Sinne der Fabri'schen Ausführungen, verlange ein thätigeres Eingreifen der Reichsregierung, das nicht, wie bisher, von Fall zu Fall erst angeordnet, sondern planmässig geschehen solle, denn hier träten die Fälle nicht, wie in der grossen europäischen Politik als plötzliche diplomatische Verwicklungen, sondern in Form lang vorbereiteter blutiger Aufstände zu Tage, denen die feste und wohlwollende Verwaltung zuvorkommen müsste. Es wäre nutzlos, sich zu verhehlen, dass die Reichsregierung für die Kolonialpolitik noch immer mehr Kräfte und Mittel würde stellen müssen, und die praktischste Frage werde nur die nach der sparsamsten und wirksamsten Verwendung derselben sein. Dass Deutschland nicht militärisch sich in überseeischen Gebieten tief einlassen dürfe, müsse uns angesichts der Lage Europas ein Gesetz bleiben, aber glücklicherweise seien unsere Schutzgebiete so beschaffen, dass sie mit geringer Machtentfaltung in Ordnung zu halten sein würden.

---

[1]) Auf diese Frage ist auch oft genug von Prof. Bastian hingewiesen worden.

Schwierigkeiten, wie das letzte Jahr sie fast gleichzeitig an verschiedenen Stellen auftauchen sah, wären kaum entstanden, wenn man sich von Anfang an die Grenzen staatlicher Mitwirkung nicht zu eng gezogen und den idealistischen Vorstellungskreis, in welchem es ein wirksames Gesetz ohne Macht geben soll, früher verlassen haben würde.

Als die Debatte über diese Fragen ihren Höhepunkt erreicht hatte, wurde folgendes Schreiben des Fürsten Bismarck bekannt, welches derselbe an den Herrn Verfasser des Werkes gerichtet hatte:

Berlin, den 5. Juni 1889.

„Ew. Wohlgeboren danke ich verbindlichst für die mit dem gefälligen Schreiben vom 27. v. M. erfolgte Zusendung Ihrer neuen Schrift über deutsche Kolonialpolitik und hoffe, auf dem Lande bald Musse zu finden, um mich mit dem Inhalte näher bekannt zu machen. Was die koloniale Frage im Allgemeinen betrifft, so ist zu bedauern, dass dieselbe in Deutschland von Hause aus als Parteisache aufgefasst wurde, und dass im Reichstage Geldbewilligungen für koloniale Zwecke immer noch widerstrebend und mehr aus Gefälligkeit für die Regierung oder unter Bedingungen eine Mehrheit finden. Die Regierung kann über ihr ursprüngliches Programm bei Unterstützung überseeischer Unternehmungen nicht aus eigenem Antriebe hinausgehen und kann nicht die Verantwortung für Einrichtung und Bezahlung eigener Verwaltung mit einem grösseren Beamtenpersonal und einer Militärtruppe übernehmen, so lange die Stimmung im Reichstage ihr nicht helfend und treibend zur Seite steht und so lange nicht die nationale Bedeutung überseeischer Kolonien allseitig ausreichend gewürdigt werden wird und durch Kapital und kaufmännischen Unternehmungsgeist die Förderung findet, welche zur Ergänzung der staatlichen Mitwirkung unentbehrlich bleibt."

Aus dieser Aeusserung war wenig mehr zu ersehen, als der Missmuth des Reichskanzlers über die geringe Unterstützung, welche ihm bei Verfolgung seiner Kolonialpolitik zu Theil geworden. Indirekt mochte man die Aufforderung an die Kolonialfreunde herauslesen, zu Gunsten der Regierungsauffassung thätig zu sein und die Stimmung zu beeinflussen, und die Abtheilung Berlin der deutschen Kolonialgesellschaft fasste auch die Sache so auf. Sie vergriff sich aber nach Ansicht der Regierung in sofern, als sie einem von ihr beabsichtigten Meeting eine scharfe Spitze gegen die Engländer gab, welche den Deutschen fast überall in den Kolonien auf das Erfolgreichste entgegengearbeitet hatten. Trotz des Abmahnens in offiziösen Blättern, welche hieraus eine Trübung unseres offiziellen guten Verhältnisses zu England befürchten zu müssen glaubten, wurde dieses Protestmeeting am 17. August zu Berlin abgehalten. Aus einer Resumirung der Verträge wird man am leichtesten die Beschwerden ersehen

können, welche damals direkt gegen die Engländer, indirekt gegen die Reichsregierung, vorgebracht wurden.

Ueber die Vorkommnisse am Niger-Benuë berichtete P. Staudinger, welcher im Jahre 1885 als Mitglied der Flegel'schen Expedition die Geschenke des deutschen Kaisers an die Sultane von Sokoto und Gandu gebracht hatte. Er führte aus, wie die Royal-Niger-Company entgegen den Bestimmungen der Niger-Akte ein Handels- und Schifffahrtsmonopol errichtet hatte, welches einer rechtlichen Grundlage entbehrte. Der Fall des vom Niger vertriebenen Kaufmanns Hönigsberg, dessen sich auch die Deutsche Kolonialgesellschaft angenommen, bot ihm eine gute Gelegenheit, nachzuweisen, dass die Regierung, obgleich sie durch einen Kommissar (den deutschen Konsul in Lagos, v. Puttkamer) die Angelegenheit hatte untersuchen lassen, doch verabsäumt hatte, die Sache so energisch zu betreiben, dass der Kaufmann Hönigsberg nach mehrjährigem Klagen seine Entschädigung erhalten hätte und dass noch heute die Unmöglichkeit für andere Kaufleute bestände, am Niger Handel zu treiben.

Der Afrikareisende Paul Reichard liess die früheren Umtriebe der Engländer gegen die Deutschen in den Kolonien Revue passiren, polemisirte gegen eine sich neu bildende englische Gesellschaft, welche die Gebiete des Nyassa und Tanganjika unter ihre Botmässigkeit bringen wollte zum Schaden der deutschen Interessen und gegen die Britisch-ostafrikanische Gesellschaft, welche durch Verträge versucht hatte, gegen alles Herkommen das Hinterland des unter deutschem Schutze stehenden Witugebietes zu umklammern, und sprach die Befürchtung aus, dass uns auch die wichtigen Somaliländer verloren gehen würden.

Prof. Dr. G. Schweinfurth sprach über „Deutschlands Verpflichtungen gegen Emin-Pascha", und wies nach, wie nothwendig es sei, dem Kämpfer für die Zivilisation Hülfe zu bringen, und wie dies durch die Machinationen der Engländer gegen die deutsche Emin Pascha-Expedition nach Möglichkeit verhindert worden sei. Er schloss mit den zündenden Worten:

. . . „Ich wende mich zu ihm, dem einsamen Streiter auf der verlassenen Warte in Zentralafrika. In Emin ist Deutschland geehrt. Sein Werk ist unser Stolz und, wenn es Dauer gewinnt, ein unsterblicher Ruhm. Jedes deutsche Herz muss höher schlagen bei dem Gedanken: er allein, er, der Deutsche, war im Stande, so grosses in Afrika zu leisten. Ehre seinem Namen und Preis den erhabenen Ideen, die seine Kraft und sein Leitstern waren. Dank aber auch und Ehre dem Andenken

jenes grossen Todten, der Emin an seinen Posten gesetzt hat und unter welchem es nur Helden geben konnte.

Als die Kunde von dem tragischen Schicksal des unvergesslichen Gordon nach Europa gelangte, da erfüllte ein unendlicher Schmerz alle Freunde der Lichtwerdung Afrikas. Fast unwiederbringlich verloren erschienen die Kulturanstrengungen eines Jahrhunderts. Gordon fiel und mit ihm ein Werk der Versöhnung und des Friedens, dessen Verlust für unersetzlich gilt. Was aber ist eines Menschen Leben im Vergleich zu dem Gewinn, den das unsterbliche Vorbild erhabener Seelengrösse und Selbstverleugnung der ganzen Menschheit gewährt? Dieses Vorbild lebt fort in Emin, dem treuen Hüter der Hinterlassenschaft Gordons, dem Erben seiner unerreichten Ziele.“

Die Versammlung akklamirte folgender Resolution:

„Die auf den heutigen Tag nach dem Architektenhause hierselbst einberufene Versammlung richtet an Se. Durchlaucht den Kanzler des Deutschen Reiches, Fürsten von Bismarck, in tiefster Ehrfurcht folgende Bitte:

In Anbetracht
des schweren Unrechts, welches einem deutschen Reichsangehörigen dadurch widerfahren ist, dass die zur Unterdrückung des Sklavenhandels verhängte ostafrikanische Blokade englischerseits unter Ueberschreitung der durch die Blokadeerklärung gezogenen Schranken in einseitig englischem Sinne benutzt worden ist;

In Anbetracht ferner
der Ränke, durch welche deutsche Reichsangehörige in Deutsch-Südwest-Afrika wiederholt benachtheiligt wurden, und der Hindernisse, welche dem gesetzlichen und rechtmässigen Vorgehen deutscher Männer durch englische Staatsangehörige daselbst widerrechtlich bereitet worden sind;

In Anbetracht weiter
der Schädigungen, welche deutsche Handeltreibende in West-Afrika erfahren dadurch, dass die englische Royal-Niger-Company, mit Verletzung der Kongoakte und des zwischen Deutschland und England getroffenen Abkommens, auf der freien Fahrstrasse des Niger und Benuë durch unerschwingliche Zölle und andere willkürliche Maassnahmen jeden Mitbewerb unterdrückt, während einem von ihr beraubten und ausgewiesenen deutschen Händler nach Jahr und Tag die nöthige Genugthuung und Entschädigung noch immer nicht zu theil geworden ist;

In Anbetracht endlich
der Ausdehnungsbestrebungen englischer Gesellschaften, die, im Widerspruch mit den internationalen Vereinbarungen über die Abgrenzung der Interessensphären Hoheitsrechte auch in den Hinterländern der deutschen Niederlassungen zu erwerben und dadurch die Entwickelung der letzteren zu verhindern trachten —

legt die Versammlung Verwahrung ein gegen die Verletzung deutscher Rechte in Afrika durch englische Staatsangehörige und bittet in dem festen Vertrauen zu der Deutschen Reichsregierung, dass sie nach wie vor den Deutschen im Auslande Schutz und Genugthuung schaffen werde, — Se. Durchlaucht wolle Mittel und Wege finden, diesen die deutschen Interessen schwer schädigenden Zuständen ein Ende zu machen.“

Es ist hier an der Stelle, einen Blick auf die Emin Pascha-Expedition zu werfen. Dieselbe war unternommen worden, nachdem in ganz Deutschland durch freiwillige Beiträge 400 000 Mark

aufgebracht worden waren, um Emin Pascha Hilfe zu bringen und durch die Verbindung mit ihm zugleich das Hinterland der deutsch-ostafrikanischen Besitzungen zu eröffnen und dem Sklavenhandel Abbruch zu thun. Die hervorragenden Männer, welche dieses Unternehmen mit Rath und That unterstützten, liessen sich von wirthschaftlichen und politischen Motiven leiten, und die Reichsregierung hatte sich anfänglich dem Unternehmen ganz freundlich gegenüber gestellt, wie aus folgender Antwort des Reichskanzlers vom 15. August 1888 an Hauptmann Wissmann, der als erster eine Eingabe an ihn unterzeichnet hatte, hervorgeht:

„Euer Hochwohlgeboren danke ich verbindlichst für die in dem gefälligen Schreiben vom 20. enthaltenen interessanten Mittheilungen über die beabsichtigte Ausrüstung einer deutschen Expedition zum Entsatz von Emin Bei und wünsche, dass es den patriotischen Bemühungen des Komitees gelingen möge, dieses schwierige Unternehmen durchzuführen. Eine Beihilfe aus Reichsmitteln für die geplante Expedition vermag ich zu meinem Bedauern nicht in Aussicht zu stellen, da über die Mittel, welche im laufenden Etatsjahre zur Förderung afrikanischer Unternehmungen überhaupt verwendet werden können, bereits im Interesse der Erschliessung unserer Schutzgebiete verfügt worden, und die Verwendung oder Beantragung der Bewilligung von Reichsmitteln für einen hochherzigen, aber unseren Kolonialinteressen fremden Zweck dem Reichstage gegenüber sich mit Erfolg nicht wird vertreten lassen. Die Kundgebung der Geneigtheit für derartige Verwendung von Reichsmitteln wird vielmehr die Wirkung haben, die Bereitwilligkeit zu Bewilligungen für Kolonialzwecke abzuschwächen."

(gez.) v. Bismarck."

In Folge des Aufstandes in Ostafrika musste die Absendung der Expedition vorläufig unterbleiben, Wissmann trat in Reichsdienste, die Blokade wurde erklärt und die Unmöglichkeit von Tag zu Tag offenbarer, durch Deutsch-Ostafrika den Weg nehmen zu können. Damit fiel das wirthschaftlich-politische Moment der Expedition so gut wie fort und nur der humanitäre Zweck blieb. Um ihn durchzuführen, wurde die Tanaroute, welche von Witu ausging und für welche Wissmann besonders eingetreten war, gewählt. Die Vorbereitungen für die Expedition waren unterdess fast vollendet, als plötzlich mit aller Bestimmtheit die Nachricht nach Europa gelangte, Stanley habe nach Ueberwindung unglaublicher Schwierigkeiten glücklich Emin Pascha erreicht, sei dann nach seinem Lager am Aruwhimi zurückmarschirt, um Vorräthe zu holen, und wieder nach Wadelai aufgebrochen. Einige Hilfe war Emin Pascha jedenfalls gebracht, ob sie von irgend welchem Belang war, stand in Frage. Auffallen musste es, dass in den veröffentlichten Schriften Stanley's an das Emin Pascha Relief Committee wenig von den ferneren Plänen

Stanley's und Emin's zu lesen war, dass über das politische Element des Stanley'schen Zuges mit grosser Diplomatie hinweggegangen war. Die britische Regierung hatte zwar erklärt, dass sie dem Unternehmen Stanley's, welcher ja auch seinen Weg durch den Kongostaat nahm, fern stehe, aber da die Leiter der britisch-ostafrikanischen Gesellschaft und des Hilfskomitees dieselben Personen waren, so war wohl anzunehmen, dass Versuche gemacht werden würden, Emin auf die Seite der englischen Gesellschaft zu bringen. Da aber Genaueres darüber nicht vorlag, es ausserdem anzunehmen war, dass nach wie vor Emin der Hilfe bedürftig sein würde, so beschloss das Emin Pascha-Komitee, auf der einmal betretenen Bahn ruhig weiter vorwärts zu gehen. Die Regierung machte zwar vertraulich einen Versuch, das Komitee zu veranlassen, die Emin Pascha-Expedition für die Bekämpfung des ostafrikanischen Aufstandes zu verwenden, aber das Komitee konnte um so weniger darauf eingehen, als die Gelder zu einem ganz bestimmten Zweck gesammelt waren und aller Wahrscheinlickeit nach die Wissmann'sche Expedition zur Durchführung ihrer Aufgabe völlig ausreichte. Ein längeres Warten war mit Rücksicht auf die Lage Emin Pascha's nicht angängig und Dr. Peters brach nach Ostafrika auf. Er hatte gleich im Anfang mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen, seine Waffen wurden konfiszirt, die Blokade wurde seiner Expedition gegenüber streng gehandhabt, die Engländer zeigten sich so feindselig als möglich, bis es ihm schliesslich doch gelang, Ende Juni nördlich von der englischen Blokadelinie zu landen und nach Organisirung seiner Expedition nach Witu zu gelangen. Er hatte das von ihm gescharterte Schiff, die „Neera“, nach Lamu konsignirt, wo sie von dem englischen Admiral wegen Blokadebruchs als Prise erklärt und nach Sansibar geschleppt, aber später freigegeben wurde. Diese gesetzlose That rief eine allgemeine Entrüstung in Deutschland hervor, die sich noch steigerte, als das Vorgehen der Engländer gegen Dr. Peters genauer bekannt wurde. Die Engländer hatten in der Zeit, als sie Peters auf Grund der Blokadebestimmungen die Landung in dem Gebiete der britisch-ostafrikanischen Gesellschaft verweigerten, mehreren englischen Expeditionen, welche nach dem Kenia vordringen sollten, um Emin Pascha entgegenzugehen, falls er, wie mehrfach gemeldet wurde, nach Osten zu ziehen beabsichtigte, den Eingang gestattet. Diese Parteinahme verstieg sich sogar soweit, dass der englische Admiral Fremantle als Grund für das Verbot die frühere politische Thätigkeit des Dr. Peters, bekanntlich des Begründers der deutsch-ostafrikanischen

Kolonie, anführte. Er, als Engländer handle in Englands Interesse, kein Mensch könne ihm das verdenken! Und dabei war von dem Deutschen Emin Pascha Komitee mehr als einmal erklärt worden, dass die Expedition nunmehr nur humanitäre Zwecke verfolge!

Infolge dieser Vorgänge und der nachgiebigen Haltung der deutschen Regierung entbrannte, besonders nach dem Meeting vom 17. August eine heftige Pressfehde zwischen den offiziösen Blättern, die sich jetzt aus Rücksicht für die englische Regierung offen gegen die Expedition aussprachen und den national-liberalen, welche dieselbe nach wie vor vertheidigten. Derselbe wurde mit fortschreitender Erbitterung geführt, bis schliesslich die Erklärung der „Nordd. Allg. Ztg.“, dass unsere freundschaftlichen Beziehungen zu England eine der schwerwiegendsten Bürgschaften für die Aufrechterhaltung des Friedens in Europa seien, den Ausblick auf den Zusammenhang der Kolonialpolitik mit der grossen auswärtigen Politik des Reiches eröffnete und zugleich die Reise des Kaisers nach England zur Flottenschau bei Spithead in einem neuen Lichte erscheinen liess. Der Streit verflachte allmählich[1]), liess aber das unangenehme Bewusstsein zurück, dass wir den Engländern gegenüber den Kürzeren gezogen hatten, und die frühere ägyptische Aequatorialprovinz den Engländern überliefert war. Da kurz darauf noch die britisch-ostafrikanische Gesellschaft die Verwaltung der südlichen Häfen des Somalilandes von dem Sultan von Sansibar übertragen erhielt, so waren damit die letzten Hoffnungen der deutschen Kolonialfreunde, dass Deutschland einst noch in diesen Gebieten zur Ehre und Ansehen kommen werde, so gut wie vernichtet.

Die Energie, um nicht zu sagen, Heftigkeit aber, mit welcher bedeutende nationalgesinnte Parteien und Männer von der Regierung ein zielbewusstes, energisches Handeln auf kolonialpolitischem Gebiet fort und verlangten, musste dieselbe schliesslich davon überzeugen, dass sie ihr ursprüngliches kolonialpolitisches Programm noch mehr wie bisher schon durch die Entsendung Wissmanns geschehen war, modifiziren müsste. Die Regierung hatte anfänglich möglichst alles Kolonialgesellschaften überlassen und selbst nur ausnahmsweise eingreifen wollen. Dass dies nicht möglich war, hatte sich jetzt schon

[1]) Für die Geschichte dieser Auseinandersetzungen ist sehr lehrreich: Der Streit um die Deutsche Emin-Pascha-Expedition. Gesammelte Aufsätze aus dem Deutschen Wochenblatt von Dr. Otto Arendt, Mitglied des Hauses der Abgeordneten, Schriftführer des Deutschen Emin-Pascha-Komités. Berlin, 1889. Verlag von Walther & Apolant.

gezeigt, namentlich hatte sich die Führung der politischen Verwaltung der Schutzgebiete durch Kolonialgesellschaften nicht als zweckmässig erwiesen, so dass das Reich in den Vordergrund treten musste. Das Reich ging glücklicherweise noch einen Schritt über das frühere Programm hinaus, als es sich angelegen sein liess, auch durch finanzielle Mittel die wirthschaftliche Entwicklung einzelner Schutzgebiete zu fördern. Darunter ist vor allem die endliche Einbringung einer Vorlage im Bundesrath, eine subventionirte Dampferlinie nach Ostafrika betreffend, zu zählen, welche ein altes Petitum der Kolonialfreunde erfüllt. Diese Vorlage war bereits seit Jahren ausgearbeitet gewesen, aber die Regierung hatte es nicht für zeitgemäss gehalten, sie vorzubringen, bis die Schwierigkeiten der Beförderung der Wissmann'schen Truppen und des Postverkehrs, die genauere Kenntniss der ostafrikanischen Handelsstatistik, nothwendig darauf hindrängten, hinter den Engländern und Franzosen, welche subventionirte Dampferlinien nach Ostafrika unterhalten, nicht zurückzubleiben, zumal das erste Experiment der subventionirten Dampferlinien nach Australien und Ostasien von Erfolg gekrönt gewesen war. Es handelt sich eben darum, das deutsche Volk für koloniale Unternehmungen gewissermaassen erst zu erziehen. Ist die Lehrzeit erst einmal vorüber, dann wird auch in Deutschland die privative Initiative reger und kräftiger werden.

Ein weiterer Fortschritt zum Besseren ist darin zu begrüssen, dass beabsichtigt wird, in dem Auswärtigen Amte eine neue Abtheilung für koloniale Angelegenheiten zu schaffen. Schon vor Jahren wurde eine Vermehrung der Arbeitskräfte im Auswärtigen Amt mit der Thatsache motivirt, dass die auf die kolonialpolitischen Fragen bezüglichen Angelegenheiten eine ausserordentliche Geschäftsbelastung herbeigeführt hätten. Seitdem wird sich die Zahl und der Umfang der Geschäfte eher vermehrt als vermindert haben. Die Kolonialangelegenheiten gehörten bisher zum Geschäftskreise der politischen Abtheilung, deren Leiter der Staatssekretär Graf Bismarck ist, während die übrigen Abtheilungen, die handelspolitische und die Abtheilung für Rechtsangelegenheiten, unter der Leitung eines besonderen Direktors stehen. Die Bildung einer besonderen kolonialpolitischen Abtheilung würde die Geschäfte der politischen Abtheilung und damit auch diejenigen des Staatssekretärs erheblich vermindern, da es die Absicht ist, an die Spitze der neuen Abtheilung einen Direktor zu stellen. Die eigentliche Leitung der Geschäfte verbliebe nach wie vor dem Staatssekretär im Aus-

wärtigen Amt, bezw. dem Reichskanzler selbst, als dessen Stellvertreter die Staatssekretäre fungiren. Die Kolonialangelegenheiten würden nach wie vor im engsten Zusammenhang mit den allgemeinen politischen Angelegenheiten verbleiben, mit anderen Worten also: von der Errichtung eines besonderen Kolonialamtes, für welche Fabri in seiner Broschüre „Fünf Jahre deutscher Kolonialpolitik" eingetreten ist, würde abgesehen werden. Dr. Fabri dachte sich das Kolonialamt als eine den bestehenden Reichsämtern gleichgestellte Behörde, welche die vielen eigenthümlichen Fragen wirthschaftlicher, sozialer, intellektueller, religiöser, moralischer Natur, die sich aus dem Besitz und der Verwaltung von Kolonien ergeben, zu bearbeiten hätte und in welchem eine Summe von geographischen, kolonialgeschichtlichen, ethnographischen, vor allem auch wirthschaftlichen und handelspolitischen Kenntnissen neben den juristischen und diplomatischen ihre Vertretung fände. Auch die Fürsorge für die deutsche Auswanderung wollte Dr. Fabri dem Kolonialamte zugewiesen wissen. Die Gründe, welche nach Ansicht der Regierung gegen die Einrichtung eines solchen Kolonialamtes sprechen, liegen in der verhältnissmässigen Unbedeutendheit unserer jetzigen kolonialen Entwicklung und in der Abhängigkeit von den internationalen Beziehungen, in welche die kolonialen Dinge bei uns so kurz nach der Periode der Besitzergreifungen noch stehen, und welches es ausschliesst, ein einigermaassen selbstständiges Amt zu befassen. Immerhin wird ein solches erweitertes Kolonialamt doch mit der Zeit ein Bedürfniss werden. Aber auch mit der systematischen Regelung der Schutztruppenfrage sollte nach den Erfahrungen, welche jetzt gemacht werden, nicht mehr lange gewartet werden.

Der Ausblick für die Zukunft ist ermuthigender als noch im Laufe des Sommers erwartet werden konnte, da begründete Hoffnung besteht, dass nicht nur wie früher die Kartellparteien des Reichstags allein, sondern auch das Zentrum den kolonialen Angelegenheiten Verständniss und Interesse entgegenbringt.

Die deutschen Kolonien.

Südwest-Afrika.

Das südwestafrikanische Schutzgebiet Deutschlands, an landschaftlicher Schönheit und natürlicher Beanlagung weit hinter allen anderen überseeischen Besitzungen, die wir erworben haben, zurückstehend, beansprucht gleichwohl ein ganz besonderes Interesse, einmal nach rückwärts, historisch, indem es bekanntlich die der Zeit nach erste unserer Kolonien war, mit ihr so zu sagen der Stein ins Rollen kam, sodann aber auch nach vorwärts, in Bezug auf die Zukunft. Wenn, wie kaum noch bezweifelt werden kann, hier ein aussichtsreiches bergmännisches Terrain vorliegt, so wird sich daselbst vielleicht eine koloniale Entwicklung von solcher Schnelligkeit und Intensität vollziehen, wie sie unsere anderen, mehr tropischen und in der Hauptsache darum auf Plantagenbau angewiesenen Kolonien kaum haben dürften. Das ist aber noch nicht alles.

Die Damaralandfrage ist über Nacht, modern zu reden, eine aktuelle geworden. Wir haben eine vollständige Parallele zu Ostafrika erhalten, was die Art der jetzt in Südwest-Afrika in Betracht kommenden Schwierigkeiten und Aufgaben betrifft, wenn auch glücklicherweise der Umfang beider hier nicht die Grösse erreicht, wie in Ostafrika.

Ebenso, wie im letztgenannten, wurden die deutschen kolonialen Bestrebungen hier, in Südwest-Afrika, durch Aufhetzung des eingeborenen Elements gehemmt, in Damaraland sogar, wie man weiss, zur Zeit ganz unmöglich gemacht; hier wie dort haben einige wenige habsüchtige Abenteurer, in Ostafrika arabischer, im Damaragebiet englischer, also gar europäischer Abstammung, von der Sucht geleitet, sich die Ausbeutung des Terrains zu sichern, beziehentlich

aus Furcht, dieses Monopol zu verlieren, ihre Hand im Spiele. Hier wie dort ist darum ein Entscheidungskampf nöthig geworden, soll nicht durch ein Zurückweichen mühsame deutsche Kultursaat vernichtet, und noch mehr, der gute deutsche Name geschädigt werden.

Die schlimme Lage der deutschen Unternehmungen in Südwest-Afrika war wesentlich durch mehrere Fehler, welche sich bald bitter rächten, veranlasst worden. Die Durchführung des Bergesetzes war leichter gedacht worden als nach dem Charakter der Eingeborenen anzunehmen war. Zwar war der Reichskommissar Dr. Goering auf die Schwierigkeiten aufmerksam gemacht worden, welche demselben seitens der eingeborenen Häuptlinge bereitet werden könnten, aber derselbe hielt diese Befüchtungen vorerst für unbegründet und bemerkte in Bezug auf den Oberhäuptling der Hereros insbesondere, mit demselben sei in den letzten Jahren soviel verhandelt worden, dass ihm das Verhandeln gründlich leid sei und er fürs Erste in Ruhe gelassen sein wolle. Aber richtiger wäre es wohl gewesen, dass Maharero über die Bedeutung des Bergesetzes aufgeklärt und mit ihm eine Vereinbarung über die ihm zukommenden Abgaben abgeschlossen worden wäre. Denn Lewis gewann dadurch Zeit den ihm tief verschuldeten Maharero zu seinen Gunsten umzustimmen' sodass derselbe in Verletzung der mit den Deutschen abgeschlossenen Verträge die Generalkonzession des Lewis öffentlich bestätigte und, letzteren benachrichtigte, den englischen Schutz nachzusuchen und das Land in Vertretung des Oberhäuptlings zu regieren.[1]) Ein Widerstand der Deutschen oder auch nur eine Demonstration mit bewaffneter Macht war unmöglich, da der Plan, eine aus Eingeborenen

[1]) Die Geschichte dieser Generalkonzession ist noch nicht genügend aufgeklärt. Missionar Viehe stellt in einem Artikel in der Kreuzzeitung die Sache folgendermaassen dar: „Vor fünf Jahren (1884) begannen die Bestrebungen deutscher Unternehmer, grössere Rechte im Lande zu erlangen. Vor allem suchte man eine Generalkonzession auf alle Erze im Lande zu erwerben, wobei der Einfluss der Missionare vielfach in Anspruch genommen und in der Folge in Mitleidenschaft gezogen wurde. Jahre lang blieben diese Bestrebungen erfolglos. Glücklicher war dagegen der Engländer Lewis, über den ich nun zunächst einiges einschalten muss. Robert Lewis ist ein ziemlich ungebildeter Mann, der zu seinem Glück mit einer gebildeten Engländerin verheirathet ist und seit seinen Jünglingsjahren unter den Herero lebt. Als letztere im Kriege mit den Namaqua zeitweilig hart bedrängt wurden, liess er sichs vor andern viel kosten, sie mit Munition zu versorgen. Als bald darauf Trek Buren (d. h. wandernde Bauern aus Transvaal) im Norden des Landes eine Republik mit Namen Upingtonia zu gründen begannen, wodurch die Zukunft der Herero als

bestehende Schutztruppe mit deutschen Führern zu bilden, wie es nach den Vorschlägen des Kaiserlichen Kommissars und unter dessen entscheidender Mitwirkung beschlossen war, kläglich gescheitert war. Dem Reichskommissar, welcher die Anwerbung von 20 Eingeborenen übernommen hatte, war es nicht gelungen, mehr als 10 Eingeborene zu gewinnen und auch diese erwiesen sich als unzuverlässig und zu militärischem Dienste unbrauchbar.

In Folge der feindseligen Haltung, welche die Hereros auch in Otyimbingue annahmen, hatten sich, vielleicht etwas zu schnell, auch der Kaiserliche Kommissar und die Beamten der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwest-Afrika veranlasst gesehen, das Damaraland einstweilig zu verlassen und sich nach Walfischbay zu begeben, um zunächst abzuwarten, was Maharero und Lewis zu thun beabsichtigten.

Maharero machte zwar klugerweise keine Vorstösse, behelligte selbst die Missionen nicht sehr, doch konnten weder die von den Deutschen begonnenen Schürfarbeiten weiter geführt, noch die an einzelnen Stellen gefundenen Lagerstätten von goldhaltigem Gestein bearbeitet werden. Nur in den südlichen Gebieten und um Rehoboth, wohin seine Macht nicht reichte, konnten die Arbeiten von deutschen Ingenieuren fortgesetzt werden.

---

sehr bedroht erschien, da warf Lewis seinen ganzen Einfluss in die Waagschale, um die Gründung der Republik Upingtonia zu verhindern. Von Maharero liess er sich zwei Dokumente unterzeichnen: eine Power of Attorney (Ernennung zum Sachwalter Mahareros) und eine Generalkonzession auf alle Erze des Landes. Diese Schriftstücke wurden aber, so weit mir bekannt ist, ausser von Aponda, von keinem der Unterhäuptlinge mitunterzeichnet und die Rechtsgültigkeit der Konzession ist deshalb auch nach den Rechtsbegriffen der Herero, so weit sie sich auf das Gebiet der anderen Häuptlinge bezieht, sehr anfechtbar. Aus den angedeuteten Thatsachen erklärt sich aber grösstentheils der bedeutende Einfluss, den Lewis in den letzten Jahren im Lande und besonders auf Maharero erlangte. Daneben soll er aber Maharero die Versicherung gegeben haben, die englische Regierung stände hinter seinem Rücken und dergleichen offenbar falsche Vorspiegelungen ihm gemacht haben. So mit den nöthigen Vollmachten und persönlichen Interessen ausgerüstet, wandte Lewis sich an die Trek Buren im Norden des Landes, legte denselben seine Power of Attorney vor und trat so fest auf, dass dieselben sich einschüchtern liessen und die Hälfte sich mit seiner Genehmigung zunächst auf einem anderen Platze des Hererolandes niederliess. Während seiner Abwesenheit von Okahandya kamen die deutschen Reichskommissare Dr. Goering und Pastor Büttner daselbst bei Maharero an. Der Zeitpunkt war für die deutsche Sache in sofern sehr günstig, als Maharero kurz vorher von der englischen Regierung die bündige Erklärung erhalten hatte, dass er alle Hoffnung, ihren Schutz zu erlangen, fahren lassen müsse und er doch nicht so recht wusste, ob es Lewis gelingen

Der Ukas des Lewis, welcher gedruckt in deutscher Sprache (?) den Gesellschaften zuging, und die ganze unglaubliche Ueberhebung dieses Abenteurers treffend charakterisirt, hatte folgenden Wortlaut:

Otyimbingue, Damaraland, November 1888.

Herr!

Auf Grund der mir gemachten Mittheilung, dass Minenarbeiten in diesem Lande unter Ihrer Leitung ausgeführt werden, fordere ich Sie hierdurch auf, diese Arbeiten sogleich einzustelleu, da sämmtliche Mineralschätze und das alleinige Recht dieselben zu verarbeiten kraft einer Urkunde vom 9. September 1885 mir allein zugesagt sind. Ich mache Sie ferner darauf aufmerksam, dass eine Nichtbeachtung dieser Mahnung streng und prompt geahndet wird, hoffe jedoch, dass ich nicht gezwungen sein werde, Gewalt zu gebrauchen. Ich habe bis jetzt noch nicht Zeit gehabt, die Verwaltung dieses Landes unter britischer Hoheit zu organisiren und bitte auch zu bemerken, dass alle durch Ihre Handlungen entstehenden Verluste oder Unkosten von Ihnen selbst getragen werden sollen. Ich ersuche Sie, durch Ueberbringer dieses mir eine umgehende Antwort zukommen zu lassen.

Ergebenst

(gez.) R. Lewis,

Generalagent für Damaraland.

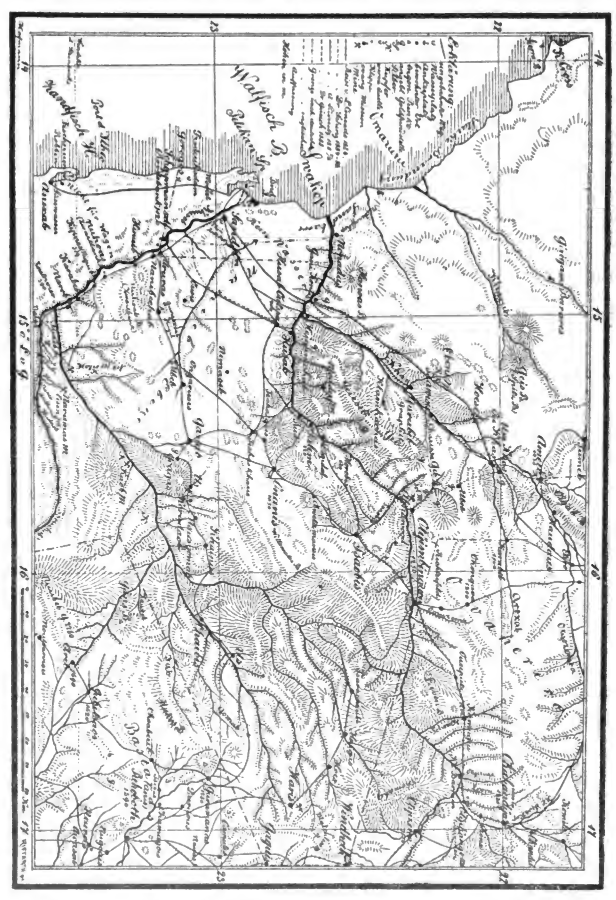
Es ist hier an der Stelle, einen Blick auf die Stellen der Goldfunde zu werfen, welche, soweit augenblicklich bekannt, auf dem nebenanstehenden Kartenabschnitte[1]) zum ersten Mal verzeichnet sind. Die Bergbehörde hatte seiner Zeit ein abbauwürdiges Vorkommen nicht konstatiren können und auch Dr. Gürich, der Führer der Expedition des Goldsyndikats, war nicht glücklicher gewesen. Seine Beobachtungen erstrecken sich auf das Gebiet den Khuiseb hinauf und weiter ostwärts bis Rehoboth und nordwärts über Otyimbingue bis Otyitambi im Kaoko-

---

würde, die durch die Buren ihm drohenden Gefahren abzuwenden. Seine Missionare riethen ihm entschieden, die dargebotene Hand der deutschen Regierung nicht zurückzuweisen. Trotz alledem aber zögerte er lange, ehe er sich auf Verhandlungen mit den beiden Kommissaren einliess. Gerade in jenen Wochen zogen nämlich die Namaqua unter Führung des Hendrik Witbooi gegen Maharero heran; den Eindruck aber, als ob die augenblickliche Bedrängniss ihn unter den deutschen Schutz getrieben hätte, wollte Maharero auf jeden Fall vermeiden. Erst nachdem am 15. Oktober der Feind total geschlagen war, konnten die Verhandlungen beginnen und am 21. Oktober wurde der „Freundschafts- und Schutzvertrag“ von beideu Seiten unterzeichnet.“ Wenn nun auch die power of attorney noch bestand, so hatte Maharero doch durch die Erklärung vom 14. September 1887 (siehe Kol. Jahrbuch 1888, Seite 156) die Minenkonzession von Lewis zurückgezogen.

[1]) Zum besseren Verständniss der Karte bemerken wir, dass aus technischen Rücksichten die Flüsse als perennirend eingezeichnet sind, während sie bekanntlich nur zur Regenzeit auf kurze Strecken Wasser führen.

felde. Das Gold in obigem Gebiete ist bisher entweder in Gesellschaft von Kupfererzen oder von Wismuth gefunden worden. Von den ersteren



Vorkommnissen wurden folgende Typen unterschieden und nach den Fundorten bezeichnet: 1. Typus Husab: Gold tritt in sichtbaren Par-

tikeln im zersetzten Ausgehenden von lenticulären Kupfersulfid-Einlagerungen in Gneiss auf; 2. Typus Pot Mine: Gold tritt ebenso im Ausgehenden von Kupferlinsen in Granat- und Epidotfelslagern auf; 3. Typus Usa Khos: Krystallinische Kalke enthalten die goldführenden Sulfideinlagerungen; 4. Typus Chuos yeb: Gold tritt in Gesellschaft von Kupferglanz in kleineren unregelmässigen Quarzpartien oder auch Quarzgängen auf. Für den Wismuthtypus ist das Vorkommen des Goldes in fein vertheiltem Zustande in Gesellschaft von gediegenem Wismuth und Wolframit in kleineren meist als streichende Gänge zu bezeichnenden Quarzgängen charakteristisch. In Bezug auf die Goldführung sind die letztgenannten Lagerstätten wohl zuverlässiger, aber immerhin viel zu arm und von zu geringen Dimensionen, um nach Dr. Gürich's Ansicht den Abbau in einem Lande lohnend erscheinen zu lassen, wo der Bergbau mit so bedeutenden technischen Schwierigkeiten zu kämpfen haben würde. Die Lagerstätten vom Kupfertypus[1]) sind überdies noch sehr unzuverlässig, da der Goldgehalt im erzführenden Gestein sehr ungleichmässig vertheilt und ausserdem in den meisten Fällen lediglich an die Oberfläche gebunden ist.

Dieses Urtheil ist aber keineswegs maassgebend, da neuere Untersuchungen anscheinend ein besseres Resultat ergeben haben, obwohl noch nicht zu unterscheiden ist, was davon auf Kosten des nach Kapital suchenden Lewis oder anderer Unternehmer zu setzen ist. Die Deutsch-Afrikanische Minengesellschaft behauptet z. B., dass ihr Ingenieur ca. 100 km nordöstlich von Walfischbai mehrere Quarzgänge gefunden, von denen Proben entnommen wurden. Die Gesellschaft hat dieselben in den Laboratorien der Berliner und Freiburger Bergakademie analysiren lassen, wobei sich per Tonne Gestein ein Metallgehalt von 0,196 bis 11,8 Unzen Gold herausstellte. Zu diesem Goldgehalt trete noch ein erheblicher Gehalt von Silber hinzu, der bis zu 5 Unzen die Tonne beträgt. Natürlich

[1]) Erzfundstellen sind im Damaraland u. A.: Kupfer, im Viereck zwischen Otyimbingue, Gansberg, Rehoboth und Otyizewa, Matchless-Mine, Otavi-Mine, Ebony-Mine, Kupfer bei Okamanga und Otyitambi, Graphit bei Garubeb am Khanfluss, im Gross-Namaland Kupfer bei Naramas, Haikampap, Nadas, Hopemine, Kaobmine, Khuisebgebiet bis etwa 18° östl. Länge, Grootfontein, Khuias, Tsawisis, Ameib, Rapunberg, Rehoboth, Nugoais, Haris, Gurumanas, Nauas, Pomona-Mine (Kupfer und Silber) u. s. w. Eine in Kapstadt erschienene Karte von Carrington Wilmer, einem Spekulanten, ist uns nicht zu Gesicht gekommen; in derselben soll an 62 Stellen Gold eingezeichnet sein.

haben solche Angaben nur einen relativen Werth, da sicher die besten Stücke als Proben mitgenommen sind. Es würde sonst die Auffassung der Bergbehörde, dass diese Funde nicht abbauwürdig wären, unverständlich sein.

In Kapstadt thaten sich mehrere Minengesellschaften mit bedeutendem Kapital auf, da gerade zu der Zeit in London ein wahres Minenfieber herrschte, Tag für Tag neue Gesellschaften mit Aktien zu 1 Lstr. gegründet wurden, die Gelegenheit daher sehr günstig war, und Lewis zog eine Anzahl Diggers in das Land, welche ebenfalls bald nach Kapstadt Erze zur Probe versandten. Die Otymakoko Mineral and Damaraland Exploration Company[1]) behauptet ein Riff — Barling Riff — entdeckt haben, welches zu den am leichtesten zu verarbeitenden Werken gehören soll. Es bestehe aus einem förmlichen Quarzberge, den man nur abzutragen brauche und der 1500—2000 Tonnen zur Verarbeitung fertigen Gesteins enthalte. Das Gestein ergebe zwei Unzen Gold auf die Tonne. Nicht ein Stückchen Stein könne man aufheben, welches nicht goldhaltig sei. Die Breite des Ganges betrage drei und einen halben Fuss; aber in einem fünfzehn Fuss in die Tiefe getriebenen Schacht sei der Gehalt mindestens ebenso gross wie an der Oberfläche. Brennmaterial für die Maschinen sei reichlich vorhanden. An drei Stellen sei kupferführendes Gestein gefunden, welches in einer Tiefe von 50 Fuss 55,3 Prozent Kupfer enthalte. Die Goldriffe liegen in einer Entfernung von 90 bis 100 englischen Meilen von der Küste; die Transportkosten betrügen 3 Pfund Sterling per Tonne. Die Omaruru Gold-Mining and Exploration Company behauptet ebenfalls sehr günstige Erfolge aufzuweisen. Die letztgenannte Gesellschaft wollte durch einen australischen Minenbesitzer im Gebiete des Häuptlings Manasse, etwa 100 Meilen nordöstlich von Walfischbai, einen Goldfund von grossem Reichthum gemacht und ein Grubengebiet unter Beobachtung der deutschen Bergverordnung erworben haben. Das Gold findet sich in einem Quarzberge. Wenige Stollen, welche getrieben wurden, hätten für jahrelange Bearbeitung ausreichendes Goldgestein nachgewiesen. Das Quarzriff, welches über 300 Fuss breit ist, zeige äusserlich nur wenig Goldspuren, habe sich aber bei der Bearbeitung als sehr reichhaltig bewiesen. Einzelne Proben, an welchen äusserlich nichts von Gold wahrzunehmen war, hätten bei der Untersuchung durch einen Sachverständigen in Kapstadt das

[1]) Mit einem angeblichen Aktien-Kapital von 100 000 Lstr.

ausserordentliche Ergebniss von mehr als 16 Unzen auf die Tonne geliefert. Der „Cape Times“ zufolge hat der Entdecker des Goldfundes sich in einer am 31. August d. J. zu Kapstadt abgehaltenen Versammlung der Aktionäre dahin ausgesprochen, dass das Grubengebiet der Gesellschaft keinem anderen in Afrika an Reichthum nachstehe. Er habe in 2 Monaten mit 6 ungeübten Eingeborenen mindestens 400 Tonnen reichhaltigen Goldgesteins zu Tage gefördert. Die Wasser- und Holzversorgung für die Bearbeitung, sowie auch der Transport des gewonnenen Goldes mache keine erheblichen Schwierigkeiten; das Gestein habe durchschnittlich mehr als 2 Unzen Goldgehalt pro Tonne, während die Unkosten bereits mit $^1/_2$ Unze pro Tonne nach Lage der Verhältnisse gedeckt werden würden. — Dass alle solche Nachrichten mit Vorsicht aufzunehmen sind, versteht sich von selbst. Natürlich entbehren alle diese Gesellschaften des Rechtsbodens, wenn sie von Lewis konzessionirt wurden. Wir geben ihre Resultate auch hier nur *referendi causa* wieder. In dem Gebiete der in der deutschen Interessensphäre lebenden Bondelzwarts in der südöstlichen Zone des Gebietes sind ferner Silbererze und im Sande des Oranje River ist Gold entdeckt worden, für dessen Ausbeutung sich auch in Kapstadt bereits Kapital gefunden hat, so dass Alles zu der schon früher geäusserten Annahme berechtigt, dass durch weitere Nachforschungen abbauwürdige Erzlagerstätten im Schutzgebiete gefunden werden können — sofern die mitgetheilten doch nicht den Ansprüchen der Bergbehörde genügen sollten.

Ueber das Schicksal der rheinischen Missionare war man anfänglich besorgt, da Maharero ihre Kirche und Schule in Okahandya geschlossen hatte, aber bald kam eine Aussöhnung zu Stande, so dass Kirche und Schule wieder geöffnet werden konnten. Da einige Herero Häuptlinge, u. a. Manasse von Omaruro, mit dem Vorgehen Mahareros nicht einverstanden waren und sich keine Ausschreitungen zu Schulden kommen liessen, vielmehr ihre Anhänger von solchen abhielten, so langten allmählich wieder einige deutsche Händler in Otyimbingue an und liessen sich von Manasse, welcher von einer Hereropartei als der eigentliche Häuptling von Otyimbingue angesehen wurde, dort das Recht der Niederlassung geben. Auch die deutschen Bergleute, welche ihren Stützpunkt bei den Bastards von Rehoboth gefunden hatten, wagten sich wieder hervor.

Lewis begann mehr und mehr seinen Halt zu verlieren, zumal sein Plan, im Damaralande die englische Schutzherrschaft an die Stelle der deutschen zu setzen, nach den zwischen Deutschland und

Grossbritannien bestehenden Abmachungen, auf welche Fürst Bismarck in der Reichstagssitzung vom 15. Januar hinwies, ohne Aussicht auf Erfolg war, und Maharero schliesslich schlimme Konsequenzen aus seinem Vorgehen zu fürchten begann.

Die deutsche Reichsregierung stand anfänglich diesen Vorgängen in Südwest-Afrika ziemlich theilnamslos gegenüber. Die deutsche Kolonialgesellschaft für Südwest-Afrika wandte sich deshalb unter dem 19. Februar in einer Eingabe an den Reichskanzler, in welcher nach einer geschichtlichen Skizze über die Entwicklung der Verhältnisse daselbst gesagt war:

. . . „Aber jede Hoffnung auf gedeihliche Entwickelung des Bergbaues muss aufgegeben werden, wenn den Unternehmern nicht Sicherheit für einen ungestörten Betrieb gewährt werden kann.

Nun liegen gerade diejenigen Fundstellen, welche am meisten Hoffnung erwecken, in einem Gebiete, welches Maharero als zu seinem Reiche gehörig in Anspruch nimmt. Von der nothwendigen Sicherheit des Betriebs kann hier, insbesondere für deutsche Unternehmer, nicht die Rede sein, solange die gegenwärtigen Zustände fortdauern.

Eine Aenderung der jetzigen Lage im Damaralande herbeizuführen dazu, fehlen unserer Gesellschaft die Mittel. Sie besitzt von ihrem auf 1 548 000 Mark sich belaufenden Gesellschaftskapital noch ungefähr 150 000 Mark, welche in etwa zwei Jahren durch die fortlaufenden Ausgaben aufgezehrt sein werden, wenn es ihr nicht gelingt, aus dem Schutzgebiete erhebliche Einnahmen zu gewinnen. Die Kosten einer militärischen Expedition in das Hereroland würde die Gesellschaft nicht aufzubringen vermögen. Auch kann es in einem Gebiete, wo, wie in Südwest-Afrika, nicht eine mit Schutzbrief versehene Gesellschaft, sondern das Reich selbst die Schutzherrlichkeit ausübt, wohl nicht als die Sache der betheiligten Privaten angesehen werden, die Autorität des Reiches wiederherzustellen. Die dortigen deutschen Privatinteressenten sind auf den Schutz des Reiches angewiesen, der thatsächlich zur Anwendung kommen muss, wenn die Rechtsordnung wieder hergestellt werden soll. Auf diesen Schutz glauben wir durch die Eingangs geschilderten Vorgänge einen besonders begründeten Anspruch zu haben.

Der Verwaltungsrath unserer Gesellschaft hat denn auch in seiner am 16. Januar abgehaltenen Sitzung nach eingehender Erwägung der Sachlage den unterzeichneten Vorstand beauftragt, den Schutz des Reiches anzurufen.

Diesem Auftrag entsprechend und im Vertrauen auf das von uns stets mit dem innigsten Dank anerkannte Wohlwollen, welches Ew. Durchlaucht dem südwestafrikanischen Kolonialunternehmen von Anfang an und neuerdings wieder aus Anlass der Verhandlungen des Reichstags bewiesen haben, gestatten wir uns an Hochdieselben die ehrerbietigste Bitte zu richten:

Ew. Durchlaucht möchten Hochgeneigtest diejenigen Anordnungen treffen, welche nach Hochderen Ermessen geeignet erscheinen, um unserer Gesellschaft den Schutz des Reiches zur Ausübung und Geltendmachung ihrer Rechte und Interessen im Damaralande zu gewähren."

Die Antwort hierauf war im Wesentlichen dahin gehend, dass es nicht Aufgabe des Reichs sein könne und ausserhalb des Programms der deutschen Kolonialpolitik liege, für die Herstellung staatlicher Einrichtungen unter unzivilisirten Völkerschaften einzutreten und mit Aufwendung militärischer Machtmittel den Widerstand eingeborener Häuptlinge gegen noch nicht fundirte Unternehmungen von Reichsangehörigen in überseeischen Ländern zu bekämpfen. Es könne daher eine generelle Zusicherung, dass in den südwestafrikanischen Gebieten durch Machtmittel des Reichs der ungestörte Betrieb bergmännischer und sonstiger Unternehmungen verbürgt werden solle, nicht ertheilt werden. Der Einfluss, welchen die Beamten des Reichs dort ausüben, werde auch mit Hilfe der Polizeimannschaften, deren Organisirung nach Maassgabe der durch den Reichshaushalts-Etat pro 1889/90 bereit gestellten Mittel in Aussicht genommen sei, nicht überall und gleichzeitig zur Geltung kommen können.

Aus diesem Bescheide ging einmal hervor, dass die Gesellschaft aus dem Vorgehen des Reiches in Ostafrika kein Präjudiz für sich in Anspruch nehmen und dass besonders auf den Unterschied hingewiesen werden sollte, der zwischen den Unternehmungen in Ost- und Südwest-Afrika sowohl in Bezug auf ihre Fundirung als in Bezug auf die staatliche Einrichtung beider Gebiete bestehe. Aber die Auffassung der Regierung ist doch eine sehr anfechtbare. Allerdings ging der Kampf in Ostafrika offiziell gegen den Sklavenhandel, aber es galt dort doch vor Allem die Interessen einer mit Hoheitsrechten versehenen deutschen Gesellschaft zu wahren. In Südwest-Afrika war aber nicht nur eine Gesellschaft, welche eine Bergbehörde eingerichtet hatte und unzweifelhafte Besitztitel besass, zurückgedrängt, sondern vor allem das Reich selbst! Ein Häuptling hatte den Schutzvertrag mit dem Deutschen Reich zerrissen!

Die Haltung der Regierung kann nur dadurch erklärt werden, dass die Verhältnisse in Ostafrika zur Zeit ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Obwohl sie also nicht geneigt war, eine grössere Expedition zu übernehmen, so richtete sie doch eine Polizeitruppe ein, deren Kosten aus dem in den Etat 1889/90 für die Errichtung einer Schutztruppe[1]) in Deutsch-Südwest-Afrika einge-

[1]) Man musste bei Aufstellung der Prinzipien, nach welchen die Ausrüstung zu geschehen hatte, im wesentlichen drei Gesichtspunkte als maassgebend anerkennen, einmal das Klima, dann den Umstand, dass die Expedition keiner Träger, sondern nur der Ochsenwagen bedarf, und schliesslich den Charakter einer berittenen Truppe. Das Klima verlangte wegen der oft grossen Temperaturunterschiede eine dichte

stellten 80 000 Mark und aus einem Restbestande von 51 000 Mark aus einem früheren Etat bestritten werden sollten. Zu ihren Führern wurden Hauptmann v. François, welcher im Togolande beschäftigt war, und Lieutenant v. François, sein Bruder, bestimmt. Die Truppe besteht aus in Deutschland angeworbenen Kavalleristen, und langte am 24. Juni in Walfischbay an, von wo aus sie sich ungesäumt ins Innere begab. Grosse Hoffnungen werden auf diese Truppe nicht gesetzt, da sie zu klein ist, um in einem Tropenklima bei dem anstrengenden Dienste, welcher nothwendig ist, will sie nur einige Viehdiebe abfangen, etwas zu leisten. Es stellte sich daher bald nach ihrer Ankunft die Nothwendigkeit heraus, die bisher aus 21 Mann und 2 Offizieren bestehende Truppe auf etwa 50 Mann zu erhöhen und derselben ein Kontingent Eingeborener beizugeben. Die Truppe soll besonders die Einfuhr von Waffen und Munition überwachen.

Wenn nun auch die Schutztruppe gegen die gut bewaffneten Hereros in einem Ernstfalle nicht sehr viel wird ausrichten können, so dürfte sie doch genügen, die Wirksamkeit der Bergbehörde zu ermöglichen, welche auf Grund des neuen Gesetzes vom 15. August 1889 (siehe Anhang) eingerichtet werden wird. Die unter dem 25. März 1888 erlassene Bergordnung für Südwest-Afrika hatte in der praktischen

warme Bekleidung und zugleich eine solche, welche den Dornen widerstehen konnte. Aus diesem Grunde wurde das graue Manchester Cord, auch Corduroy genannt, ein sammetartiger, dichter Stoff gewählt und den Leuten für die heissen Tage noch ein Anzug aus Drillich beigegeben. Für den Wachtdienst in der Nacht hat jeder einen grauen lamagefütterten Mantel mit grossem Kragen, welcher aufgeschlagen werden kann, und einige wollene Decken. Die Schuhbekleidung, sowie die Lederriemen mit Patronentaschen sind aus naturfarbenem Leder und ähneln der Wissmannschen Ausrüstung, dagegen hat man von dem Tropenhelm aus dem Grunde absehen müssen, weil der hintere Schirm des Tropenhelmes die Bewegung des Kopfes beim Schiessen hindert. Man hat aus diesem Grunde den altbrandenburgischen Filzhut, aber in grau gewählt, dessen eine nach oben geschlagene Krämpe die schwarz-weiss-rothe Kokarde trägt. Diese Vorrichtung erlaubt zugleich, dass bei Sonnenschein diese Krämpe heruntergeschlagen werden kann. Die Abzeichen der Unteroffiziere bestehen wie bei der Wissmannschen Truppe aus einem Haken, dagegen trägt der Offizier zwei schwarz-weiss-rothe Litzen, die nach russischer Manier von der Schulterhöhe nach der Brust zu laufen. Wichtig ist noch das an der Seite zu tragende Bowiemesser, welches so konstruirt ist, dass es dazu dienen kann, Bäume und Sträucher zu fällen, um einen Verhau zu machen, und sowohl als Schlächtermesser wie als Waffe Verwendung zu finden. Ferner sind die Leute mit einem Mauserkarabiner und einem Revolver bewaffnet und tragen die in der Armee eingeführten Brodbeutel und Feldflaschen. Zur Pferdeausrüstung gehört die Bockpritsche, wie sie hier die Offiziere verwenden, und einfaches Zaumzeug mit Kandare ohne Trense.

Handhabung zu mancherlei Anständen Anlass gegeben, deren Beseitigung sowohl von den Kolonialgesellschaften, als auch von zu kolonialen Unternehmungen geneigten Einzelpersonen gewünscht worden war. Nach den gewonnenen Erfahrungen erschien es geeigneter, bei Regelung der Materie sich an die Gesetze der benachbarten englischen Kolonien und holländischen Republiken, wie Transvaal, Oranje-Freistaat, anzuschliessen, als die Grundsätze der deutschen Berggesetze in Anwendung zu bringen. Im Anschluss an die genannten Vorbilder war ein Entwurf aufgestellt worden, der dann auf dem Wege Allerhöchster Verordnung zum Gesetz erhoben ist. In demselben ist das Bergamt nicht mehr eine Behörde der Kolonialgesellschaft für Südwest-Afrika, sondern eine Reichsbehörde.

Nach einer Zeit unbeschränkten Einflusses im Hererolande begann Lewis dem alten Oberhäuptling lästig zu fallen. In diesem Augenblicke erhielt er einen Brief aus Berlin, in welchem ihm gerathen wurde, sich vor den Deutschen in Acht zu nehmen; Fürst Bismarck sende Soldaten und werde ihn aufheben lassen. Diese Nachricht jagte dem Lewis solchen Schreck ein, dass er auf der Stelle, wie er ging und stand, sich aus dem Staube machte und nach Kapland flüchtete. Seitdem trat im Hererolande wieder mehr Ruhe ein, und der stellvertretende Reichskommissar Nels, welcher im Namaland stationirt war, schlug seinen Wohnsitz wieder in Otyimbingue auf. Der Reichskommissar Dr. Goering, welcher zu dem Sturz des Lewis nicht wenig dadurch beigetragen hat, dass er ihm die Zufuhr von Waffen und Munition abschnitt, ging dann im Sommer nach Deutschland, um nicht wieder auf seinen Posten zurückzukehren.

Die wirthschaftliche Entwicklung unserer Kolonie stösst auf grosse Schwierigkeiten, welche gleich beim Eintritte in das Land beginnen. Die gewaltige Ausdehnung der Küste von nicht weniger als rund 550 Meilen, eine Entfernung wie etwa zwischen Berlin und Bonn, entspricht keineswegs ihrer Eignung für die Schifffahrt. In dieser Beziehung erweist sich unsere Besitzung so recht als ein Theil des Kontinents, der von allen die einfachste, monotonste am wenigsten gebrochene Umfassungslinie besitzt, mithin arm an Häfen ist. Dieser Uebelstand fällt bei Südwest-Afrika übrigens noch besonders ins Gewicht, weil daselbst, im Unterschied von den fast ganz sturmfreien Regionen, welche weiter nördlich in der Nähe des Aequators liegen, speziell die oft recht heftigen Südostpassate, sogar die Regel bilden.

Im Gebrauch sind zur Zeit auf der ganzen langen Uferlinie nur zwei Häfen, einer im Süden, Angra Pequena, der Eintrittspunkt für Gross-Namaqualand, das Hottentottengebiet, und — mehr im Zentrum — Walfischbai für die nördlichere Hälfte der Kolonie, das Gebiet der Herero-Neger.

Der erstere gilt im Allgemeinen als recht wohl geeignet zum Landen, ja, er ist vielleicht sogar der beste, der einzige wirklich gute Hafen des Schutzgebietes, indess wird dieser Vorzug leider dadurch wieder ausgeglichen, dass daselbst das Gestade besonders trostlos ist und eine wirkliche wasserlose Wüste mehrere Tagereisen weit ins Land hinein sich erstreckt. Demgemäss ist denn dieser Punkt neuerdings auch so gut wie aufgegeben, so sehr er seiner Zeit auch in Aller Munde war. Hier konnte sich ja kaum ein lebhafterer und lohnenderer Handelsverkehr mit den Eingeborenen entwickeln. Der gute Ankergrund hat dortselbst den Verführer gemacht. Wohl stehen jetzt an diesem Punkte noch die Faktoreigebäude, welche die Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika von Lüderitz mit übernahm, aber sie haben wenig Werth. Ein Beamter der Gesellschaft sitzt daselbst in grausiger Einsamkeit als Verwalter. Man hofft wohl hier und da noch, dass, wenn sich das Gebiet des mittleren und unteren Oranjeflusses einschliesslich des Thales des grössten rechten Nebenflusses desselben, des grossen Fischflusses, weiter entwickeln sollte, woselbst der Boden ziemlich fruchtbar und eine Berieselung leichter als sonst im Lande durchführbar ist, auch thatsächlich schon einige recht blühende Plantagen gedeihen, wo ferner bedeutungsvolle Anzeichen von Mineralschätzen, sogar angeblich selbst von Diamanten entdeckt wurden, dass dann über Angra Pequena ein lebhafterer Verkehr sich entwickeln werde, allein derselbe würde immer bedeutendere Vorkehrungen, wie Anlage einer mit Wasserreservoirs versehenen Bahn durch die Uferwüste u. dergl., zur Voraussetzung haben. Ehe man sich aber zu solchen kostspieliegen Anlagen entschliesst, würde man aber vielleicht lieber den unteren Oranje durch Beseitigung seiner Mündungsbarre schiffbar zu machen suchen oder den Weg nach der anstossenden Kapkolonie nehmen, woselbst sich, um nicht zu reden von dem dortselbst schon recht bedeutend entwickelten Eisenbahnnetze, dessen Ausdehnung bis zum unteren Oranje bereits geplant ist, in dem unfern südlich von der Oranjemündung belegenen guten Hafen von Port Nolloth ein Landeplatz bietet, von dem schon jetzt eine mit Maulthieren betriebene Tramwaybahn drei Tagereisen weit in das

Innere, bis zu der Kupfermine von Ookiep führt, von wo man nur noch eine Reise von 1—2 Tagen bis zum Oranje hat.

Ein Industriezweig hat sich aber seit längerer Zeit dort zu behaupten vermocht — die Ausbeutung der in der Umgegend belegenen Guanoinseln, welche merkwürdigerweise ganz im Gegensatz zu ihrem unappetitlichen Produkt die appetitlichsten Namen führen, wie „Pudding-Insel", „Roastbeef-Insel" u. s. f. Diese übrigens durchweg nur sehr wenig umfangreichen Eilande blieben bei der Okkupation des angrenzenden Festlandes durch Deutschland in englischem Besitz und auch jetzt noch liegt die Ausnützung des dortigen Vogeldüngers in englischen Händen. Zu diesem Zwecke laufen zwei kleine Segelschiffe zwischen Kapstadt und Angra Pequena, die einzigen noch dahin verkehrenden Fahrzeuge, derer sich darum auch alle, die etwa doch noch über diesen Hafen ins Binnenland der Hottentotten gehen wollen, wie namentlich noch die Missionare thun, bedienen müssen, trotzdem dass der Aufenthalt auf ihnen nicht besonders angenehm sein kann, da sie jedenfalls buchstäblich in einem schlechten Geruche stehen. Uebrigens dürfte vielleicht selbst diese letzte Verbindung zwischen dem ehemaligen Lüderitz'schen Besitzthum und der Stadt am Tafelberg bald in Wegfall kommen.

Ungleich günstiger als Angra Pequena stellt sich der andere Hafen des Landes, Walfischbai, dar, und zwar deshalb, weil hier im Rücken, landeinwärts, nicht wie sonst fast überall an diesem Gestade, hohe schwer übersteigliche Sanddünen aufragen — so beispielsweise auch hinter dem unten noch zu erwähnenden Sandwichhafen — sondern vielmehr eine weite, stetig, aber doch fast unmerklich ansteigende, von vereinzelten, tiefsandigen Partien abgesehen, auch hartgründige, aber gut zu befahrende, ebene Fläche, die sogenannte Namib, sich aufthut. Dieselbe ist zwar ebenfalls eine völlige Wüste, ohne Gras und Wasser, auf alle Fälle aber doch für eine Passage viel günstiger als das Hinterland von Angra Pequena; da man sie zu Pferde in 8, mit Ochsenwagen in 16—20 Stunden überwinden kann. Immerhin ist doch durch diese entsetzliche Steppe der Eintritt ins Binnenland hier ebenfalls sehr erschwert, so dass auch der Werth von Walfischbei nur ein relativ hoher genannt werden kann, zumal dieser Hafen noch einige besondere Uebelstände aufweist. Er ist nach Norden gar nicht, nach Süden allerdings durch eine sehr weit vorspringende, indess wegen ihrer allseitig äusserst flachen Abdachung zur See nicht leicht zu umschiffenden Land- oder richtiger Sandzunge, die sogenannte Pelikan Point, geschützt. Ausser-

dem kommt hier, begünstigt durch das erwähnte Fehlen einer Deckung landeinwärts, eine recht intensive Versandung zur Geltung, welche, wie man leicht erkennen kann und namentlich auch das Vorhandensein ausgedehnter Strandsümpfe bezeugt, im Laufe der Jahrhunderte bereits einen grossen Theil der Bucht ausgefüllt und insonderheit den Boden, auf welchem der Ort Walfischbai steht, eine fast auf Meeresniveau belegene, zu Zeiten von Springfluthen unter Wasser gesetzte Fläche, geschaffen hat. Auch der Rest der Bucht dürfte so in absehbarer Zeit verschwinden, wie denn grössere Fahrzeuge schon jetzt etwa 2 engl. Meilen vom Lande liegen bleiben müssen.

Allerdings kommen solche, von zeitweilig erscheinenden englischen oder deutschen Kriegsschiffen abgesehen, nur äusserst selten hierher. Walfischbai besass lange Zeit eine einzige regelmässige Schiffsverbindung mit der Aussenwelt. Alle zwei Monate, d. h. natürlich aber nur, sofern es Wind und Wetter gestatten, lief ein kaum über 500 Tons grosser, wenig komfortabler, aber allerdings gut segelnder, englischer Schooner, der „Louis Alfred", von Kapstadt aus dahin. Er brauchte für die 720 engl. Meilen betragende Entfernung im Durchschnitt 10 bis 15 Tage (7 Tage Minimum), da er dann meist den in jenen Breiten, wie schon erwähnt, so häufigen Südostpassat benützen kann. Bei der Rückkehr hatte er eben deswegen allerdings in der Regel Gegenwind, so dass er alsdann meist 20 und mehr (bis 40) Tage unterwegs zu sein pflegt! Neuerdings ist aber eine englische Dampferlinie von Kapstadt nach Mossamedes eingerichtet, welche Walfischbai, welche jetzt in 4 Tagen zu erreichen ist, anlaufen soll.

Für uns Deutsche hat Walfischbai ausser dem bisher erwähnten noch einen Nachtheil, dass es bekanntlich sammt einem sehr winzigen Stück der Umgegend in englischen Händen verblieben ist. Allerdings wird die britische Herrschaft hierselbst sehr mild gehandhabt und namentlich weder ein Eingangs- noch ein Ausgangszoll erhoben, indess — der Schlüssel zum Haus in fremden Händen, das ist immer etwas Missliches!

Es ist oft davon die Rede gewesen, Walfischbai durch Kauf an uns zu bringen. Einmal war England oder vielmehr die Kapregierung, der die kleine Enklave zunächst untersteht, auch bereits nahe daran, dieselbe uns freiwillig abzutreten, da sie ihrem gegenwärtigen Besitzer eigentlich nur Kosten verursacht — es residirt eine Art von Gouverneur in dem weltverlassenen Orte —, späterhin zerschlugen sich indess die Verhandlungen infolge des zu hohen Preises, den man forderte (wie man sagte: 30 000 Lstr. = 600 000 ℳ),

und als die Kunde von den Goldfunden im Lande kam, da war mit einem Male sogar alle Lust zum Verkaufe geschwunden.

Man hat deshalb versucht, für Walfischbai einen Ersatz zu finden. Thatsächlich hat denn auch die Reichsregierung schon durch Kriegsschiffe andere Landungsstellen untersuchen lassen. Uebereinstimmend scheint hierbei die Cross-Bai, etwa 16 deutsche Meilen nördlich von Walfischbai, als dem Bedürfnisse am meisten entsprechend erkannt worden zu sein. Nach der Behauptung des Korvettenkapitän von Raven soll dort auch die übliche Uferwüste fehlen und vielmehr ein grasreiches Hügelterrain sich an das Gestade anschliessen. Auch vom Binnenlande aus wurde deutscherseits offiziell nach einem neuen Hafen gesucht, zumal die verschiedensten Eingeborenen von dem Vorhandensein eines trefflichen Landeplatzes in nördlicher Richtung zu erzählen wussten. Der Reichskommissar Goering ordnete den Lieutenant v. Steinäcker mit einigen Hottentotten zu dem besagten Zwecke ab und setzte sogar eine Prämie aus. Durch den Aufstand sind natürlich auch diese Bemühungen unterbrochen worden; Thatsache aber ist, dass, wenn sie später noch von Erfolg gekrönt sein sollten, Walfischbai bald ganz verlassen sein würde, da die dortigen Händler wiederholt erklärt haben, dass sie sofort nach einem auch nur leidlich günstigen deutschen Hafen überzusiedeln bereit seien.

Ausser Angra Pequena und Walfischbai war bis vor Kurzem noch die einige Meilen südwärts von Walfischbai belegene Bucht von Sandwichhafen in Gebrauch, die gut geschützt und nur wenig seichter als Walfischbai ist. Sie hat den grossen Vorzug, dass es daselbst nahe am Meer ein gutes und reichliches Trinkwasser giebt, während solches in Walfischbai eine Stunde entfernt ist, bezw. noch bis vor Kurzem aus Kapstadt dahin gebracht wurde. Dagegen steigt hier dicht hinter dem Strande ein wahrer Wall von mächtigen Sanddünen empor, die nicht nur eine sehr rasche Versandung des Hafens bedingen, sondern denselben auch von dem Hinterlande, namentlich dem an sich ganz nahen, grasreichen Khuisebthale, welches ehemals an dieser Stelle gemündet zu haben scheint, für Fuhrwerk völlig abschliessen. Nur Lastochsen vermögen auf einem neuerdings aufgefundenen Pfade das böse Hinderniss zu passiren.

In Sandwichhafen bestanden bis vor Kurzem zwei grössere englische Fischereien, welche den dort in ausserordentlicher Menge auftretenden, hechtartigen, bis zu 1 m langen, stahlblau gefärbten wohlschmeckenden, nur etwas trockenen Snoek (Thyrsites Atun Cuv.)

fingen und in getrocknetem Zustand als Fastenspeise namentlich nach dem katholischen Mauritius versandten. Neuerdings lohnte jedoch dieses Geschäft nicht mehr, und so wurden die Etablissements, nachdem auch die Bemühungen, sie für einen hohen Preis an die junge „Westafrikanische Compagnie“ zu verkaufen, gescheitert waren, endlich einfach aufgelassen.

Die letztgedachte deutsche Gesellschaft, die vor einigen Jahren vorzugsweise zu dem Zweck gegründet wurde, um den grossen Viehreichthum des Schutzgebietes durch eine Ausfuhr von Salz- und Rauchfleisch auszubeuten, hat sich, verleitet durch das daselbst vorhandene gute Wasser, das sie ja für ihre Zwecke so nöthig hat, ebenfalls mit ihrer grossen Schlächterei in Sandwichhafen niedergelassen und zur Aufrechterhaltung der Verbindung mit Walfischbai neuerdings sogar einen kleinen Dampfer eingestellt, aber die durch den Dünenwall erwachsende Schwierigkeit des Viehzutriebes nach dieser Stelle dürfte wohl bald auch sie einen besseren Hafen aufsuchen lassen.

Ausser den bisher erwähnten Buchten hat das lange Gestade unseres Schutzgebietes trotz seiner im Allgemeinen geringen Gliederung deren noch verschiedene, von denen die bekannteren ausser der schon erwähnten Cross-Bai die Spencer-Bai, Conception-Bai und die beiden Einschnitte am Cap Frio sind. Die meist romanischen Namen aller dieser Naturhäfen deuten uns an, dass sie einst schon von lusitanischen Seefahrern entdeckt wurden, die hier vielfach Steinkreuze (so z. B. in Angra Pequena, vergl. auch den Namen Cross-Bai, Kreuzbucht) und selbst Festungswerke (so Fort Rock im Süden von Cap Frio) anlegten. Hie und da sollen noch jetzt alte Kanonen und auch einige gestrandete Schiffe zu sehen sein.

Von diesen immerhin wenig zahlreichen Einbuchtungen abgesehen, ist das ganze lange Gestade vom portugiesischen Gebiete im Norden bis zum englischen im Süden überall nahezu absolut unnahbar. Wie der dunkle Erdtheil in den mehr äquatorialen Gegenden mit den Mangrovesümpfen dem Andringen der Kultur sich entgegenstemmt, also, militärisch geredet, mit einem Wallgraben, thut er es hier unten mehr auf trocknem Wege, mit einem richtigen Erdwall, den wahrhaft grossartigen, in ihrer Kahlheit, ihrer grellgelben Färbung, ihrer Monotonie ein seltsames Bild bietenden Sanddünen, die daselbst fast allenthalben das Ufer säumen, einsame Berge über einem einsamen Meer. Diese Sandpallisaden erscheinen am entwickeltsten auf der etwa 60 geograph. Meilen langen Strecke zwischen Walfisch-

bai und Angra Pequena, die denn darum auch zu den unbekanntesten Theilen des Landes, ja ganz Südafrikas, gehört. Nach Hahn, dem Kartographen des Gebiets, sollen dort noch unabhängige Stämme und viele wilde, anderwärts ausgestorbene Thiere, wie Giraffen, Löwen u. s. w. vorkommen, was aber bei dem Wüstencharakter, der sich dort weit ins Land hinein zu erstrecken scheint, nicht recht glaubhaft ist. —

Wir haben bisher nur die westliche Grenze unseres Protektorats besprochen; wir wollen uns nun auch die übrigen noch ansehen. Nach Norden wie Süden haben wir zwei ansehnliche, schwer zu überschreitende Flüsse, dort den Cunene, die Grenze gegen Portugal, hier den Oranje, die Grenze gegen die Kapkolonie. Leider nur läuft der erstere nicht allzuweit, nämlich nur auf einige 30 geogr. Meilen, parallel mit dem Breitengrade, um sich dann, beim zweiten seiner Katarakte nordöstlich zu wenden. Daher wird unsere Grenze von da ab eine ideale, die zwischen dem 17. und 18.° s. Br. weiter gegen Osten läuft, bis sie den durch den kühnen Andersson bekannter gewordenen Okavango erreicht. Sie folgt demselben, bis auch er die westöstliche Richtung wieder verlässt. Sie wird dann von neuem zu einer idealen Linie, bis sie auf den Sambesi bei den oberhalb der Viktoria-Fälle liegenden, von Holub besuchten Katarakten stösst.

Hier hat man sie leider endigen lassen, statt dass man ihre Verlängerung durch Matabele- und Maschona-Land bis an die ostafrikanisch-portugiesische Grenze ausgesprochen hätte. Dadurch sind uns diese beiden Gebiete, die man recht wohl als, wenn auch fernes Hinterland von Damaraland betrachten kann und sich in Deutschland in kolonialen Kreisen auch vielfach schon so zu betrachten gewöhnt hatte, diese beiden Gebiete, die nicht nur zu den goldreichsten Ländern der Erde sowohl nach Mauchs als Selous' Zeugniss zu zählen scheinen, sondern die auch die einzigen nicht steppenartigen, vielmehr wasserreichen und tropisch üppigen Theile unseres Protektorats gebildet haben würden, verloren gegangen. Denn wie vor einiger Zeit die britischen Zeitungen mit dem von ihnen in solchen Fällen gewöhnlich affektirten Indifferentismus meldeten, hat England im Frühling 1888 durch den Vizekommissar Moffat von Betschuanaland mit dem König der Matabele, Lobengulo, in dessen Hauptstadt Gubulawayo einen Vertrag abgeschlossen, wodurch sich dieser Herrscher verpflichtet, keiner fremden Macht gegenüber sich in Verbindlichkeiten einzulassen. Dadurch sind wir von einer Ausdehnung unseres

südwestafrikanischen Besitzes in der natürlichsten und verheissungsvollsten Richtung abgeschnitten worden. Ja, da England durch einen ähnlichen Vertrag auch das Reich des Königs Khama, östlich vom Ngami-See, an sich geheftet hat, so ist mit diesem See ungefähr unserem Besitz die Grenze gesteckt worden, d. h. die Möglichkeit unserer Ausdehnung vom Meer her nur bis etwa in die Mitte des Kontinents gegeben. Dies wäre nicht geschehen, hätten wir nach dem weiter unten zu erwähnenden Vorbilde von England selbst Khama-, Matabele- und Maschonaland, wenn auch nicht annektirt, so doch dem Auslande gegenüber als in unserer natürlichen Interessensphäre liegend bezeichnet. Hat doch Portugal viel mehr gethan und das ganze Stück Afrika zwischen seinen westlichen und seinen östlichen Besitzungen als ihm zugehörig deklarirt. Eine solche Annexion erscheint lächerlich und nichtssagend, wenn sie von einem so kleinen und geschwächten Staate ausgeht, wäre etwas ähnliches aber in Bezug auf Matabele-Land u. s. w. von uns, dem mächtigen Deutschland, geschehen, so würde kaum jemand einen Widerspruch haben wagen können, zumal jene Gebiete bis zu Englands Vorgehen völlig unbeansprucht waren seitens europäischer Mächte und England selbst uns durch die unten zu erwähnende Abgrenzung seiner Interessensphäre freie Hand gelassen zu haben schien.

Ich sage allerdings: „schien“, denn man weiss ja, wie sehr England bestrebt ist, sich den Weg von der Kapkolonie aus am Ostrand des Kontinents hinauf bezw. in das grosse äquatoriale Seengebiet hinein freizuhalten, wie es dazu die Burenstaaten an sich zu reissen versuchte u. s. w. Möglich also, dass es in einem geheimen Vertrage mit Deutschland dessen Vorgehen in Damaraland sich nur gefallen zu lassen erklärt hat, wenn Deutschland über den 20° ö. L. nicht hinausgehe. Oeffentlich ist indess von einer solchen Beschränkung nichts bekannt geworden, und darum war der Eindruck, den das Vorgehen Englands in Matabeleland seiner Zeit bei allen Kolonialfreunden machte, allerdings der, dass wir wieder einmal zu spät gekommen seien.

Aehnlich ist es übrigens auch den Buren von Transvaal gegangen, welche sich angeblich schon lange mit der Absicht trugen, über ihre Nordgrenze, den Limpopo, hinüberzugehen und die verheissungsvollen Gebiete zwischen diesem und dem Sambesi zu okkupiren. Vielleicht hat gerade auch diese Expansionstendenz der benachbarten Burenrepublik den letzten Anstoss zu der Bildung einer englischen Gesellschaft in Matabeleland gegeben.

Wie dem aber auch gewesen sein möge, auf alle Fälle wird man sich fragen, wie es England fertig gebracht hat, in dem fast hermetischer noch als China oder Marokko abgeschlossenen, von einem wilden Kriegervolke, einem Zulustamme, bewohnten Matabelereich festen Fuss zu fassen. Die Antwort hierauf geben die Kreuze, welche unsere Karten dortselbst aufweisen. Dies sind englische Missionsstationen, die also auch hier wieder einmal das bekannte Wort eines Negerfürsten wahr gemacht haben: „erst kommen eure Prediger, dann eure Händler und endlich eure Soldaten“. Es ist das eben gleichfalls einer der charakteristischen Unterschiede zwischen englischem und deutschem Wesen, dass der kluge Britte von jeher die Fussstapfen seiner Glaubensboten auch zur Vergrösserung seiner weltlichen Macht zu benutzen verstanden hat. Der Mission verdankt England so in der That einen wesentlichen Theil seiner Weltherrschaft.

Ungleich schlechter noch als mit der Nordgrenze sind wir mit unserer Südgrenze weggekommen. Hier könnte der als solche benützte Oranjefluss viel weiter in der Richtung gegen Osten uns von unserem britischen Nachbar scheiden, da er länger als der Cunene nach dieser Himmelsgegend strömt, indess gerade an dieser Seite hat England buchstäblich einen Keil in unsere Flanke hineingetrieben, indem es ein vom 20° ö. L. v. G. und dem 22° s. B. gebildetes, in unser Territorium vorragendes Dreieck als seine unantastbare Interessensphäre bezeichnete, d. h. uns schon bei etwa 80 geographischen Meilen von der Küste aus im Innern Halt zu machen zwang.

Umfasst nun auch dieser grosse Ausschnitt aus unserem naturgemässen Hinterland wenig werthvolles Territorium, nämlich im allgemeinen nur die berüchtigte Kalahari-Wüste, so wird doch damit ein anderes wichtiges Ziel erreicht, unsere Fernhaltung von dem Limpopo, d. h. eine Isolirung der deutschen Kolonie und der zukunftsreichen Transvaalrepublik, nachdem die Möglichkeit einer Berührung und daraus vielleicht resultirenden Verbrüderung beider wie ein wahres Schreckgespenst auf die Kapregierung gewirkt zu haben scheint.

Man sieht, die Engländer haben unseren kolonialen Gelüsten in Südafrika mächtige Schranken gesetzt. Wir haben uns dem gefügt; hätten sie nur ähnlich gehandelt und gleichfalls die betreffenden Verträge gehalten! Aber mit dem erwähnten Eingriff in Khamas Reich und Matabeleland haben sie den 22.° s. B., die Linie, jenseits welcher sie uns freie Hand zu lassen gelobten, überschritten.

Nun, eins kann uns dabei trösten: wir haben da unten noch Landes genug, mehr als genug. Selbst das so beschnittene Areal dürfte noch eine Ausdehnung von etwa 20 000 Qu.-Meilen besitzen, d. i. doppelt soviel, als das ganze deutsche Vaterland daheim umfasst.

Wohl verstanden ist dies aber nur das Terrain, das nunmehr unser werden kann; wirklich in unserem Besitz ist es indess nur erst zu seinem allergeringsten Theile, da nicht nur grosse Stämme, wie namentlich die Ovambos, sondern sogar verschiedene der Küste viel näher wohnende Theile des Hottentottenvolkes sich der deutschen Schutzherrschaft noch nicht unterwarfen. Ja, nachdem auch der Hererohäuptling Maharero den Vertrag mit uns zerrissen hat, ist unser Besitz da unten zur Zeit auf ein Minimum beschränkt. Möchte es gelingen, ihn zunächst wieder auf den vorherigen Umfang zu bringen, dann würde er allmählich auch die ganzen erwähnten 20 000 Qu.-Meilen Landes in sich aufzunehmen vermögen und damit ein in der That imposantes Reich darstellen.

Die Reorganisation der früheren Verhältnisse wird aber nicht allein durch eine militärische Macht, sondern vor Allem durch eine verständnissvolle Behandlung der Eingeborenen eingeleitet werden müssen, durch eine genaue Beobachtung der native laws. Es ist da nicht nur im Hererolande, sondern auch in dem Namalande viel gesündigt worden. Der eine Fehler wurde schon oben angedeutet; er lag darin, dass den Hereros kein Schutz gegen die Räubereien der Namas und gegen die Uebergriffe der Buren gewährt wurde. Der Abschluss der deutschen Schutzverträge geschah in einer Zeit, wo es auf schnelles Handeln ankam, wo es das Wesentlichste zu sein schien, bestimmte Gebiete für spätere Kolonialzwecke zu sichern; das sollte mit möglichst geringem Kostenaufwande geschehen, und hierzu waren die Schutzverträge bestimmt. Der Schwerpunkt dieser Verträge liegt nun darin, dass der Häuptling oder Kapitän dieses oder jenes Stammes sich verpflichtet, sein Land oder Theile desselben nicht an eine andere Nation oder Angehörige einer solchen ohne Zustimmung des deutschen Kaisers abzutreten, noch ohne Zustimmung desselben Verträge mit anderen Regierungen abzuschliessen. Man glaubte darin eine hinreichende Sicherheit für alle Fälle zu finden, und diese Abmachungen hätten auch genügt, wenn nicht auf der anderen Seite das Deutsche Reich die Verpflichtung des Schutzes über Land und Volk übernommen hätte. Das war die nothwendige Form, um das staats-

rechtliche Verhältniss zum Ausdruck zu bringen, in welches die betreffenden Gebiete zum Reiche treten sollten: Machtunterworfenheit ohne Zugehörigkeit zum Reichsgebiete. Für Deutschland bedeutete dieser „Schutz“ nur die Absicht, andere Nationen von jenem Lande fern zu halten; die Eingeborenen fassten aber die Sache ganz anders auf. Sie hatten genug von dem greisen Kaiser Wilhelm I. gehört, dessen Heeren kein Feind Widerstand leistete, dessen Hand gewaltig war von Meer zu Meer; sie erwarteten von seinem Schutze eine wesentliche Verbesserung ihrer Verhältnisse, thatkräftige Hilfe gegen ihre Nachbarn. Sie machten aber bald die Erfahrung, dass sie sich nach wie vor mit ihren alten Feinden, mit dem Räuberhauptmann Hendrick Witbooy, herumschlagen mussten, das Reich erschien nur in der Person eines einzigen Beamten; das genügte natürlich nicht, um unseren Schutzgenossen einen Begriff von der Stärke des Deutschen Reiches zu geben. Für eine Zuneigung zum Reiche hatten die Süd-west-Afrikaner überhaupt keinen Grund, es zu fürchten, hatten sie keine Veranlassung, daher wurde es ihnen allmählich ganz gleichgültig, und die deutschen Schutzverträge kümmern sie heute im Grunde ebensowenig, wie die Reichsregierung selbst.

Weiter hat man noch alle Verträge für giltig erklärt, welche jene Stämme vor Abschluss der deutschen Schutzverträge mit anderen Nationen und deren Angehörigen abgeschlossen hatten. Damit hat man einen Zustand geschaffen, der unangenehme Erscheinungen hervorruft, denn wie viele Verträge schon geschlossen sind oder noch geschlossen und zurückdatirt werden, lässt sich nicht ermessen. Es ist damit einem fortwährenden Streite und allerhand Unordnungen Thür und Thor geöffnet. Das Auftreten von R. Lewis im Lande der Herero lehrt uns, was wir dort überhaupt zu erwarten haben, wenn deutsche Interessen nicht in anderer Form vertreten werden. Schon ist allerdings für Deutschlands Ansehen dadurch etwas geschehen, dass eine Schutztruppe dahin gesandt ist; es fragt sich aber, ob eine solche, auch wenn sie verstärkt wird, genügt. Bei einem ernstlichen Zusammenstoss mit den Eingeborenen würde es sich bald zeigen, dass man mit Kriegführung das Gegentheil von dem Erhofften erreicht und dass auch dort der Kampf für Europäer sehr schwierig ist. Doch wird es möglicherweise nicht dazu kommen, schon das Erscheinen der kleinen Schutztruppe soll heilsame Wirkungen gehabt haben. Das zweite wird sein, dass die Deutschen sich den Eingeborenen nähern und zwar zunächst dadurch, dass sie mit ihnen in Handelsbeziehungen treten, ihnen ihre Bedürfnisse gut und

preiswerth liefern. Mehr verlangen können sie vorläufig nicht. Den Handelsunternehmungen können dann Bergarbeiter, Landleute u. s. f. folgen. Eine solche Ansiedlung Deutscher wird aber schwierig und zum Theil unmöglich gemacht durch die bisherigen Schutz-Verträge. Dazu nur ein Beispiel. In dem Vertrage mit den Bastards zu Rehoboth, wo besonders das Konsortium des Herrn v. Lilienthal thätig ist, steht ausdrücklich: „Doch behalten sich die Bürger von Rehoboth die Freiheit vor, in jedem einzelnen Falle die Bedingungen festzustellen, unter denen die Fremden in ihrem Gebiete bleiben dürfen.“ Daher ist es nothwendig, neue Verträge abzuschliesen, welche bindender sind; auf diese Weise wird man allen Streitigkeiten, wie sie bislang üblich waren, ein Ende machen und damit erst Unternehmungen sowie Einwanderung von deutscher Seite hervorrufen. Die Engländer, welche jahrhundertelange Erfahrungen haben, sind sofort diesen Weg gegangen und hierin müssen wir ihnen folgen, wenn das Gebiet dauernd mit uns verbunden bleiben soll.

Ein anderer Fehler war der, dass zwar eine ganze Reihe von unnöthigen paragraphischen Bestimmungen und Regulationen erlassen worden sind, welche die Stellung der Weissen zu den Hottentotten regeln sollten, aber unterlassen worden ist, für die Ausführung derselben Sorge zu tragen. War das moralische Uebergewicht, welches die Weissen über die Hottentotten besassen, zur Zeit der Ankunft des Reichskommissars im Namalande schon stark erschüttert, so wurde durch sein Vorgehen dasselbe fast vernichtet. Kapitän Josef Fredericks von Bethanien fühlte sich, um ein Beispiel herauszugreifen, natürlich in Folge der Haltung des Reichskommissars als eine sehr gewichtige Persönlichkeit, erliess dann seine Ordonnanzen, worin er die Löhne seiner den Weissen dienenden Unterthanen nicht allein um das Doppelte, sondern auch die Lizenz der weissen Händler von 5 £ auf 25 £ erhöhte. So ist es gekommen, dass der Handel im Namaqualand fast ruinirt wurde und Lüderitz es immer schwieriger fand, ein Geschäft zu machen. Die Hottentotten waren so widerspenstig geworden, dass bei dem Mangel an jedem Schutz auch die Eintreibung von Forderungen einfach eine Unmöglichkeit wurde.

Auch hier bedarf es einer Machtentfaltung Deutschlands, wenn die Sicherheit für Leben und Eigenthum gewährleistet und damit die Möglichkeit wirthschaftlicher Entwickelung geschaffen werden soll.

Einen grossen Auswandererstrom wird Südwest-Afrika niemals aufnehmen können, da sich das Land im Grossen und Ganzen nur als zur Viehzucht geeignet herausgestellt hat. Die Trockenheit

des Landes steht einer ausgedehnten Kultivation desselben hinderlich entgegen und in den trockenen Flussbetten wird nur hier und da eine Bebauung des Landes mit regelmässiger Bewässerung durch Quellen, den Oranjefluss, oder durch Reservoirs sich ermöglichen lassen, das aber dann ausgezeichnete Erträge giebt. Als günstig für Ackerbau sind in Damaraland etwa Deepdal, Horebis, Tsaobis, Otyikango, die Gegend nördlich des quellenreichen Waterberg bei Grootfontein, Omaruru u. s. w. anzusehen, in Gr. Namaland höchstens Rehoboth, Hoachanas und einige Uferküsten des Oranje River, auf welche mit den benachbarten Grasländereien jetzt auch kapstädtische Spekulanten ihre Augen geworfen, nachdem die Deutschen Petersen und Dominikus dort die Pionierarbeit verrichtet haben.

Für Viehzucht, Rindviehzucht und Schafzucht, kommen in Damaraland in Betracht das Bergdamaraland, Otyimbingue, Okahandya, das rechte Khan-Ufer, Usakos, Omburo, Otaitai, der südöstliche Waterberg, die Gegend zwischen Damaraland und Ngami-See, die Gegend nordwestlich Tiras u. s. w., obwohl bei den weiter nach dem Innern gelegenen Strecken die Kosten des Transports nach der Küste sehr gross sind und Viehzucht unprofitabel machen möchte. In Gross-Namaland eignen sich für die Viehzucht ebenfalls Rehoboth, Hoachanas, Grootfontein, Aus, Gegend östlich Gadaos, Keetmannshoop, Aris, Windhoek (die beiden letzteren sogar für Rindviehzucht im Grossen). Eine grosse Schwierigkeit bildet aber auch hier die Wasserfrage, da die Eingeborenen gerade in dieser Beziehung, die oft eine Lebensfrage für sie bildet, sich nicht leicht zu Konzessionen bereit finden dürften. Die Buren haben zwar in den letzten Jahren schon angefangen, den Nama die Quellen abzukaufen, aber wenn die Nama sehen, dass dies für sie den Untergang bedeutet, wird die Folge davon ein neuer Aufstand sein. Vielleicht lässt sich auch die Kameelzucht einführen.

Für Plantagenbau sind wohl nur die nördlichen Gegenden von Amboland geeignet. Doch ist hierbei die bedeutende Entfernung von der Küste und ein ungesundes Klima, abgesehen von der Unsicherheit im dortigen Lande in Rücksicht zu ziehen. Der Anpflanzung von Dattelpalmen sollte man in den Wüsten mit Grundwasser eine grössere Aufmerksamkeit schenken.

Im Uebrigen ist das Klima Südwest-Afrikas ein ausgeprägtes Steppen- und Wüstenklima, ausgezeichnet durch die Trockenheit der Luft, und durch geringe jährliche Niederschläge im Allgemeinen ein gesundes. Wie in allen Wüstengegenden finden wir aber starke Tem-

peraturextreme. Den Tag über steigt das Thermometer, besonders im Sommer, zu ausserordentlicher Höhe, sinkt aber dafür des Nachts durch die bedeutende Abkühlung wieder sehr, im Winter in den höher gelegenen Gegenden nicht selten unter den Gefrierpunkt. An der Küste werden die Temperaturextreme durch die Nähe der See gemildert. Die Trockenheit der Luft bewirkt es, dass das Klima Süd-west-Afrikas verhältnissmässig gesund ist, während z. B. unter gleichen Breitengraden in den feuchttropisch-portugiesischen Besitzungen der Ostküste die tödtlichsten Fieber herrschen. Auch sind die hohen Temperaturen bedeutend leichter zu ertragen als im tropischen Afrika die niedrigeren, da wegen des geringen Feuchtigkeitsgehalts der Luft die Haut stets trocken bleibt.

Das Kamerungebiet.

Als vor vierzig Jahren zum ersten Male eine grosse Bewegung für Erwerbung überseeischer Besitzungen durch das deutsche Volk ging und nicht nur theorethisch die Möglichkeit sowie die Vortheile und Schäden einer Kolonialpolitik erörtert wurden, sondern auch praktische Versuche Kolonien in Besitz zu nehmen, stattfanden, schlug der bekannte Nationalökonom Wappäus vor, dass die Regierungen auf Staatskosten die in ihren Details so gut wie unbekannte Geschichte der kolonialen Erfahrungen anderer Nationen auf Grund der Quellen abfassen lassen möchten. In der That bildet ja das Studium der Thätigkeit und der Erfolge der bewährten Kolonialmächte für die auf überseeischem Gebiet ganz unerfahrene deutsche Nation die beste Schule, und es liegt auf der Hand, dass auf keinem Gebiete die Durchforschung der Vergangenheit so viel praktischen Werth für die Gegenwart haben dürfte wie auf diesem. Die von Wappäus gegebene Anregung ist aber ohne Erfolg geblieben, die Ereignisse der Revolutionsjahre, die nachfolgende Versumpfung alles öffentlichen Lebens liessen den kolonialen Gedanken wieder vollkommen in den Hintergrund treten. Die deutschen Gelehrten verlegten sich wieder auf das Studium des grauesten Alterthums, die Erforschung des Lebens und Treibens mittelalterlicher Fürsten und Mönche und fanden keine Zeit, sich mit wirthschaftlicher Geschichte oder gar mit der Entwicklung der überseeischen Erwerbungen der europäischen Staaten zu beschäftigen. Von Seiten der deutschen Regierungen, welche für koloniale Unternehmungen weder Sympathie noch Verständniss besassen, geschah erst recht nichts, um sich über

Werth oder Unwerth überseeischer Einwirkungen auf Grund der vorliegenden Erfahrungen ein klares Bild schaffen zu können. Als daher nach der Konsolidirung des Deutschen Reiches, der Entstehung einer grossen Handelsmarine und der Schaffung einer entsprechenden Kriegsflotte der Wunsch nach Besitzergreifungen im Auslande aufs neue auftauchte und diesmal zur Erwerbung ausgedehnter Schutzgebiete führte, waren das deutsche Publikum wie die Regierungen auf diesem Gebiete fast so unwissend und unerfahren, wie vierzig Jahre zuvor. Die einzigen Kenner und Sachverständigen, die Factoreien besitzenden Kaufleute und wissenschaftlichen ernsten Reisenden fanden in Folge dessen für ihre nüchternen, sachlichen Ansichten und Vorschläge wenig Gehör. Infolge dessen sind viele Fehler gemacht worden, deren Vermeidung nicht eben leicht war, da Erfahrungen und geeignete erprobte Personen auf diesem Gebiete uns vollständig abgingen. Die letzten Jahre haben einen kleinen Fortschritt zum Bessern gesehen, aber die richtige Methode der Erforschung der Länder ist immer noch nicht entdeckt, obwohl der Staat jetzt hohe Summen dafür ausgiebt. Denn mit wenigen Ausnahmen wird nur die geographische Forschung betrieben, da die sonst tüchtigen Forscher wenig Zeit und Gelegenheit, und seitdem sie sich fast ausschliesslich aus Militärkreisen rekrutiren, wohl auch wenig Neigung haben, die wichigen Fragen des Handels und des Verkehrs zu studiren.

Glücklicherweise haben sich gerade im Kamerungebiet, welches das Schoosskind der geographischen Entdeckung von Reichswegen geworden ist, Forscher gefunden, welche Sinn für die Aufgaben der Gegenwart haben und denen der Händler und Kaufmann vertrauensvoll folgen konnte. Aber wenn schon frühere Forschungsreisende im Kamerungebiet über die kärglichen, ihnen zu Gebote gestellten Mittel geklagt haben, so ist der Aufwand heute, obwohl er grösser geworden, doch noch immer bei der Zahl der beschäftigten Personen ein recht beschränkter, so dass die erreichten bedeutenden Erfolge um so höher zu schätzen sind. Dieser Mangel an Mitteln hat auch wohl verhindert, dass für die handelsgeographische Erforschung die geeigneten Kräfte erworben wurden und dass infolgedessen heute noch der ganze Vortheil aus den Erforschungen nicht der Gesammtheit, sondern einigen wenigen in Kamerun etablirten Hamburger Kaufleuten zu Gute gekommen ist und sich erst in neuerer Zeit die Aufmerksamkeit weiterer finanzieller Kreise Kamerun zugewendet hat.

Wir haben bereits im ersten Bande des Jahrbuches zwischen drei Forschungsgebieten unterschieden, einem nördlichen, mittleren und

südlichen, und wollen diese naturgemäss gegebene Eintheilung beibehalten.

In dem nördlichen Theil war durch die Barombi-Station am Elefantensee ein fester Stützpunkt geschaffen, von dem aus nach allen Richtungen Reisen unternommen werden konnten. Dort waren Dr. Zintgraff und Hauptmann Zeuner stationirt, welche eine Reihe von sehr instruktiven Reisen machten. In das Jahr 1888 fällt noch ein Ausflug des Dr. Zintgraff und Hauptmann Zeuner, den sie von der Station längs des Mungo etwa 60 km nach Norden in das Batumland machten. Sie fanden dort bereits das Aeussere der Landschaft sehr verändert; der Wald war stellenweise sehr licht, so dass die Muthmassung aufgestellt wurde, das Savannengebiet des Sudan erreicht zu haben, in welches die Kund-Tappenbeck'sche Expedition vom Batangaland ebenfalls gedrungen war. Es lag in der Absicht Dr. Zintgraffs, etwa 150 km nördlich von der Barombi-Station eine zweite anzulegen, aber das Antreffen von Muhamedanern und die von ihnen zur Schau getragene Feindseligkeit liess ihn den Plan ändern und nach Kamerun zurückgehen, wo zuerst für eine ansehnliche Verstärkung gesorgt werden musste. Er wählte für die zweite Expedition hauptsächlich Haussaleute aus Lagos, da die Dualla sehr feige sind, und trat am 17. Dezember mit einer Karawane von 180 Mann zum zweiten Male seinen Marsch in das Innere an, diesmal aber in der ausgesprochenen Absicht, auf dem Landwege Adamua und den Benuë zu erreichen. Nach mehreren Monaten vergeblichen Wartens auf Nachrichten, in welchen bereits schlimme Befürchtungen laut wurden, gelangte aber am 22. Juli ein Telegramm von Brass am Niger an, welches ohne Angabe weiterer Einzelheiten die Ankunft Dr. Zintgraff's in Ibi am Benuë meldete. Am 6. August trafen ferner im deutschen Konsulat zu Lagos neun Leute der Zintgraff'schen Expedition ein, welche bestätigten, dass Mitte Juni Dr. Zintgraff sich am Benuë aufhielt und von da weiter nach dem Innern reisen wollte. Er befand sich damals wohl. Unterwegs war eine Station angelegt worden, Balejon. — Es ist damit endlich ein grosses Ziel erreicht, welches E. Flegel seiner Zeit vorschwebte, als er den Vorschlag machte, vom Benuë nach Kamerun vorzudringen, um sich mit einem anderen Forscher, der von Kamerun aus gehen sollte, etwa auf dem halben Wege zu vereinigen. Aber was damals, als die Grenzlinie zwischen der englischen und deutschen Interessensphäre bei Ibi am Benuë auslief und die Schifffahrt auf dem Niger noch vollkommen frei war, eine grosse Bedeutung hatte, ist heute, wo die Grenzlinie

weiter nach Osten bis Jola verschoben und der Niger durch die Royal Niger Company fast gesperrt ist, von zweifelhaftem Werthe. Immerhin wird die Untersuchung von Interesse sein, wenn erst die Berichte Dr. Zintgraff vorliegen, ob nicht ein Ueberlandweg zwischen Adamana und Kamerun herzustellen ist, um wenigstens einen Theil des Exportes der sehr wichtigen Haussastaaten nach unseren Gebieten abzulenken.

Hauptmann Zeuner, welcher auf der Barombistation zurückgeblieben war, machte in dieser Zeit einige kleine Ausflüge in die Umgebung, nachdem er bereits früher die Bafaramiberge besucht hatte. Er kam dabei in nordwestlicher Richtung bis Bioko (5° 2′ w. Br. und 9° ö. v. G.), konnte aber, da es ihm unmöglich war, Führer zu erhalten, die Schnellen des Kalabarflusses auf diesem Wege nicht erangen. Während dieser Zeit war ein Privatgelehrter, Dr. Preuss, auf der Station mit botanischen und entomologischen Beobachtungen beschäftigt, welche manche interessante Resultate ergaben. Er schildert sehr hübsch die landschaftlichen Reize der Station, wenn er schreibt:[1] „Das Gebiet der Barombistation ist bergig und von vielen kleinen Wasserläufen durchschnitten, von denen die meisten die ganze Trockenzeit hindurch Wasser führen. Bedeutendere Bodenerhebungen finden sich besonders westlich, sowie auch nord- und südwestlich vom Elefantensee, während bei klarem Wetter in der Regenzeit im Süd-Süd-Westen das Kamerungebirge, im Nord-Osten die Bafaramiberge in imposanter Höhe sich dem Auge darbieten. Den landschaftlich schönsten Anblick gewährt der Elephantensee mit seinen hohen und steilen von grandioser Urwaldvegetation bedeckten Ufern und der romantischen Barombi-Schlucht mit etwa 70 m hohen senkrechten Felswänden, in deren Grund der aus dem Elefantensee entspringende Barombibach schäumend in starkem Gefälle sein steiniges Bett durchrauscht. Der Charakter der Landschaft ist vorherrschend derjenige des Buschwaldes. Kampine, Savanne, Busch fehlen. Urwald, d. h. ursprünglicher, von zerstörenden Eingriffen der Menschenhand völlig verschont gebliebener Wald findet sich in majestätischer Pracht entwickelt an den Ufern des Elefantensees, wo die Waldriesen Stamm an Stamm zu imponirender Höhe emporstreben, während ein grünes Blättermeer darüber sich ausbreitet, ein „säulengetragenes, herrliches Dach.“ . . .

---

[1]) „Mittheilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten“, welche für diesen Artikel mehrfach benutzt sind. II. Band, 2. Heft.

Im mittleren Gebiet sind keine bemerkenswerthen Forschungsreisen zu erwähnen, dagegen ist im südlichen Gebiet wieder ein Fortschritt zu verzeichnen.

Die Expedition Kund hat die Absicht, unmittelbar am Fusse der Edea-Fälle des Sannaga eine Station zu gründen, vorläufig aufgeben müssen, dagegen aber eine Station weiter im Innern angelegt. Um unter möglichst günstigen Umständen die Erforschung des Hinterlandes von Kamerun wieder aufzunehmen, und die Zeit nicht ungenützt verstreichen zu lassen, nachdem die Ausrüstung vollendet und ca. 150 Träger zum Theil in Lagos angeworben worden, sind Kund und Tappenbeck Ende des Jahres 1888 (siehe Seite 164 des Kol. Jahrbuches, Erster Jahrgang) ungefähr auf ihrer alten Route wieder nach dem oberen Sannaga marschirt und haben im Februar 1889 im Dorfe des Zonu, in dem Gebiet zwischen dem oberen Sannaga und Njong, die Station gegründet. Ein Versuch, die Station am Njong selbst zu erbauen, musste schliesslich aufgegeben werden, weil die Verpflegung der Leute schwierig wurde. In der Nähe dieses Platzes gab es mehrere grosse Häuptlinge, die sich sehr ärgerten, dass sich die Expedition in der Nähe des Dorfes eines Knaben, wie sie sich ausdrückten, niederliess. Denn dieser kleine, unbedeutende Häuptling gewann natürlich hierdurch ein grosses Ansehen, dass die Weissen bei ihm wohnten. Die übrigen Häuptlinge verboten daher ihren Leuten, Lebensmittel zu verkaufen, und so wurde Kund zur Aufgabe seines ursprünglichen Planes genöthigt. Die Station liegt an der Grenze des Gras- und Waldlandes in einem Gebiet, wo verschiedene Stämme wie Batti, Upangwe, Fan u. s. w. zusammenstossen. Vier Tagemärsche nach Norden führen in eine ganz andere Welt, aus der Region des feuchten Waldlandes und das Maniok in die trockenen Grasländer des Sudan und die Gebiete des Sorghum und der Fächerpalme. Die Jeundo, bei denen die Station errichtet ist, sind ein sehr glücklicher Stamm; Alle sind von ausserordentlich hohem und schlankem Wuchs, wohlgenährt, haben glänzende schwarze Augen und vielfach ausserordentlich regelmässige Gesichtszüge. Dabei sind sie fröhlich und lieben den Tanz über alles. „Noch unverdorben durch den Handel“, so schildert sie Kund, „leben sie in einem von ihnen selbst gewonnenen geringen Grade von Kultur in verhältnissmässig glücklichem Zustande. Ihr Land ist wohl angebaut, sie gewinnen mit wenig Arbeit genügend Lebensmittel, leben in hübschen, sauberen Dörfern, im allgemeinen in friedlichen Zuständen. Wenn ich irgendwo einen Volksstamm suchen sollte, der

in seinem Naturzustande den Vorzug zu verdienen scheint im Rousseauischen Sinne vor den Völkern mit vorgeschrittener Kultur, so würde ich zuerst an jene Jeundos und Tingas denken mit ihren gesunden Leibern, ihrem Frohsinn, ihrem sorglosen Hinbringen der Tage ....“ Hoffentlich beglückt man diese Naturvölker nicht mit Branntwein!

Hauptmann Kund traf von dieser Station nach einem Marsch von 20 Tagen im Frühjahr in der Kribistation an der Küste ein und schickte von dort eine Karawane nach der neuen Station ab, um Lieutenant Tappenbeck, der sich allein mit seinen Leuten dort befand, neue Tauschwaaren, Werkzeuge und Provisionen zuzuführen. Kund begab sich dann, da Tappenbeck sich in gutem Gesundheitszustande befand, nach Kamerun, um wegen eines hochgradigen Rheumatismus ärztlichen Rath in Anspruch zu nehmen. Der Arzt, rieth ihm, sich nach Europa einzuschiffen. Der Geologe Dr. Weissenborn, welcher mit der Expedition ins Innere aufgebrochen war, war schon Ende des Januar wegen Krankheit nach Kribi zurückgekehrt, von wo er nach Kamerun geschafft werden musste. Er ist dort am 21. Februar am Herzschlag verschieden. Da auch der Botaniker Braun aus Gesundheitsrücksichten nach Europa zurückkehren musste, so bestand schliesslich die ganze Expedition nur aus dem Hauptmann Tappenbeck, welcher leider bald darauf dem Fieber erlegen ist. Sein letzter vom 12. Juli datirter Brief lautet im Auszuge:

„Am 12. März brach Hauptmann Kund von der Station Epsumb im Gebiete des Jeundo-Volkes mit 60 Leuten nach der Küste auf. Die Jeundo und andere kleine Stämme, welche zwischen denselben sitzen, blieben durchaus friedlich, so dass ich ungestört die Aufnahme der Umgegend der Station beginnen konnte, von der etwa 20 qkm fertig sind. Der Ausbau der Station selbst war bei meinem Verlassen derselben am 17. Juni bis auf das Wohnhaus vollendet. Bananen-Pflanzungen sind angelegt, eine Maisernte ist eingebracht, der Garten liefert die ersten Gemüse. Lebensmittel bringen die Eingeborenen täglich über unseren Bedarf. Das Verhältniss zu den Eingeborenen ist, soweit es die Jeundo betrifft, ein durchaus freundschaftliches. Am 9. Mai kamen die mit Dr. Weissenborn und Hauptmann Kund nach der Küste geschickten Leute unter Führung von Herrn Hörhold auf der Station an. Durch Mittheilung des Gouverneurs erfuhr ich, dass Nachrichten über Dr. Zintgraff nach Kamerun gekommen wären, dass derselbe nicht weiter könne und wahrscheinlich bei den Banyang festsässe. Ich sollte versuchen, zu erkunden, wo Dr. Zintgraff sei. Am 15. Mai brach ich mit 120 Leuten von der Station auf und setzte am 24. Mai über den Sannaga. Am 27. Mai erreichte ich die Stadt des Häuptling Ngirang (auch Ngila genannt) unter 4° 42′ n. Br. und etwa 12° 25′ östl. L. Ngirangs Stadt besteht aus etwa 500—600 Hütten mit 1 500—1 800 Einwohnern und ist einer der bedeutendsten Sklaven- und Elfenbein-Märkte des südlichen Adamaua-Gebietes. Geographisch wird man diesen Landstrich noch nicht zu Adamaua rechnen können, politisch aber unbedingt. Auch geht der gesammte

Handel nach dem Norden, dem Benuë, zu, und besteht in keiner Weise ein Verkehr zwischen den Völkern des südlichen Sannaga-Ufers und denen jener Gegenden. Die Aufnahme in Ngirangs Stadt war eine aussergewöhnlich freundschaftliche. Mich und sämmtliche meiner Leute verpflegte der Häuptling unentgeltlich die 6 Tage meines Aufenthalts hindurch; danach kehrten wir nach der Station zurück. Vom Dr. Zintgraff habe ich nichts erfahren können, doch behaupteten Händler, welche von Jola gekommen waren, dass man ihm bei den Adamaua-Völkern nichts zu leide thun werde. Die letzteren betreiben die Sklavenjagden mit Eifer und Erfolg. Am dritten Tage meines Aufenthaltes bei Ngirang wurden etwa 180 Frauen, Männer und Kinder gefangen von seinen Kriegern eingebracht, 100 Sklaven, meistens Frauen, standen fertig zum Abmarsch nach Jola, und verschiedene Händler warteten auf grössere Posten Elfenbein und Sklaven. Die Gegend auf dem nördlichen Ufer des Sannaga ist vollständig verwüstet. Sämmtliche Dörfer sind zerstört, der Rest der Eingeborenen, der den Händen der Sklavenjäger entronnen, sitzt auf den Inseln des Sannaga. Die Hauptabsatzgebiete für Sklaven und Elfenbein sind für Ngirang und den Häuptling Mango die Reiche Sokoto, Adamaua und Bagirmi. Es ist meine feste Ueberzeugung, dass die Jeundo-Station einst ein grosser Schutz für die dortigen Stämme sein wird. Keiner der Sklavenjäger wird es wagen, in ein Land einzufallen, wo das Haus eines Weissen steht. Am 10. Juni traf ich auf der Station wieder ein. Am 17. Juni brach ich mit 138 Leuten nach der Küste auf, nachdem ich genaue Instruktion an Herrn Hörhold hinterlassen, was während meiner Abwesenheit zu thun sei. Fünf Stunden von der Station beim Passiren eines Waldes wurden wir beschossen an der Grenze des Jatenge-Stammes. Wir gingen zum nächsten Jeundodorfe und richteten es zur Vertheidigung ein. Am 20. Juni überfielen 20 meiner Leute die versammelte Streitmacht der feindlichen Stämme, welche zur Berathung zusammengekommen waren, und richteten eine vollständige Panik an, so dass von feindlicher Seite auch nicht ein Schuss fiel. Zwei der einflussreichsten Häuptlinge kamen hierbei ums Leben; die Anzahl der Todten betrug 11, die der Verwundeten muss bedeutend sein nach Aussage der Jeundo. Jedenfalls war seit diesem Tage die Gegend verlassen, die Jeundo und Jatenge sind zu den Bane geflohen. Ich halte dieses Ereigniss für ein grosses Glück für die Entwickelung der Station. Ein Zusammenstoss mit den Eingeborenen wäre nie zu vermeiden gewesen, nachdem durch den Ueberfall der Bakoko der Ruf von der Unbesiegbarkeit der Weissen gelitten hatte, die Diebereien hätten nie aufgehört, solange kein Schuss gefallen wäre. So kam mir die Gelegenheit sehr erwünscht, zumal ich in Erfahrung gebracht hatte, dass die Jetudi am Njong mir auflauern wollten. Letztere schickten nun schleunigst Boten, welche mir versicherten, nie etwas Feindliches gegen uns zu unternehmen. Am 4. Juli, nach 12 ausserordentlich anstrengenden Märschen, die ich machen musste, um den von Süden kommenden Dampfer zu erreichen, kam ich auf der Kribistation an. Ein in Folge der anstrengenden letzten Wochen erhaltenes Fieber habe ich bereits überstanden, doch bin ich dadurch verhindert worden, einen ausführlichen Bericht niederzuschreiben, den ich erst mit dem nächsten Postdampfer schicken kann. Der Gesundheitszustand der Leute auf der Jeundostation ist ein sehr guter, ich habe daselbst keinen Fieberanfall gehabt."

Mit Tappenbeck hat die Afrikaforschung einen ihrer kühnsten und erfolgreichsten Vertreter verloren. Seine ersten Lorbeeren

erwarb er sich als das jüngste Mitglied der Kongo-Expedition der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland, durch die Erforschung des südlichen Kongogebietes. In Begleitung von Kund war er am 9. August 1888 mit 90 Loangoleuten von Leopoldville am Stanleypool abmarschirt. Als sie — Premierlieutenant Kund an drei tiefen Pfeilwunden schwer erkrankt und bewegungsunfähig und von den 88 zurückkehrenden Loangoleuten 33 gleichfalls schwer verwundet und krank — am 28. Januar wieder Leopoldville erreichten, da konnten sie einen vollen Erfolg als das Ergebniss ihrer gefährlichen Reise aufweisen. Ueber 400 deutsche Meilen hatten sie in bisher gänzlich unbekannten Gebieten fast nur auf Landwegen zurückgelegt, zwischen Kongo und Kassai hatten sie drei schiffbare Flüsse gefunden, den Wambu, Saie und Kuilu, von denen bis dahin nur der letztere dem Namen nach bekannt war, und darüber hinaus hatten sie einen ganz neuen grossen Strom, den Lukenje, entdeckt und befahren. Der endliche glückliche Verlauf der Expedition war fast ausschliesslich Tappenbeck zu verdanken; ohne ihn wäre die ganze Mannschaft, die schliesslich mit den Eingeborenen blutige Kämpfe durchzufechten hatte, jämmerlich zu Grunde gegangen; seine Thatkraft, seine ruhige Erwägung und sein festes Wollen, seine körperliche Ausdauer, seine ausgezeichnete Schiessfertigkeit bewährten sich in glänzender Weise. Der jugendliche, schmächtige, kleine Offizier, der damals höchstens 25 Jahre zählte, bewies sich hier als ein ganzer Mann; seinem Waffengefährten schnitt er auf dessen Bitten mit einem Rasirmesser — chirurgische Instrumente standen nicht zur Verfügung — die Pfeile aus dem Unterleib und dem Arm; die durch Hunger und Müdigkeit erschöpften Leute suchte er im Buschwerk einzeln auf, um sie nicht hilflos zu Grunde gehen zu lassen, er heiterte die Schwerkranken auf, die zumal an bösartigen Unterschenkelgeschwüren litten, er baute fünf Kanus, die nach dreiwöchentlicher Arbeit genügten, die ganze Mannschaft und ihr Gepäck zu tragen, und auf ihnen bewerkstelligte er die fast dreiwöchentliche ungefährdete Rückkehr der Expedition auf dem Lukenje nach dem Kongo. Die beiden Forscher stellten sich in den Dienst der deutschen Reichsregierung und reisten am 15. August 1887 von Hamburg ab, um im Batangagebiet eine Forschungsstation zu gründen, welche zugleich als Rückhalt für weitere Vorstösse in das Innere des Landes dienen sollte. Im Oktober wurde bereits der erste, vergebliche Vorstoss in das Innere gemacht. Am 7. November wurde von neuem von der Küste aufgebrochen, man kam etwas

über 300 Kilometer von der Küste entfernt bis zur Grenze der Bantu und Sudanneger, hier wurde aber, wie bekannt, die Expedition ganz unerwartet im Gräsermeer der hohen Savannen von den Bakokos überfallen, und erst nach einem Verlust von 10 Todten und zahlreichen Verwundeten, nach furchtbaren Entbehrungen während der Durchkreuzung der Urwaldregion, nachdem endlich der zufällig an der Küste anwesende Vizegouverneur Zimmerer der halbverhungerten Expedition Hilfe und Nahrungsmittel zugeführt, gelang es, die Küste wieder zu errreichen. Beide Offiziere waren durch Pfeilschüsse verwundet worden; Lieutenant Tappenbeck sah sich genöthigt, zur Heilung seiner Wunde nach der Heimath zurückzukehren. Er traf hier Ende Mai 1888 ein, weilte aber nur wenige Monate und kehrte alsdann zur Station zurück, um abermals mit Kund einen neuen Vorstoss ins Innere zu unternehmen, der, auf denselben Pfaden vorgenommen, jetzt ein weit glücklicheres Ergebniss hatte und im Anfang dieses Jahres zur Gründung der Station im Innern des Landes führte. Hauptmann Kund, welcher soeben in Europa eingetroffen war, reiste nach der am 31. Juli eingetroffenen Nachricht vom Tode des Lieutenants Tappenbeck, ohne eine zu seiner Herstellung nöthige Kur durchzumachen, schon am 1. August wieder von Hamburg nach Kamerun ab, um seine Expedition nicht allzu lange führerlos zu lassen. Ende August folgte ihm bereits Premierlieutenant Morgen nach, welcher an Stelle Tappenbecks treten und wahrscheinlich auf der Station Epsumb seinen Aufenthalt nehmen wird.

Den südlichsten Theil des deutschen Schutzgebietes hat aller Wahrscheinlichkeit nach, obwohl genaue Angaben noch fehlen, auch ein Franzose, Crampel, gestreift, welcher mit Loandanegern vom Ogowe nach Norden aufbrach und dabei den N'Tem oder Rio Campo, welcher die Grenze zwischen den französischen und deutschen Besitzungen bildet, in seinem Mittelllauf berührte. Er stellte fest, dass an der Grenze der Fanvölker schon das Vorhandensein des muhamedanischen Einflusses bemerkbar sei. Die Grenze des Muhamedanismus wird also noch über das Gebiet, welches Kund und Tappenbeck angegeben haben, nach Süden geschoben werden müssen; wenn auch die Berührungspunkte der eingeborenen Stämme mit den muhamedanischen Händlern noch schwach sind, so wird bei der gewaltigen Expansionskraft des Muhamedanismus es leider nur weniger Jahre bedürfen, bis auch in diesen südlichen Gegenden an Stelle des Fetischdienstes eine schlechte Auflage des Muhamedanismus auftritt. Crampel suchte dann die Küste zu erreichen. Aber

in dem Urwalde häuften sich die Schwierigkeiten so, dass er beschloss, den Wasserweg zu benutzen; man erbaute acht Flösse und fuhr damit einen Nebenfluss des N'Tem hinunter. Aber die Fan waren hier von der Ankunft eines Weissen benachrichtigt. Sie hatten von den Kämpfen gegen die deutschen Reisenden im Hinterland von Kamerun gehört und nahmen an, dass Crampel ein Feind sei, welcher ihnen in den Rücken fallen wollte. Sie legten sich in den Hinterhalt, beschossen die Flösse von beiden Flussufern, dass die Lage Crampels, zumal er noch von seinen Trägern verlassen und durch einen Schuss in die Hüfte verwundet wurde, eine sehr kritische wurde. Man verliess den Fluss und suchte durch Eilmärsche aus dem Bereiche der Feinde zu entkommen. Aber die Fan verfolgten sie fortwährend und es begann dann eine wilde Flucht durch den dichten Wald und den Sumpf. Nach vierzehntägigen Eilmärschen erst war es möglich, dem Bereich der Feinde zu entkommen und, vollkommen erschöpft, ein Dorf am N'Tem zu erreichen, wo er mit Misstrauen aufgenommen wurde. Es gelang ihm schliesslich, Bata innerhalb der französischen Interessensphäre am 3. März zu erreichen, nachdem er vom 1. Februar, wo er verwundet ward, bis zu seiner Ankunft in Bata 300 km durchreist hatte.

Die Expedition Kund-Tappenbeck hat vor allem den Handelsbestrebungen der in Batanga etablirten Geschäfte einen neuen Aufschwung gegeben. So beabsichtigte die Hamburger Firma Woermann am unteren Saunaga eine Handelsstation in Verbindung mit dem Vorgehen der Kund'schen Expedition zu gründen und auch am Njong die Handelsposten thunlichst nach dem Innern vorzuschieben, so dass von Regierungswegen beabsichtigt werden kann, wie schon früher in Victoria geschehen, jetzt in Kribi dauernd einen Amtmann zu stationiren. Diese Absicht gründet sich auf die erfreuliche Erfahrung, dass in Folge der Kund'schen Batanga-Expedition der Kautschukhandel an der Batangaküste und der Verkehr mit den Bewohnern des Binnenlandes nach den Berichten dieses Hauses sich seit jener Zeit ganz bedeutend gehoben hat. Allerdings hat sich in neuerer Zeit die bedenkliche Erscheinung gezeigt, dass die kriegerischen und kräftigen Fan sich schon in den nördlichen Häfen gezeigt haben, um Handel zu treiben. Der Handel des Batangagebietes hat überhaupt eine merkwürdige Ausdehnung. Er erstreckt sich weit ins Innere und stösst am Sannaga mit Handelsbeziehungen am Niger und Benuë, zusammen. Der Handel von Kamerun dagegen dehnt sich nur sehr wenig nach Osten

aus, er scheint vielmehr hauptsächlich den Wasserwegen wesentlich in nordöstlicher Richtung zu folgen.

Die Händler[1]) in Kamerun klagen über schlechte Geschäfte, dagegen entwickeln sich die Plantagen sehr erfreulich, obwohl die auf ihr Monopol eifersüchtigen Firmen Genaues darüber nicht mittheilen, selbst nicht einmal für rein wissenschaftliche Zwecke. Es existiren im Kamerungebiet vier Plantagen, wovon allerdings zwei erst im Entstehen begriffen sind. Es sind dies: eine Kakaoplantage im Norden von Victoria, zwischen dem letzteren Platze und Bibundi, und eine Tabakpflanzung in Bibundi. Gechter, ein Württemberger, früher Gouvernementsgärtner und interimistischer Postmeister in Kamerun, der die Kakaopflanzung anlegt, ist im Februar dort hinausgegangen. Weiter vorgeschritten und viel versprechend ist die Kakaopflanzung an der Kriegsschiffshafenbucht, südlich von Victoria. Der Leiter derselben, Herr Theusz, hat in verhältnissmässig kurzer Zeit viel erreicht. Er hat über 100 000 Kakaobäume gepflanzt, die sehr gut gedeihen. Auch der Tabak, den er erzielt, erweist sich

[1]) Nach dem „Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich“ weist der Schiffsverkehr Deutschlands mit seinen Kolonien folgende Zahlen auf: In Kamerun liefen im Jahre 1887 im Ganzen 77 Dampfer, darunter 27 deutsche mit etwa 45,000 Registertons, und 4 Segelschiffe ein. Ebenso hoch muss der Verkehr auf der Rhede von Togo geschätzt werden. Der Verkehr mit dem Deutschen Schutzgebiete in Ostafrika ist kein direkter, die Schiffe sind vielmehr meist nach Sansibar bestimmt, wo die mit dem Festlande Handel treibenden Firmen ihren Sitz und ihre Waarenlager haben. In Sansibar liefen nach dem Deutschen Handelsarchiv im Jahre 1887 9 deutsche Schiffe ein und 10 deutsche Schiffe aus. Da England und Frankreich staatlich subventionirte Linien nach Sansibar unterhalten, war der Verkehr britischer und französischer Schiffe erheblich grösser. Die Marschallinseln wurden von 34 deutschen Schiffen und ausserdem noch von einer Reihe von deutschen Firmen gecharterter fremder Schiffe besucht. Der Schiffs-Verkehr von Deutsch-Neu-Guinea und des Bismarck-Archipels stellt sich nach den von der Neu-Guinea-Kompagnie herausgegebenen Nachrichten im Jahre 1887 wie folgt: 1. In Finschhafen 41 Dampfer mit 12,600 Tons, 4 Segelschiffe, darunter 3 deutsche, mit 1764 Tons. 2. In Konstantinhafen 19 Dampfer mit 5038 Tons. 3. In Hatzfeldthafen 15 Dampfer mit 2456 Tons. Es sind dies fast alles die Schiffe der Neu-Guinea-Kompagnie gewesen. 4. In Mioko 27 Dampfer, darunter 18 deutsche, mit 4025 Tons; 37 Segelschiffe, darunter 34 deutsche und 3 englische, mit zusammen 3387 Tons. 5. In Nusa 10 Dampfschiffe, darunter 5 deutsche, mit 1256 Tons; 22 Segelschiffe, darunter 14 deutsche und 8 englische, mit zusammen 2929 Tons. Auf vollkommene Genauigkeit machen diese Zahlen keinen Anspruch, wie ja überhaupt die Statistik unserer Kolonien noch sehr im Argen liegt. Noch immer arbeitet die Hamburger und Reichsstatistik mit den Begriffen „Afrika am atlantischen Meer“ und „Afrika am indischen Meer.“

als vorzüglich und hat sehr gute Aufnahme in Hamburg gefunden. Endlich besteht noch eine Tabakpflanzung in Kribi bei Gross-Batanga, südlich von Kamerun. Sie wird von einem Pfälzer Tabakpflanzer, Althaus, geleitet. Die erste Probesendung des Tabaks von dieser der Kameruner Land- und Plantagen-Gesellschaft[1]) gehörigen Pflanzung war im Januar in Hamburg angekommen. Die Güte des seidenartigen Blattes war der vorjährigen der Bimbia-Plantage, welche vielen Beifall fand, bei weitem überlegen, die kleine Partie wurde zu 3 Mark das Pfund verkauft. Hiermit ist der Beweis erbracht, dass der Tabak im Kamerungebiet besonders gut gedeiht. Der Stand der Kakao- und Vanille-Pflanzungen berechtigt ebenfalls zu schönen Hoffnungen. Es wird der Betrieb daselbst allmählig bedeutend erweitert, wozu als Hilfskräfte noch mehrere Tabakpflanzer hinausgesandt worden sind.

Auch die Errichtung eines botanischen Gartens in Victoria, des ersten in unserer Kolonie, macht gute Fortschritte. Es wäre sehr erwünscht, dass die Anlage solcher botanischen Gärten systematisch mit Unterstützung der botanischen Gärten in Deutschland betrieben würde. Der botanische Garten in Berlin hat sich um die Einrichtung des in Victoria manche Verdienste erworben. Bis jetzt war der botanische Garten nur der Sammelpunkt für die aus dem Auslande zuströmenden Ergebnisse der botanischen Forschungen gewesen, aber eine Nutzbarmachung für die deutschen Kolonien hatte daraus nicht resultirt. Das leuchtende Beispiel der Kew Gardens in England, welche auf den Anbau von Pflanzen weltwirthschaftlicher Bedeutung in den englischen Kolonien grossen Einfluss erlangt haben, war bislang ohne Einfluss geblieben. Es wird nothwendig sein, die Zucht und Kultivirung von gewissen Tropenpflanzen nach einem System und wissenschaftlich unter Zuhilfenahme meteorologischer und pflanzengeographischer Beobachtungen in Angriff zu nehmen, und zwar nicht blos in Kamerun, sondern auch in anderen Kolonien.

---

[1]) Derselben sind seitens des Bundesrathes im September die gesetzlichen Korporationsrechte verliehen. Zu den 21 Mitgliedern der Kommandit-Gesellschaft gehören u. A. aus dem Reichstage die Abgeordneten Oechelhäuser (Dessau), Scipio (Mannheim), Dr. F. A. Buhl (Deidesheim, Pfalz), Ulrich (Pfungstadt), Dr. Albert Bürklin (Wachenheim, Pfalz), Dr. Georg Siemens (Deutsche Bank, Berlin) und C. Wörmann (Hamburg). Zweck der Gesellschaft ist Erwerb, Bewirthschaftung, Verpachtung und Wiederveräusserung von Ländereien in dem Schutzgebiet von Kamerun, insbesondere auch die Anlage und Ausbeutung von Plantagen. Der Sitz der Gesellschaft ist Hamburg.

Die Anlagen am Sitze des Gouverneurs, Freiherr v. Soden, verbessern sich von Jahr zu Jahr. Das schöne Gouvernementsgebäude ist auf dem Plateau des früheren Josstown gelegen und gewährt mit seinen Anlagen einen recht hübschen Anblick. Die Hulks im Flusse, in denen die Kaufleute früher wohnten, werden allmählich verlassen und feste Faktoreien am Lande erbaut. Daneben ist für die Unterkunft der Beamten viel geschehen. So wurde im Juni das neue Messgebäude (gemeinsames Speisehaus) eröffnet; es gewährt, ohne irgend welchen Luxus zu bieten, einen sehr angenehmen Aufenthalt. Ferner ist die Wohnung für den Arzt vollendet nahe, und dann soll auch der Bau eines Krankenhauses in Angriff genommen werden. Die Schule macht ebenfalls gute Fortschritte. Der Lehrer Flad, welcher in Abwesenheit des auf Urlaub befindlichen Lehrers Christaller dieselbe leitete, hat über die Monate März bis Juli einen Bericht veröffentlicht, nach welchem die erziehende Thätigkeit der Schule in absehbarer Zeit gründliche Erfolge aufzuweisen haben wird. Die Schule zählte am 26. Juli 32 Schüler. Darunter sind 21 von Bonamandone, 6 von Bonapriso und 5 von Bonaku. Auf die einzelnen Klassen vertheilen sie sich so, dass 6 der ersten, 6 der zweiten und 20 der dritten, jüngst aufgenommenen Abtheilung angehören. Die Schulzeit betrug 20 Stunden wöchentlich, Vormittags und Nachmittags je zwei Stunden; die Nachmittage von Mittwoch und Sonnabend blieben frei. Die beiden ersten Abtheilungen besuchten Vormittags, die Neueingetretenen Nachmittags, sowie Mittwochs und Sonnabends mit den oberen Klassen die Schule. Der Schulbesuch, besonders der beiden oberen Klassen, war durchgängig ein regelmässiger. Die Aufnahme der neuen Klasse begann Anfangs April, dauerte aber wegen Abwesenheit mehrerer Knaben zum Zwecke des der Landessitte entsprechenden Handelsbetriebes bis Ende Mai fort, wodurch der Anfang sehr schwierig gemacht wurde. Einige der Angekommenen fanden an der Erlernung der Schreib- und Lesekunst so wenig Gefallen, dass sie nach 2 bis 3 Tagen wegblieben. Viele derselben konnten die Trennung vom Handel nicht verschmerzen und machten durch unregelmässigen Schulbesuch ihr Fortkommen mit den regelmässigen Besuchern unmöglich, andere hielten 1 oder $1^1/_2$ Monate treu aus, blieben aber dann, nachdem sie nothdürftig lesen, schreiben und rechnen gelernt hatten, in der Meinung, sie könnten das Nothwendige, weg. Nach dieser Periode der Sichtung blieben seit Mitte Juni 20 Schüler, von denen die meisten in ihren Schularbeiten grossen Eifer an den Tag legen. Schulbesuche seitens der Eingeborenen,

insbesondere der Väter, fanden in der letzten Zeit sehr häufig statt. „König Bell“ erschien hin und wieder mit Gefolge. Fleiss und Eifer der Schüler verdient Anerkennung; das Betragen der Meisten ist zufriedenstellend. Als Zuchtmittel genügt das Entziehen der „Striche“, nach welchen je nach Monatsfrist der Rang bestimmt wird. Unterrichtet wurde in den letzten fünf Monaten in Lesen, Schreiben bezw. Schönschreiben, Rechtschreiben, Aufsatz, Rechnen, Geographie, Singen, Turnen und Deutsch.

Auch das Schutzgebiet Kamerun hat in diesem Jahre die Dienste der Marine in Anspruch genommen, und zwar im Interesse der Erschliessung des Binnenlandes für den Welthandel. Am 10. Februar d. J. begab sich ein Landungskorps des Kanonenboots „Hyäne“ mit einer Abtheilung von etwa 40 Mann auf den Weg, um die Lokulloneger mehrfacher Ausschreitungen und Gewaltthätigkeiten wegen zur Rechenschaft zuziehen. Diese Gewaltthätigkeiten bestanden hauptsächlich darin, dass der genannte Negerstamm entlang der Küste des Kamerungebiets dem Handel mit dem Inlande grosse Schwierigkeiten bereitete, und die Eingeborenen des Hinterlandes abhielt, ihre Produkte nach Bibundi im nördlichen Kamerungebiet und nach anderen Küstenstationen zu bringen. Da wiederholte Aufforderungen zur Einstellung des Widerstandes fruchtlos geblieben und in trotziger Weise beantwortet worden waren, so landete das Kanonenboot das vorstehend angegebene Detachement in Betika ba Massungo. Die Eingeborenen setzten zwar der Landung keinen Widerstand entgegen, griffen aber später die deutsche Schiffsmannschaft mit leidenschaftlicher Heftigkeit an, ohne jedoch vor deren Waffen Stand halten zu können. Die an der Küste gelegenen Dörfer wurden niedergebrannt, dann kehrte die Expedition nach Bibundi zurück, um den dort ansässigen Stamm zu züchtigen, welcher den Feinden Beistand geleistet und die von ihnen gemachte Beute unter seinen Schutz genommen hatte. Die von dem Landungsboot der „Hyäne“ gemachten Gefangenen wurden dem Gouverneur von Kamerun zugeführt und zur Bestrafung übergeben.

Die gute Wirkung, welche die Anwesenheit der beiden in Westafrika stationirten Kanonenboote auf die Bevölkerung daselbst übt, hat sich in der grösseren Gefügigkeit der Eingeborenen den Europäern gegenüber gezeigt, selbstverständlich so weit die ersteren den fremden Kriegsschiffen erreichbar sind, und es möglich ist, ihnen mit Bootsexpeditionen von Bord der letzten beizukommen.

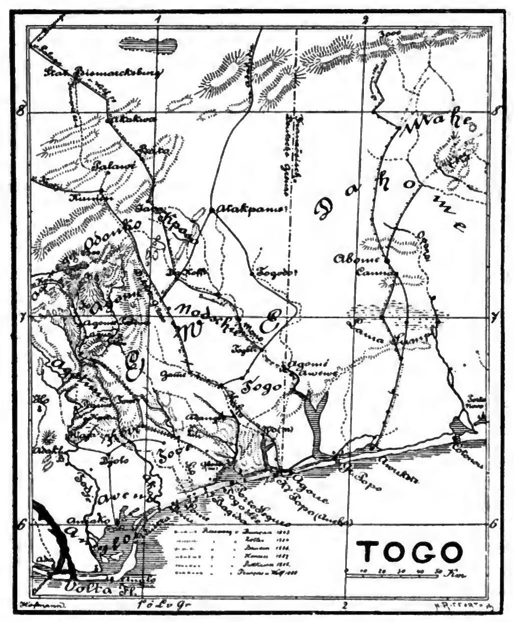
Das Togogebiet.

Die geographische Forschung[1]) hat in diesem Gebiete im Berichtjahre wesentliche Erfolge zu verzeichnen. Als Stützpunkt für die nach verschiedenen Richtungen abgesandten Expeditionen war naturgemäss die Station Bismarcksburg gegeben, deren Anlage in jeder Beziehung die auf sie gesetzten Erwartungen erfüllte. Premierlieutenant Kling brach am 25. Oktober 1888 von derselben nach der Küste auf, um Waaren und Ausrüstungsgegenstände von dort zu holen und gleichzeitig einen neuen Weg durch A(k)posso bezw. Kebu zu untersuchen und aufzunehmen, welcher über Gammá und Agbeada führte. Im Apossogebiet stiess er auf ein Dorf, welches von eingewanderten Dahomeleuten bewohnt ist und durch seine Bauart — es sind immer 6—12 Gebäude in einem von einer Mauer umschlossenen und mit einem Eingangsthurm versehenen Hof vereint — sich wesentlich von den Apossobauten unterscheidet. Der Weg über Atakpame konnte aber nicht eingeschlagen werden, weil die mit den Atakpamern im Streite lebenden Apossoleute die Karawanen nicht über Atakpame führen wollten. Die Gegend ist stellenweise sehr gut bebaut, besonders reichhaltig an Palmen in der Küstengegend; mehrere Tage marschirte die Expedition auf schönem, sandigem Reitweg ähnlichen Pfade durch von unzähligen Ananasstauden eingefasste Palmenhaine und grosse Felder. Kling kehrte auf demselben Wege von Klein Popo zurück, überall von den Einwohnern mit der grössten Freundlichkeit empfangen, nachdem er zur Hinreise nach der Küste einschliesslich eines Rasttages 15 Tage, auf der Rückreise mit 5 Rasttagen 23 Tage für die 300 km von der Küste betragende Entfernung gebraucht hatte.

Hauptmann v. François brach am 21. Dezember 1888 von Klein-Popo mit Fanti, Kru- und Ewe-Leuten als Träger nach Salaga auf, durch die landschaftlich schöne, dichtbevölkerte Gegend von Lome bis Jo marschirend, überall von der Bevölkerung sehr entgegenkommend behandelt. Die Sympathien für Deutschland sind gross. Besonders gut deutsch gesinnt zeigte sich der Häuptling von Agome Palime, Gidde Gidde, der weit und breit ein grosses Ansehen geniesst. Am 12. Januar setzte er den Weg nach Kpandu fort durch die

[1]) Wir folgen hier den Mittheilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten, Heft 1 und 2, 1889. Das beigegebene Kärtchen giebt nur die Gebiete an, welche unter deutschen Schutz gestellt sind, da der deutsche Einfluss im Hinterland noch nicht genau bestimmt werden kann.

Gegend, welche den Charakter des Waldgebirges zeigt. Steile, dicht bewaldete Hänge wechseln mit breiten, von Savanne bedeckten Kuppen und Thälern, in welchen, tief eingeschnitten, vom Urwald eingefasste Flüsse und Bäche dem Volta zueilen. Die Humusdecke beträgt in den Thälern häufig 0,8 m und der Pflanzenwuchs ist demzufolge sehr üppig. Die Gegend zwischen Kpandu und Kratji ist ein welliges, mit Fichtenwald bedecktes Land, dessen Wasseradern trotz



der Trockenheit noch durchweg Wasser führten. Nördlich des Otiflusses machte sich aber eine grössere Hitze und Trockenheit bemerkbar; Savanne und Alles, was auf derselben stand, hatte einen braungelben Ton. Kratji, welches unmittelbar am Endpunkt der Schiffbarkeit des Volta liegt, ist ein ziemlich bedeutender Ort von 6000 Einwohnern, welche fast ausschliesslich Kaufleute sind. Die Bevölkerung leidet aber am Fieber. Von Kratji bis Salaga waren 6 Marschtage, die anfänglich durch ausgedörrtes Weideland, später

durch welliges, mit lichtem Wald bedecktes Gelände führten. François traf am 3. Februar in Salaga ein, welches so schmutzig war wie früher, machte hier seine Besuche, wurde von dem Oberpriester der Muhammedaner gut aufgenommen und beschenkte den Sultan in der Königstadt Pembi, vier Kilometer von Salaga, mit einer Doppelflinte.[1]) Die Gesundheitsverhältnisse waren besser als im vorigen Jahre. Die Eingeborenen sträubten sich gegen die Impfung, trotzdem sie von den Grussis wissen, dass dieselben dieses Mittel schon lange mit Erfolg gegen die Pocken anwenden.[2]) Der Reisende trat am 23. Februar die Rückreise nach Kratji an und gelangte am 18. April nach der Küste, von wo er sich nach Süd-west-Afrika einschiffte, um die Führung der neu gebildeten Schutztruppe zu übernehmen.

[1]) Wie der Reisende Gottlob Ad. Krause unter dem 25. Dezember aus Kpandu der Kreuzzeitung schrieb, soll v. François dem König ein „Papier“ gebracht und der König es angenommen haben. Darauf habe Abd-ul-Kerim, ein Haussa, früher Soldat in englischen Diensten, zu diesem gesagt: „Die Inglischi sind zu Dir gekommen und haben Dir ein Papier gebracht, Du hast es nicht angenommen, jetzt haben die Rang-Rang (Dschämä [n], Deutschen) Dir ein Papier gebracht und Du hast es angenommen, ich ziehe meine Hände zurück“.

[2]) Ueber Salaga schreibt Dr. Wolf: „Der grösste und überhaupt wichtigste Ort im Hinterlande von Togo ist Salaga, dessen Bedeutung namentlich darin liegt, dass er durch seinen Handel mit dem ganzen Sudan bis an die Ostküste in Verbindung steht. Die Entfernung von Klein-Popo nach Salaga beträgt 22 Marschtage und führt ausschliesslich durch deutsches Gebiet (auf einem vom Premier-Lieutenant Kling eröffneten Wege). Von der Station Bismarckburg ab (unter 8° 11′ 47″ n. B. und 0° 30′ östl. L.) und weiter nach dem Niger zu ist Haussa die wichtigste Verkehrssprache, welche auch in Fasuga und Salaga fast allgemein verstanden wird. Die Stadt Salaga zählt etwa 6000 Hütten, welche aus Lehm gebaut in einzelnen Gruppen zu sechs bis zehn zusammenstehen und unter einander durch eine bis 2 Meter hohe Mauer oder einen Zaun verbunden sind. Eine Hütte dient als Thorweg, durch sie führt der einzige Ausgang nach der Strasse. In den engen und winkeligen Gassen, sowie auf den freien Plätzen herrscht ein unbeschreiblicher Schmutz, um dessen theilweise Beseitigung sich eine grosse Anzahl Geier verdient macht. Alle Bewohner, unter ihnen viele Haussa, sind Händler oder stehen doch zu dem Handel in Beziehung, welcher in den Monaten Dezember bis April lebhaft betrieben wird. In dieser Zeit pflegen Haussa- und Muschi-Karawanen einzutreffen welche nicht selten bis 500 Personen zählen. Trotz des dichten Gewühles — ich schätzte die Marktbevölkerung auf mehr als 10000, welche sich malerisch aus Eingeborenen, Haussa, Fullah und Angehörigen verschiedener Sudanstämme zusammensetzte — herrschte überall eine musterhafte Ordnung. Die Vorgänge im östlichen Sudan (Ober-Egypten) sind auch in Salaga kein Geheimniss mehr. So besuchte mich ein Vollblut-Araber aus Dscheddah, welcher über Suakim durch das Reich des Mahdi, Wadai, Bornu, Sokoto gekommen war, um Kolanüsse zu kaufen. Der

Am 12. Februar begab sich Premierlieutenant Kling wieder auf die Reise von der Station nach Klein Popo, welche er in der kurzen Zeit von 12 Tagen zurücklegte. Er brach am 11. März wieder nach dem Innern auf, hatte aber unter Wassermangel sehr zu leiden. In seiner Begleitung befand sich ein Herr der deutschen Faktorei in Klein Popo, welcher in Do Koffi eine kleine Faktorei anlegen und dasselbe zum Ausgangspunkt seiner Unternehmungen im Kautschukhandel machen wollte. Von dort aus gelang es Kling die berüchtigte „Stadt" Atakpame zu erreichen, welche einen ziemlich verwahrlosten, schmutzigen Eindruck machte. Die Hauptbeschäftigung der Atakpameleute ist der Handel, neben welchem sie aber bedeutende Weberei- und Messerschmiedearbeit betreiben. Die Einwohner waren sehr zurückhaltend, hatten sie sich ja doch die Europäer bis jetzt fernzuhalten gewusst, bis ein Besuch bei dem närrischen Fetisch-

---

Sklavenhandel wird in Salaga äusserst schwunghaft betrieben und nimmt zweifellos dort das meiste Interesse in Anspruch. Mit demselben hängt die ganze Bedeutung Salagas so eng zusammen, dass der etwaige Versuch einer europäischen Macht, ihn unterdrücken zu wollen, leicht zu einem grossen Kriege führen könnte, an welchem nicht allein die Haussa, sondern auch der ganze westliche Sudan theilnehmen dürfte. Der englische Handel mit Salaga ist bedeutend. Alle europäischen Waaren, mit Ausnahme von Pulver und Branntwein, wie Zeuge, Garne, Messer, Nadeln, Gewehre, Messingdraht, Lavendel, Spiegel, Zucker, Scheeren, tragen englische Fabrikmarken und werden von schwarzen Händlern und Händlerinnen aus allen Theilen der englischen Kolonie von Sierra Leone bis einschliesslich Lagos feilgeboten. Dagegen habe ich keinen einzigen Händler von unserer Küste angetroffen. Es giebt keine festen Preise in Salaga. Dieselben richten sich nach Angebot und Nachfrage. Während Kattune, Baumwollstoffe, Taschentücher und Perlen kaum 10 Prozent höher im Preise, als an der Küste, einige Muster sogar niedriger stehen, war eine starke Nachfrage nach Messingdraht — etwa von der Dicke einer gewöhnlichen Bleifeder — und nach farbigen Wollgarnen. Es gab mehr als 20 Verkaufsplätze mit europäischen Kattunen und Taschentüchern in allen denkbaren Mustern, dagegen wurden Garne und Messing wenig angeboten. Ich glaube, dass diese beiden Artikel ebenso billig und gut von unserer Industrie als von der englischen beschafft werden können. Kauri-Muscheln bilden die allgemein gangbare Verkehrsmünze und entsprechen, wie auch am Niger, 1000 dem Werthe von 1 Mark oder 1 Schilling. Wenn man in Salaga einkaufen will, muss man zunächst die mitgebrachten Waaren gegen Kauris einzutauschen suchen, wodurch viel Zeit verloren geht. Im Dezember kostet ein Stück Schlachtvieh 20 bis 30 Mark., ein erwachsener Sklave oder ein starkes Reitpferd etwa 80 bis 100 Mark. Die Preise sollen aber zuweilen auf die Hälfte sinken, bei starker Nachfrage erheblich steigen. Die grossen Pferde pflegen die Durchschnittsgrösse und Stärke der Remonten unserer Ulanen-Regimenter zu haben und sind nicht selten von tadelloser Schönheit. Die kleineren Pferde, mit hohen Fesseln, kleinen Ohren und kurzem Kopf, sind dem Berber- oder Araberpferde verwandt. Schöne und kräftige Esel werden von den Muschi-Karawanen gebracht".

priester das Eis brach, der in seiner mit Leoparden-, Antilopen- und Katzenfellen geschmückten Fetischhütte sass, deren Wände mit allen möglichen unglaublichen Zaubergegenständen behangen waren, welche von angespritztem geronnenem Blut mit angeklebten Vogelfedern ein gar merkwürdiges Aussehen erhalten hatten. Interessant ist, dass Kling auf dem Weitermarsche nach Bismarckburg auch noch auf einen riesigen Elephanten stiess, ohne jedoch zum Schusse zu kommen. Dieser Weg über Atakpame ist von allen Verbindungswegen zwischen der Station und der Küste der beste, und wird nun auch wohl, nachdem seine Erschliessung gelungen, allgemein benutzt werden. Die Entfernung von Klein Popo nach Salaga via Bismarckburg beträgt demnach 22 Marschtage, führt ausschliesslich durch deutsches Gebiet und ist kürzer als die bis dahin bekannt gewesenen Handelsstrassen zwischen Lome und Salaga oder Akkra auf der englischen Goldküste und Salaga. Die Konstatirung dieser Thatsache ist für unsern Handel von grosser Wichtigkeit, wenn dieser in dem vielversprechenden Gebiete mit den Engländern zu konkurriren beabsichtigen sollte.

Stabsarzt Dr. Wolf hatte Ende des Jahres 1888 von der Station Bismarckburg aus eine Reise durch das bisher noch unbekannte Adjutiland nach Salaga ausgeführt, von wo er am 21. Dezember wieder auf der Station eintraf. Es ist ihm ferner gelungen, einen wesentlichen Erfolg für die Sicherung des Handelsverkehrs zwischen dem Hinterlande und der Küste des Deutschen Schutzgebietes zu erreichen. Zwischen den Adeli, in deren Gebiet die Station angelegt ist, und den südlich derselben wohnenden Kebu, bestanden seit Jahren Feindseligkeiten, welche dadurch hervorgerufen wurden, dass die Kebu die durchziehenden Karawanen angriffen und beraubten. Von Adeli war dadurch der Verkehr mit der Küste beinahe unmöglich gemacht. Dr. Wolf knüpfte Verhandlungen mit den Kebu an, welche günstigen Erfolg versprachen und zunächst zum Abschluss eines Waffenstillstandes führten. Als er indessen Mitte Januar mit einem Adeli-Häuptling das Land jenes Stammes besuchte, um einen dauernden Ausgleich herbeizuführen, wurde er von einem Theil der Eingeborenen und den Häuptlingen überfallen. Es gelang aber, die räuberischen Häuptlinge vollständig zu schlagen und ihre Ortschaften zu zerstören. Die Folge war, dass die Kebu, welche bis dahin unter einzelnen Häuptlingen gestanden hatten, den zuverlässigen und deutschfreundlichen Häuptling Kuaku von Tschaputschi als Oberherrn aller

Kebustämme anerkannten. Kebu ist ein anmuthiges, reich bewässertes, und durch üppigen Oelpalmenstand ausgezeichnetes Land mit vorzüglichen Weiden und viel Wild, darunter sogar noch Elephanten. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf etwa 8000 Seelen. Es dürfte, nach dem Berichte des Dr. Wolf, für die Anlage von Plantagen sehr geeignet sein. Einzelne Yamsknollen (Dioscorea) daselbst erreichen nicht selten ein Gewicht von mehr als 12 kg. Durch das schnelle und erfolgreiche Vorgehen in Kebu ist das Ansehen der Station sowohl bei den Adeli als den anwohnenden Volksstämmen erheblich gestiegen und es ist fast zu erwarten, dass auch die Sicherheitsverhältnisse zwischen der Küste und der Station sich in Folge dessen bessern. Durch die Kebu wurden sie bis jetzt wohl am meisten gefährdet. Die Verhältnisse liegen in der Togokolonie in handelspolitischer Beziehung insofern günstig, als es geglückt ist, die Station im Rücken derjenigen Volksstämme anzulegen, welche den direkten Handel zwischen der Küste und dem Innern durch List und Gewalt zu verhindern suchten. Bismarckburg sichert in Folge seiner günstigen geographischen Lage dem deutschen Handel ebensowohl eine gute Verkehrsstrasse nach Salaga als auch nach Fasuga und weiter nach Nordosten.

Das deutsche Togogebiet wurde im verflossenen Jahre auch von dem Reisenden G. A. Krause besucht, welcher interessante Mittheilungen über den Sklavenhandel, über den bereits Dr. Wolf berichtete, machte. Derselbe schrieb der Kreuzzeitung unter dem 19. Dezember 1888 aus Kpandu Folgendes: „Alle Sklavenhändler behaupten, dass der Verkauf von Sklaven im deutschen und französischen Gebiete an der Sklavenküste frei und ungehindert stattfinde. Dass dies nicht die rechtliche Seite der Verhältnisse ist, ist klar, aber es ist die thatsächliche derselben und die Ueberzeugung der Sklavenhändler, dass sie auf deutschem und französischem Boden den Sklavenhandel ungestraft ausüben dürfen, wird so lange dauern, bis einer von ihnen wegen Sklavenhandels bestraft sein wird. Irre ich nicht, so wird in dem nachbarlichen englischen Gebiete Sklavenhandel mit 15 Jahren Gefängniss bestraft. Diese angedrohte Strafe verhindert nun zwar keineswegs, dass Sklavenhandel getrieben wird, aber er muss im Geheimen stattfinden. Die 1886 oder 1885 eröffnete Strasse von Kpandu nach dem Togo-Lande mündet an der Küste in Lome, während sie anfangs in Bagida gemündet zu haben scheint. Von Lome ziehen die Händler dann der Küste entlang ostwärts bis Aneho (Klein-Popo) im deutschen und Pla (Gross-Popo) im fran-

zösischen Gebiete und es wird nicht lange dauern, bis dieselben, meist Haussaleute, bis nach Lagos vordringen werden. Neuerdings hat Osman Kato, der Haussachef in Kpandu, einen direkten Weg nach Agbodrafo (Porto Seguro) eröffnet. Dieser verlässt die Lomestrasse bei Tove. Osman Kato betreibt wie die übrigen Haussa-Händler Sklavenhandel. Er selbst ist ein alter Sklave, wurde während des Asante-Krieges 1873—1874 befreit und englischer Soldat und wird jetzt von der englischen Regierung bei allen Expeditionen und Missionen in diese Gegenden mit verwendet. So begleitete er vor etwa sechs Monaten den Distrikts-Kommissar von Akuse, Mr. Williams, nach Borada, der Hauptstadt von Bom (Buem). Der König von Borada hatte Botschaft nach Akkra, der Hauptstadt der englischen Goldküsten-Kolonie, geschickt und um die englische Flagge gebeten — so ist die englische Darstellung. — Auf Einwendung von deutscher Seite wurde ihm die englische Flagge jedoch nicht überreicht. Seitdem sollen Verhandlungen zwischen Deutschland und England über den Besitz von Bom schweben, die möglicherweise jetzt erledigt sind."

Die Grenzverhältnisse der Togokolonie nach Westen sind leider noch nicht festgestellt und die Ansprüche der Engländer und Deutschen kollidiren an mannigfachen Punkten, während nach Osten hin, gegen die französische Besitzung Grand Popo, die Grenze längst regulirt ist. Es würde für uns von Wichtigkeit sein, schon in Kpandu den Volta zu erreichen, aber die Engländer suchen zu beweisen, dass Kpandu nur ein Vasallenstaat des südlich daran grenzenden Peki sei, auf welches sie Rechte besitzen. Die Engländer haben zu diesem Zwecke eine kräftige Agitation begonnen, um die Häuptlinge und namentlich diejenigen von Kpandu zu gewinnen, welches für uns von bedeutender Wichtigkeit ist.

Wirthschaftlich ist[1]) das deutsche Togogebiet Jahr für Jahr vorwärts gegangen. Der Handelsumsatz, namentlich in dem dicht an der englischen Grenze belegenen Lome, ist in fortdauerndem Steigen begriffen und beläuft sich auf weit über sieben Millionen Mark, von welchen für das laufende Jahr an Zöllen gegen neunzigtausend Mark einkommen, durch welche die Verwaltungskosten vollauf gedeckt werden. Durch den Aufschwung des Handels haben sich drei neue Firmen veranlasst gesehen, ihr Geschäft in der Kolonie aufzuschlagen. Das Aufblühen des Handels in Lome ist dem Um-

[1]) Mittheilungen der Nachtigal-Gesellschaft Nr. 19.

stande zu danken, dass die Engländer höhere Zölle erheben, und dass die Eingeborenen deshalb weither aus dem Innern von englischer Seite nach Lome gehen, weil sie dort billiger kaufen. Das ist eine Quelle dauernder Beschwerden, ja sogar Presshetzereien seitens der Engländer gegen uns; und weil die Engländer natürlich ausserstande sind, eine Zollgrenze im afrikanischen Busch herzustellen und zu bewachen, so beehren sie statt der Neger die deutschen Kaufleute mit dem Namen Schmuggelhändler. Das Unglück liegt für die Engländer aber ganz wo anders: einerseits darin, dass sie höhere Zölle haben, andererseits darin, dass gar keine natürliche Grenze vorhanden ist.

Das Küstengebiet östlich vom Volta ist und bleibt für England ein Besitz von höchst zweifelhaftem Werthe; denn der „Schmuggelhandel" wird weiterbestehen, da die Möglichkeit ausgeschlossen ist, eine Grenze dort zu bewachen. Die Schwarzen selbst befinden sich in einem dauernden Widerspruch gegen das englische System; es giebt wohl eine starke englische Partei, aber auch Schaaren von Eingeborenen, welche zum Aeussersten gegen die Engländer entschlossen sind. Darüber kommt es gelegentlich zu kleinen Buschkriegen, und einen solchen haben die Engländer 1889 gegen den Anglokönig Tenge zu bestehen gehabt. Tenge, dessen 120 Mann zum Theil mit gar nicht schlechten Snidergewehren bewaffnet waren, hat den Engländern empfindliche Verluste beigebracht, obwohl sie mit 150 Mann westindischer Truppen gegen ihn anrückten, doch musste er schliesslich natürlich der Uebermacht weichen. Für die Grenzregulirung können solche Zwischenfälle immerhin von Bedeutung sein. Das ist aber sicher, dass die Grenzverhältnisse an der Sklavenküste völlig unhaltbare sind, und dass eine baldige Regelung im deutschen wie englischen Interesse liegt.

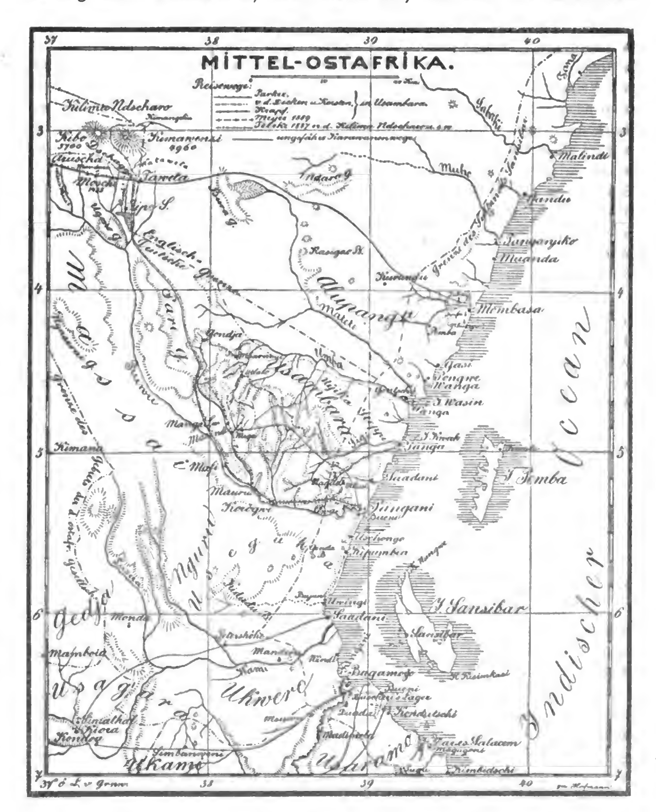
Nicht nur mit Bezug auf den Handel ist Togo in einen neuen Abschnitt der Entwickelung getreten, sondern man hat auch begonnen, Plantagenbau zu betreiben. Ausser einer kaufmännischen Firma, welche kürzlich eine kleine Kokospflanzung an der See angelegt hat, arbeitet die „Deutsche Togo-Gesellschaft", als Plantagen-Gesellschaft im Innern[1]) und will für umfassende Verkehrsmittel und Schiffbarmachung der kleinen Küstenflüsse sorgen. Gebaut wird dort Baumwolle, Tabak, Rizinus und Kaffee.

[1]) Ueber das Terrain der Gesellschaft schreibt v. François: „Dr. Henrici hat im Auftrage der Togo-Plantagen-Gesellschaft von Gidde Gidde das Land nordöstlich von Agome Palime gekauft. Der Kauf ist nicht übel."

Deutsch-Ostafrika.

Als am 30. Januar im Reichstag die Vorlage der Reichsregierung, welche für Massregeln zur Unterdrückung des Sklavenhandels und zum Schutze der deutschen Interessen in Ostafrika die Summe von 2 000 000 Mark verlangte, in dritter Lesung angenommen war, waren die Vorbereitungen für die Ausrüstung der Expedition schon in vollem Gange, da grosse Eile Noth that. Die Schwierigkeiten aber, für eine in den Tropen stationirte Truppe von vielen hundert Personen eine gleichmässige, passende Ausrüstung zusammenzustellen, waren um so grösser, als eine solche Aufgabe zum ersten Male an uns herantrat. Wenn auch Erfahrungen in dieser Hinsicht von der Marine und besonders von Forschungsreisenden gesammelt worden waren, so fehlte es doch an sicheren Normen und es bedurfte wiederholter und eingehender Berathungen, um etwas Taugliches und dabei Bleibendes herzustellen. Es handelte sich nicht nur um die Bewaffnung und Bekleidung, sondern auch um die Verpflegung und Krankenpflege der Truppen, und wenn auch manche Einrichtungen der Engländer in Indien als Vorbild dienen konnten, so war doch eine viel sorgfältigere Ausrüstung als dort vonnöthen, da der Krieg in einem verhältnissmässig wilden, der Hilfsmittel entbehrenden Lande geführt werden musste. Glücklicherweise kamen die Erfahrungen, welche Wissmann, dessen kraftvoll genialisches, dabei aber liebenswürdiges und bescheidenes Wesen ihm alle Herzen zuwendete, auf seinen Reisen gesammelt hatte, bei der Durchführung der Organisation zu ihrem vollen Rechte. An Mannschaften war kein Mangel; es meldeten sich viele Offiziere, darunter mehrere, die früher als Beamte in Diensten der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft gestanden hatten, und Unteroffiziere und sonstige Freiwillige, so dass das von Hauptmann Wissmann errichtete Werbebureau bald zu funktioniren aufhören konnte. Zugleich mit der Anwerbung und Einkleidung der Mannschaften mussten auch Vorbereitungen für den Transport derselben nach Afrika getroffen und flachgehende Dampfer für die Küstenfahrt hergestellt oder eingerichtet werden, was alles viel kostbare Zeit wegnahm. Sobald aber die nöthigsten Vorbereitungen getroffen waren, brach Hauptmann Wissmann, der mittler-

weile seine Bestallung als Reichskommissar erhalten hatte und vielfach gefeiert worden war, nach Kairo auf, um dort mit Erlaubniss



der egyptischen, resp. englischen Regierung, gediente Sudanesen (keine Fellachen) anzuwerben. Die Bestallung selbst lautet:

Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden Deutscher Kaiser, König von Preussen etc. etc. etc., thun kund und fügen hiermit zu wissen, dass, nachdem durch das Gesetz vom 2. Februar d. J. — Reichsgesetzblatt Nr. 2, Seite 3 — Massregeln zur Unterdrückung des Sklavenhandels und zum Schutze der deutschen Interessen in

Ostafrika beschlossen worden sind, und die Ausführung dieser Massregeln einem Reichskommissar übertragen werden soll, Wir für dieses Kommissorium unsern Hauptmann Wissmann, à la suite des 2. Garderegiments zu Fuss, ausersehen und ihn zum Kommissar des Reiches für Ostafrika bestellt haben. Derselbe ist mit der Ausführung der in dem Gesetze vom 2. Februar d. J. vorgesehenen Massregeln beauftragt. Wir befehlen daher dem Hauptmann Wissmann und ertheilen ihm hiermit Vollmacht, nach Massgabe Unserer ihm durch den Reichskanzler zu übermittelnden Weisungen als Unser Kommissar in Ostafrika und namentlich in den durch den Vertrag vom 28. April 1888 unter Verwaltung der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft gestellten Besitzungen des Sultans von Sansibar sowie in den benachbarten, unter Unserem Schutze stehenden Gebieten des Festlandes die zur Bekämpfung des Sklavenhandels und zum Schutz der deutschen Interessen erforderlichen Massregeln zu treffen, für Herstellung und Erhaltung der Ruhe und Ordnung in den bezeichneten Besitzungen und Gebieten durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel Sorge zu tragen und für diese Zwecke die durch § 1 des Gesetzes vom 2. Februar d. J. zur Verfügung gestellten Mittel zu verwenden.

Indem Wir dem Hauptmann Wissmann dieses Kommissorium ertheilen, befehlen Wir Unseren Offizieren und Beamten, ihn und im Falle seiner Behinderung den zu seiner Stellvertretung berufenen Beamten in der Erfüllung dieses Auftrages zu unterstützen, und fordern alle, die es angeht, auf, dem Hauptmann Wissmann, wie seinem etwaigen Stellvertreter, bei Ausübung der ihm durch diesen Unsern Auftrag übertragenen Funktionen den schuldigen Gehorsam zu leisten.

Des zu Urkund haben Wir gegenwärtiges Kommissorium Allerhöchst Selbst vollzogen und mit Unserem Kaiserlichen Insiegel versehen lassen.

So geschehen und gegeben Berlin, den 8. Februar 1889.

(L. S.) gez. Wilhelm I. R.

ggez. Fürst v. Bismarck.

Der Reichskanzler hat dem Hauptmann Wissmann unterm 12. Februar eine Instruktion ertheilt, in welcher es heisst:

„Was Ihr Verhältniss zu den Beamten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft in Ostafrika betrifft, so ist daran festzuhalten, dass die Rechte der Gesellschaft, welche sich aus dem zu Ihrer Information abschriftlich anliegenden Vertrage derselben mit dem Sultan vom 28. April v. J. ergeben, unverändert fortbestehen. Die Verwaltung bleibt unter Ihrer, in meiner Vertretung nach Art. 41 und 42 des anliegenden Statuts geübten Aufsicht den Organen der Gesellschaft in den ihr unterstellten Gebieten, insoweit nicht durch militärische Rücksichten Einschränkungen, beziehungsweise eine zeitweilige Suspension geboten erscheinen und mit dem Standrecht die Zivilbefugnisse auf das Militär übergehen. Eine Einmischung in die geschäftlichen Angelegenheiten der Gesellschaft und namentlich auch in die Zollverwaltung wollen Sie vermeiden. Dagegen übertrage ich Ihnen die Ausübung der mir statutenmässig zustehenden Aufsicht über die Gesellschaft, soweit es sich um die Thätigkeit derselben auf dem ostafrikanischen Festlande handelt. Euer Hochwohlgeboren werden sich daher für befugt zu erachten haben, Abänderung etwaiger Anordnungen der Gesellschaft zu erlangen, welche geeignet scheinen, die einheimische Bevölkerung zu beunruhigen, oder welche im Widerspruch mit den vertragsmässigen Rechten anderer europäischer Nationen stehen.

Wird Ihrem Verlangen keine Folge geleistet, können Sie die von Ihnen angefochtenen Verordnungen zeitweilig ausser Kraft setzen.

Desgleichen sind Euer Hochwohlgeboren berechtigt, in dringenden Fällen die Entfernung von Beamten der Gesellschaft herbeizuführen, deren Verbleiben mit der Aufrechterhaltung der Sicherheit und der guten Beziehungen zu der einheimischen Bevölkerung nicht vereinbar erscheint."

Reichskommissar Wissmann kam Ende Februar in Kairo an und konnte bald melden, dass seine Anwerbungen einen erfreulichen Fortgang nähmen. Ein Spezialzug führte am 5. März die erste Abtheilung des Korps, bestehend aus mehreren hundert sudanesischen Soldaten, unter Führung einiger deutscher Offiziere nach Suez, während einige andere Abtheilungen bald nachfolgten. Zugleich wurden auch von Bevollmächtigten in Aden einige Somalis und in Mozambique Zulus angeworben.

Unterdess war das Bureau in Berlin, dessen Vorsteher der Bevollmächtigte des Reichskommissars, Premierlieutenant v. Gravenreuth, der tapfere Vertheidiger von Bagamoyo, war, nicht müssig gewesen; die Anwerbungen waren Ende Februar bereits beendet, die Ausrüstungen vollendet, aber der Transportdampfer „Martha" konnte nicht zur rechten Zeit nach Hamburg gelangen, so dass der Aufbruch der Expedition dadurch eine unliebsame Verzögerung erlitt. Unterdess war auch die Ausrüstung der Truppen vollständig beschafft, und einige Offiziere der Expedition, welche dem Kaiser vor ihrer Abreise nach Afrika vorgestellt wurden, konnten sich in ihrer kleidsamen Uniform präsentiren.[1]) Endlich war die „Martha" segelfertig

[1]) Jeder Offizier besitzt einen blauen Gala-Anzug aus Serge, zwei weisse Flanellanzüge mit Aermelstreifen aus schwarz-weiss-rothem Band und für täglichen Gebrauch fünf weissbaumwollene Anzüge. Zu der Uniform gehört ein aus dem leichten Mark einer Pflanze gefertigter Tropenhelm, naturfarbene hohe Stiefel oder wasserdichte Leinenschuhe mit ledernen Gamaschen. Die Bewaffnung besteht aus einem Infanteriefeldzugssäbel an einer Marinekoppel mit dem Portepee in deutschen Farben, dazu Revolver an einem Leibriemen von braunem Leder mit Patronen und Revolvertasche. Ausserdem hat jeder Offizier einen Jagdanzug ohne Rangabzeichen, Joppe und Gurt, dazu breitkrempigen hellgrauen Filzhut mit vielen Ventilationslöchern, eine Mauser-Repetirbüchse, Jagdgewehr Kaliber 12, und eine Doppelflinte mit Zentralfeuer. Ueber die passendsten Unterkleider hat man lange und eingehende Berathungen gepflogen und sich schliesslich dahin entschieden, dass chinesische Rohseide, wenn auch theuer, doch das Beste sei. Als Schutz gegen den tropischen Regen dient ein Regenmantel, ein den Verhältnissen angepasster, wasserdicht imprägnirter brauner Poncho in der bekannten Gestalt, um den Kopf durch die Oeffnung hindurchzustecken. Dieser Poncho, welcher auch schon probeweise bei den Armee-Manövern getragen wurde, ist den Offizieren und der Mannschaft gemeinsam.

und stach am 27. März in See, während die an Bord befindliche Mannschaft (10 Offiziere und 75 Unteroffiziere, ein Assistenzarzt u. s. w.) „Deutschland Deutschland, über Alles“ sangen. Sie gelangten, nachdem sie unterwegs noch Sudanesen an Bord genommen hatten, glücklich am Anfang April in Ostafrika an.

Kurz vor oder nach Abfahrt der „Martha“ waren auch die Schleppdampfer „Vesuv“ und „Vulkan“ (225 indizirte Pferdekräfte), „Max“ (150 Pferdekräfte), „München“ sowie der aus Stahl gebaute Doppelschraubendampfer „Harmonie“ (ca. 200 Register Tons gross und mit 376 indizirten Pferdekräften) abgegangen, welche sämmtlich für den Gebrauch in den Tropen eingerichtet und mit Geschützen armirt wurden, und langten dort, mit Ausnahme des „Vesuv“, welcher längere Zeit in Aden liegen bleiben musste, da er wegen seiner geringen Aufnahmefähigkeit für Kohlen nicht gegen den Monsun ankämpfen konnte, nach einer schwierigen Fahrt in Ostafrika an.

An der Ostküste hatte im Laufe der ersten Monate des Jahres die Marine allein den Kampf gegen die Sklavenhändler und Aufständischen durchzuführen gehabt. Fast noch in keinem Jahre waren so schwere Anforderungen an Offiziere und Mannschaften der deutschen Marine gestellt worden wie im Jahre 1888/89, weil bei den begrenzten Indienststellungen beständig eine gegenseitige Aushilfe zwischen den einzelnen Geschwadern und den Stationsfahrzeugen geboten war. Das schwierigste und zugleich ausgedehnteste Operationsfeld für die Marine lag in den Gewässern von Ostafrika, über deren Küsten, so weit sie dem Bereich der deutschen und englischen Interessensphäre an-

---

Von den Feldflaschen sind zwei Arten angefertigt, welche zur Probe getragen werden sollen; eine englische aus Hartgummi mit Filzbelag, Becher und Schloss, damit ihr Inhalt vor den Negern sichergestellt werden kann, und eine deutsche, aus Silber- und Kupferblech zusammengewalzt, welche ebenfalls aussen mit fingerdickem Filz umgeben ist, und nur einen einfachen Korkstöpsel hat. Als Lager dient für die Offiziere eine zusammenlegbare, mit Leinwand überzogene, eiserne Bettstelle mit Moskitonetz, zum Zudecken werden zwei weiche Kameelhaardecken und eine seidene, buntfarbige, leichte Decke verwendet. Das ganze Mobiliar ist übrigens so angefertigt, um zusammengeklappt werden zu können und möglichst wenig Raum einzunehmen, Stühle und Tische sind Muster einer sinnreichen Konstruktion in dieser Beziehung. Jeder Offizier hat ausserdem eine Hängematte, die allen möglichen Zwecken dienen soll: als wasserdichte Decke, um das Gepäck zu schützen, als Tragbahre für Kranke und Verwundete und zur Noth als Badewanne. Badewannen aus Gummi sind ausserdem vorhanden. Die Nachtanzüge (pychamas), aus Hose und Jackett bestehend, sind aus reinem Flanell. Zur Ausrüstung gehören ferner zusammenlegbare Laternen für Lichte (englisches Modell) mit Marineglas und Sturm-

gehörten, bekanntlich eine Blokade verhängt war. Für diesen Zweck waren zunächst die Schiffe des seit dem Frühjahr 1888 von Samoa nach Sansibar zurückgekehrten Kreuzergeschwaders verfügbar, aus dessen Reihen allerdings die Korvette „Olga" ausgeschieden war. Das genannte Schiff hatte, obgleich erst kurze Zeit vorher von der Südsee gekommen, in Folge des drohenden Standes der Dinge in Apia, nach dort zurückkehren müssen. Ausser den schon seit Ende Mai in den Gewässern von Sansibar stationirten Kriegsfahrzeugen, nämlich der Korvette „Leipzig", „Carola" und „Sophie" und dem Kreuzer „Möwe", wurde dazu noch der Kreuzer „Schwalbe" und der Aviso „Pfeil" verwendet. „Schwalbe" trat am 31. Dezember, „Pfeil" am 4. Januar 1889 in die Blokadelinie ein. Im Ganzen waren, wenn man die „Olga" ausnimmt, mithin 6 Schiffe mit 54 Geschützen und 1 337 Mann Besatzung zu diesem Zweck aufgeboten. Die Beobachtung der Küste und die Bekämpfung des Sklavenhandels, wie die Verhinderung der Waffen- und Munitionszufuhr in das aufständische Gebiet ist von den deutschen Schiffen energisch und wirksam durchgeführt worden. Wir wollen hier gleich bemerken, dass infolge der Blokade die Beförderung von Sklaven zu Wasser nach einigen Monaten fast ganz aufhörte. Betreffs der Waffeneinfuhr hat die Blokade nicht so grossen Erfolg gehabt, weil dieselben leicht in einer Schiffsladung versteckt werden konnten. Insgesammt wurden von den deutschen und englischen Blokadegeschwader 1 500 Daus untersucht und von deutschen Kriegsfahrzeugen drei Daus genommen: eine von der „Carola" bei Pangani und zwei von einem Boote der „Leipzig"

laterne für Verwendung von Petroleum oder vegetabilischem Oel, ferner zusammenlegbare Schreibzeuge, Croquirutensilien, Kompass, Podometer u. s. w. Die Rangabzeichen sind die folgenden: Stationschef 3 Streifen, Lieutenant 2 Streifen, Deckoffizier (Proviantmeister, Zahlmeister u. s. w.) 1 Streifen auf dem Unterarme, Unteroffizier zweibortigen nach oben offenen Winkel auf dem Oberarm, Heizer einen Streifen am Halskragen. Jeder Offizier besitzt ferner zwei Koffer aus Eisenblech, von einer Grösse, dass derselbe etwa mit Inhalt einer Trägerlast von 60 Pfund ausmacht. Der Deckel ist mit weiteingreifenden Rändern und einem anschliessenden Gummistreifen versehen. Um die Neger zu zwingen, diese Koffer richtig zu tragen, sind die oberen Kanten scharf, die unteren rund. Ein jeder Unteroffizier hat 4 Anzüge, 2 aus ungebleichtem Baumwollstoff mit beinernen Knöpfen, 1 aus grauem Drell und 1 zur Probe aus braunem Baumwollenstoff, mit dem die englisch-indische Armee bekleidet ist und dessen fabrikmässige Herstellung auch in Deutschland begonnen werden wird. Ausserdem erhält er 4 wollene Hemden, 1 Dutzend wollene Strümpfe, wollene Unterhosen, 2 Nachtanzüge, 5 Paar Schuhe und Stiefel, 1 Koffer und verschliessbaren Sack für Wäsche. Die Anzüge der Negermannschaften sind aus weisser Baumwolle, nur die obere Brusttasche fehlt.

bei Kondutschi. Die Ausübung der Prisengerichtsbarkeit war durch eine Verordnung (siehe Anhang) geregelt worden.

Die Beamten der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, welchen nicht viele Askaris treu geblieben waren, hielten mit Hilfe der Marine noch Bagamoyo und Dar-es-Salaam. Die Stationshäuser waren stark befestigt und in kleine Forts umgewandelt, so dass sie für den Gegner, welcher die erbeuteten Kanonen nicht recht in Anwendung bringen konnte und sehr schlecht schoss, fast uneinnehmbar waren. Am 21. Januar fing bei Bagamoyo der Tanz wieder an; die Insurgenten griffen ein neben dem Stationsgebäude liegendes Haus eines Inders, in welchem Elfenbein aufgestapelt war, an, wurden aber mit blutigen Köpfen fortgeschickt.

Ernsthafter ging es bald darauf in Dar-es-Salaam zu. Während der Kämpfe am 10. und 11. Januar war der grössere Theil dieser Stadt und die dortige evangelische Missionsstation durch Feuer zerstört worden. Am 17. Januar erfolgte dann ein leichtes Geplänkel; kleinere Trupps Aufständischer zogen schiessend umher, ohne einen Schaden anzurichten. Ein ernsterer Zusammenstoss entspann sich am 25. Januar, als die auf dem Grundstück der evangelischen Mission versteckten Insurgenten ein heftiges Feuer auf die Dau der Ostafrikanischen Gesellschaft eröffneten, während das Fahrzeug gerade den Hafen von Dar-es-Salaam verliess. Der Kapitän der Dau wurde durch einen Gewehrschuss am Arm verwundet. Nach kurzer Beschiessung der Mission liess der Kommandant S. M. S. „Sophie“ das Landungskorps unter Führung des Kapitän-Lieutenants Landfermann landen, und im Verein mit den unter Leitung der Angestellten der Ostafrikanischen Gesellschaft stehenden Askaris ging man gegen den Feind vor. Anfangs wehrten sich die Aufständischen, die fast ausschliesslich aus Arabern bestanden, tapfer, sobald aber die Matrosen mit aufgepflanztem Seitengewehr heranstürmten, ergriffen die Rebellen die Flucht. Von den etwa 80 Mann zählenden Arabern wurde der grösste Theil getödtet oder kampfunfähig gemacht. Leider wurde die Freude über den Sieg dadurch getrübt, dass ein Hitzschlag dem Leben des braven und allgemein beliebten Kapitän-Lieutenants Landfermann ein Ziel setzte. Am Lande plötzlich zusammenbrechend, verschied er wenige Stunden später an Bord der „Sophie“. Bemerkenswerth war, dass die in der Umgegend wohnenden aufständischen Araber durch eine grössere Anzahl in der letzten Zeit von Sansibar gekommener und in Kondutchi gelandeter Sansibar-Araber, deren Sklaven durch die Kriegs-

schiffe weggenommen worden, verstärkt worden waren. Ihr Anführer war Soliman bin Sef, welcher die Wankelmüthigen durch ein gefälschtes Schreiben des Sultans, das die Ermordung aller Deutschen befahl, auf seine Seite brachte. Ausserdem wurden die Aufständischen durch Araber verstärkt, welche den günstigen Monsun benutzend, aus Maskat kamen.

Am 3. März erneuerten die Araber ihren Angriff auf Bagamoyo, aber die Vertheidiger machten unter Führung des Lieutenant z. S. Meier einen Ausfall und erbeuteten dabei sogar die beiden Kruppschen Geschütze, welche die Insurgenten von den Stationen der deutschen Ostafrikanischen Gesellschaft Madimola und Pangani erbeutet hatten.

Eine recht anschauliche Schilderung von Bagamoyo zu dieser Zeit hat Herr Zöller in der Köln. Ztg., No. 117 vom 28. April 1889 gegeben, wenn er schreibt: „Drei oder vier grosse Gruppen weissgetünchter Häuser, die in geringer Entfernung vom buschumsäumten Sandstrande liegen, bilden den Ort Bagamoyo. Etwa ein bis anderthalbe Stunde weit erstrecken sich ringsumher die Schambas oder kleinen Plantagen der Araber, auf denen Kokospalmen, Orangen, allerlei sonstige Früchte, dann Reis, Mais, Hirse, Mandioka u. s. w. gezogen werden. Die Scenerie von Bagamoyo und Dar-es-Salaam wird durch keine andere Baum- und Pflanzenart so sehr beeinflusst wie durch die Häufigkeit der Kokospalme. Baobabs, Mangobäume, Papayas u. s. w. sind ja auch sehr häufig, werden aber von den schlanken Stämmen der Kokospalmen in dem Grade überragt, dass man aus einiger Entfernung überhaupt nur die letzteren sieht. Die besonders bei der kleinen Moschee und dem kleinen Hindutempel überaus zahlreichen mohamedanischen und Hindu-Gräber verstärken den Eindruck, als ob man sich in einer tropischen Stadt befände. Die meisten Häuser Bagamoyos, von denen die bessern Indiern gehören, zeigen Spuren von Kugeln oder Granaten. Das ganze Negerviertel ist abgebrannt und man stösst in den arabisch-indischen Strassen auf ebenso zahlreiche wie ausgedehnte Trümmerstätten. Die engen, schmutzigen und übelriechenden Strassen, wo sich früher Krämerladen an Krämerlaiden reihte, sind bedeckt mit zertrümmertem Hausrath, mit Kleiderfetzen und verstreuten Schriftstücken mit hindustanischen Schriftzeichen. Nebenbei bemerkt scheinen die Indier das unsauberste Bevölkerungselement in Ostafrika zu sein. Die Trümmer des indischen Geschäftsviertels von Bagamoyo, in denen bereits Gras und Buschwerk aufzuspriessen beginnt, verbreiten einen niederträchtigen Gestank. Jedenfalls werden in Bezug auf Reinlich-

keit sowohl Indier als Araber vom Neger weit übertroffen. Die Ruinen von Bagamoyo sind zuerst wiederholt von den Leuten Buschiris, dann aber mit stets sich steigender Gründlichkeit von den Waniamwesi[1]) (richtiger Mjamuesi) geplündert worden. Auch verfügen die Deutschen zu Vertheidigungszwecken nach Kriegsrecht ziemlich unumschränkt sowohl über die Häuser als über das umherliegende Kriegsmaterial. Die Bauart der weissgetünchten, Bränden nicht leicht ausgesetzten arabischen Häuser mit flachem Dach erleichtert ausserordentlich deren Benutzung zu Kriegs- und Vertheidigungszwecken. Durch Aenderungen und kleine Anbauten sucht man jetzt auch die zur Aufnahme der Wissmannschen Mannschaften bestimmten Häuser zu kleinen Festungen umzugestalten. Es giebt dreierlei Arten von Häusern, solche aus Korallenstein, solche aus Fachwerk und gewöhnliche Negerhütten. Die letzteren sind bei den verschiedenen Kämpfen und Beschiessungen sämmtlich in Flammen aufgegangen. Auch von den Häusern aus Fachwerk sind wohl die meisten zerstört. Auch werden noch immer Häuser, welche der Vertheidigung hinderlich sein würden, planmässig niedergelegt. Wenn Bagamoyo wieder aufgebaut werden wird, so würde man darauf halten, dass die Strassen erbreitert würden und dass nach einem regelrechten Plane gebaut würde. Bagamoyo war vor dem Aufstande als Ausgangspunkt der meisten Karawanen auf Hunderte von Kilometern der bedeutendste Ort an dieser Küste. Die Einwohnerzahl wurde auf annähernd 20- bis 25 000 geschätzt, unter denen gegen 15 000 dauernd angesiedelt gewesen sein sollen, während der Rest Karawanenvolk war. Diese ganze Bevölkerung ist geflohen. Sämmtliche Indier, viele Araber und Suaheli haben sich nach Sansibar begeben, während von der französischen Mission zeitweilig gegen 5000 Neger, die sich rings herum angesiedelt hatten, ernährt werden. Obwohl die Mildthätigkeit der Mission alle Anerkennung verdient und die Zahl der Flüchtlinge inzwischen auf 2500 Köpfe heruntergegangen ist (darunter 7-

---

[1]) Es sind das die an 1000 Köpfe zählende Mitglieder einer grossen Waniamwesi-Karawane, die Ende November, mit Elfenbein aus dem Innern zur Küste herunter kam und sich in zwei Theile gespalten hat, von denen der eine im Rathhaus bei Bagamoyo, der andere in den Ruinen des Sultanpalastes von Dar-es-Salaam lagerte. Da die Araber gedroht hatten, die Karawane bei ihrer Rückkehr nach dem Innern anzugreifen, stellten sie sich unter deutschen Schutz. Die Waniamwesi sind übrigens zum grössten Theile Feinde der Araber und haben letztere öfter aus Tabora treiben wollen. Später sind die Waniamwesi mit Wissmann nach dem Innern gezogen.

bis 800 aus dem Innern), sollte man denn doch suchen, diese arbeitsscheuen Leute, unter denen sich sehr viel Gesindel befindet, allmählich abzustossen. Zur Mission, die vor dem Waffenstillstande als neutraler Boden nicht von uns betreten werden durfte, soll jetzt vom Usagara-Hause aus ein Weg gebaut werden. Das aus Korallengestein erbaute Usagara-Haus der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, welches etwa 150 m vom Strande entfernt ist, hat den Kern der heutigen, ihrer Vollendung entgegengehenden, befestigten Anlage gebildet. Die ganze Umgebung der Station, die früher mit Steinhäusern, Holzhütten und Buschwerk besetzt war, ist heute dermassen rasirt, dass man nach allen Richtungen hin ein sich etwa 300 m weit erstreckendes freies Schussfeld hat. Mit ihren zinnengekrönten Umfassungsmauern, ihren vier Bastionen ohne Erdwerke, ihrem Zaun von Stacheldraht und der glattrasirten Umgebung darf die Station von Bagamoyo gegenüber einem Feinde, der nicht über eine sehr gut bediente Artillerie verfügt, für sturmfrei gelten. Diese kleine Festung wird nach ihrer Vollendung ungefähr 27 000 Dollars kosten. Die Arbeiten werden sehr behindert durch die Schwierigkeit, in diesen Kriegszeiten geschulte Werkleute aus Sansibar zu beziehen. Es ist das doppelt schwer, weil der Sultan durch ein geheimes Verbot untersagt haben soll, für die Deutschen zu arbeiten. Besser steht es mit den rauhen Vorarbeiten. Ein Pferd und ein halbes Dutzend Esel schleppen Steine, während eine Anzahl allerdings ganz ungeschulter Waniamwesi-Arbeiter schon um 6 Uhr morgens (mittags rasten sie 2 bis 3 Stunden) ihr Tagewerk beginnen. Beim Beginn der Unruhen war Freiherr von Gravenreuth Bezirkschef in Bagamoyo. Ihm folgte Herr v. Zelewski, der den Befestigungsplan entwarf, aber schon am 30. Dezember vorigen Jahres auf Urlaub nach Europa reiste. Der derzeitige Bezirkschef Frhr. v. Eberstein hat, unterstützt von Architekt Rabe, den Plan erweitert und mit Herrn Wilckens ebenso eifrig wie umsichtig den Ausbau betrieben. Gleichzeitig mit mir verweilte auch noch der stellvertretende Generalvertreter der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, Frhr. v. St. Paul-Illaire, welcher gewöhnlich seinen Sitz in Sansibar hat, im Fort von Bagamoyo. Die Geschützausrüstung der Veste besteht in drei 4,7 cm Schnellfeuerkanonen (die Gesellschaft besitzt deren sechs) und einer 7,5 cm Gebirgskanone italienischen Systems. Alle diese Geschütze sind so gut gehalten und so hübsch geputzt, als ob sie in Europa, nicht aber im feuchten Mittelafrika ständen. Etwa 80 m vom Fort entfernt sind zwei mit je 15 kg

Pulver und einer Steinladung gefüllte, durch elektrische Leitung mit dem Fort verbundene Minen angelegt worden. In Dar-es-Salaam, wo sich eine ähnliche Mine befindet, ist es den Aufständischen einmal nächtlicherweile geglückt, die Leitung zu durchschneiden. Die Besatzung des Forts, bestehend aus einer Marine-Abtheilung und vier Zügen farbiger Askaris, ist jetzt durchweg mit Mausergewehren bewaffnet, während die früher benutzten Snider- und Zündnadelgewehre beiseite gelegt worden sind. Die Marine-Abtheilung von zwei Unteroffizieren und 25 Mann steht unter dem Befehl des Lieutenants z. S. Meier, welcher, seitdem der Admiral den Oberbefehl an der Küste übernommen, der Höchstkommandirende in Bagamoyo ist."

Ein anderer Beobachter giebt Ende Juli folgendes Bild von der Stadt: „Das alte Stadtgebiet von Bagamoyo und ein neu hinzugenommener Theil ist nun mit einer fortlaufenden Befestigungslinie umgeben, die aus einem starken Stachel-Drahtzaun besteht; rings um denselben laufen gerade, breite Wege, an welchen vom Strande bei der Mission an bis zum Stationsgebäude drei Alarmhäuser fortartig eingerichtet und besetzt sind. Weiter rückwärts nach der Stadt zu und mit den anderen Alarmhäusern durch breite Wege wieder verbunden liegt als eine Art Repli ein viertes Alarmhaus und über diese Befestigungslinie eine Viertelstunde hinausgeschoben westlich der Mission ein Fort. Die alten Hütten sind abgebrochen, allenthalben Wege angelegt und an denselben den früheren schwarzen Einwohnern von Bagamoyo, welche während des Krieges sich in den Schutz der Mission geflüchtet und hier ein Dorf gebildet hatten, Plätze zum Bauen angewiesen. Auch im Centrum der Stadt sind Durchbrüche geschaffen, so dass das neue Bagamoyo gesundheitlich und auch strategisch eine gut angelegte Stadt wird, auch nach europäischen Begriffen."

Mit dem 4. März wurde die Blokade auch auf die Insel Sansibar ausgedehnt und am 11. verhängte Admiral Deinhardt „im Namen des Sultans von Sansibar" über Bagamoyo und Dar-es-Salaam sowie über die Umgebung im Umkreis einer deutschen Meile das Standrecht und übernahm gleichzeitig den Oberbefehl an der Küste. Von den aufständischen Küstenorten hatten in dieser Woche Saadani und Kondutschi, indem sie die Blokadeboote mit allerdings wirkungslosen Gewehrschüssen belästigten, sich als recht unbequeme Nester von aufrührerischen Sklavenhändlern gezeigt. Die Aufständischen von Saadani, die bisher niemals ernstlich angegriffen

worden waren, waren besonders fanatisch. Saadani selbst war ein dicht bevölkerter Ort, der aber nach seiner ganzen Anlage und, da Steinbauten vollständig fehlten, kaum anders denn als ein grosses Dorf bezeichnet werden konnte und nur als ein Endpunkt der grossen Karawanenstrasse von Tanganyika, deren grösster Ausläufer Bagamoyo war, Bedeutung erlangt hatte. Admiral Deinhard beschloss seine Bestrafung und gab am 22. März an Bord des vor Bagamoyo ankernden Flaggschiffes „Leipzig“ den Befehl, dass am folgenden Tage die „Schwalbe“ mit ihren weittragenden Geschützen sowie zwei Dampfpinassen und zwei von diesen geschleppte Ruderbarkassen Saadani beschiessen sollten. Die „Schwalbe“ führt acht langrohrige Geschütze (Kaliber 10,5 cm, Rohrlänge das 35fache des Kalibers), die 8500 m weit tragen, während die Geschütze der 3400 m vom Usagara-Haus zu Bagamoyo ankernden „Leipzig“ bloss auf eine grösste Entfernung von 3500 m verwendbar sind. Die 4 erwähnten Boote führten zusammen ein Bootsgeschütz und drei Revolverkanonen. Ganz allmählich abfallender Sandstrand erschwerte aber vor Saadani die Landung, da Schiffe von der Grösse der „Schwalbe“ bloss bis auf etwas näher als $1^1/_2$ Seemeilen herankommen können. Die „Schwalbe“ dampfte auf 2400 m an Saadani heran, maass mit zwei als Warnung dienenden Probeschüssen die Entfernung und begann, sich mit ihrer Breitseite dem Orte zuwendend, die Beschiessung. Die vier Boote waren inzwischen seitwärts von der „Schwalbe“ bis auf 750 m ans Ufer herangefahren und begannen ebenfalls aus dem Bootsgeschütz und den Revolverkanonen zu feuern. Aber die grosse Durchschlagskraft der von der „Schwalbe“ entsandten Granaten kam bei den elenden Holzbauten, um die es sich handelte, nicht zur Geltung, während die verhältnissmässig kleine Sprengladung nicht genügte, um das von einem Regenschauer benetzte Holzwerk in Brand zu setzen. Die waffentragende Bevölkerung blieb, ohne auch nur einen Gewehrschuss abzugeben, hinter schnell am Strande aufgeworfenen Sandhaufen, über die bisweilen zahlreiche Köpfe herüberlugten, sich aber bei jedem Schusse duckten. Da eine Landung ausgeschlossen war, wurde das Bombardement nach zwei Stunden aufgegeben, was aber von den Arabern als ein Zeichen von Schwäche betrachtet wurde. Am 27. März wurde von dem Landungskorps das von den Bewohnern verlassene Kondutschi niedergebrannt, und den Rebellen, welche sich in die Wälder zurückgezogen, ein scharfes Gefecht geliefert.

Buschiri, der arabische Führer des Aufstandes, hatte etwa sechs Kilometer hinter Bagamoyo, in einer Gegend, von wo aus er

die Karawanenstrasse Mpwapwa-Bagamoyo vollständig beherrschen konnte, ein Lager bezogen und beunruhigte Bagamoyo fortwährend, so dass es unausgesetzter Aufmerksamkeit der Vertheidiger bedurfte, um dem durch Spione wohlunterrichteten Gegner keine Blösse zu geben. Ueber den Charakter dieses Mannes gehen die Ansichten noch auseinander. Was seine politische Haltung anbetrifft, so gehört er jenen „freien“ Arabern an, welche, im Besitze einer oft bedeutenden Hausmacht sich sicher fühlend, den Sultan von Sansibar stets nur als einen Primus inter pares ansahen und sich an seine Edikte nur so weit kehrten, dass ihnen die Rückkehr nach Sansibar, um ihrem Geschäft dort nachgehen zu können, frei blieb. Sie betrachteten sich als die Herren der Mrima und gaben im Verein mit den sogenannten Jumbes, den Dorfältesten der Eingeborenen, den Ton an. Durch das Eindringen der Europäer, welches nicht nur ihren politischen Einfluss zerstören, sondern auch ihrem Handelsmonopol empfindlichen Abbruch zu thun im Stande war, wurden sie sich ihrer bedrohten Lage klar, und da sie nicht willens waren, ohne Widerstand zurückzuweichen, griffen sie zu den Waffen. Es wurde ihnen um so leichter, eine allgemeine Gährung zu erzeugen, als am Nordufer des Nyassa sich bereits Araber und Engländer schlugen und das arabische Element dadurch schon auf das Aeusserste erregt war. Es gelang ihnen, die grösste Anzahl der Eingeborenen auf ihre Seite zu bringen, da dieselben den Charakter der Araber eher verstanden als den des Europäers und mit Ersteren die Besorgnisse theilten. Der Araber, wenn auch überall als Herrscher auftretend, war doch in genauer Kenntniss des Eingeborenen-Charakters klug genug gewesen, sich den Gebräuchen der Eingeborenen bis zu einem gewissen Grade anzupassen, und nur dort mit fester Hand einzugreifen, wo er des Erfolges sicher war. Die Deutschen hatten in Unkenntniss der Verhältnisse manche Fehler begangen, von denen der folgenschwerste in dem Missverhältnisse zwischen Wollen und Können lag. Aber es ist fast unbegreiflich, dass dadurch auf Seiten mancher Araber eine solche Wuth hervorgerufen worden war, welche allen Deutschen den Tod geschworen hatten. Die französischen Missionen bei Bagamoyo und die im Innern wohnenden englischen Missionare blieben in Folge ihrer Nationalität verschont,[1]) obwohl Buschiri es nicht verschmähte, einige der letzteren gefangen zu

[1]) Die Ermordung des Missionars Brooks und 15 Leute seines Gefolges am 21. Januar 1889 bei Saadani ist nicht auf Rechnung Buschiris zu setzen.

nehmen, um durch das Lösegeld derselben seine Kasse zu füllen. Jedenfalls ist er, wie sein berühmterer und bedeutenderer Stammesgenosse im Innern, Tippo Tip, von religiösem Fanatismus völlig frei und hat, abgesehen von seiner Grausamkeit, manche Züge, welche ihn in einem milderen Lichte erscheinen lassen können.

Nach der Beschiessung von Saadani und Niederbrennung von Kondutschi trat eine Art Waffenstillstand ein, welchen Buschiri dazu benutze, um seine Streitkräfte zusammenzuziehen und sich in seinem Lager zu verschanzen.

Am 31. März traf Hauptmann Wissmann in Sansibar ein, gerade als sich die ersten Anfänge der Regenzeit bemerkbar machten und ging nach einer Audienz beim Sultan und Konferenzen mit dem Generalkonsul Dr. Michahelles und dem Vertreter der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, v. St. Paul Illaire, nach Bagamoyo hinüber, wo er auf dem Usagara-Haus die Flagge der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft herunternehmen und durch die deutsche Handelsflagge ersetzen liess. Er fuhr dann nach Dar-es-Salaam und dem vom Feinde besetzten Pangani und Tanga, um überall zu sehen, dass derselbe sich auf das Aeusserste gefasst gemacht hatte. In Pangani wurden bei Annäherung des Schiffes die Schanzen am Ufer sofort stark besetzt. Man schätzte über 1000 Mann. Die ganze Nacht durch wurde lebhaft geschossen; an eine Landung war nicht zu denken, ebensowenig wie in Tanga. Von der Fahrt nach Kilwa, wo Hauptmann Wissmann ermitteln wollte, ob die Köpfe der beiden ermordeten Deutschen noch auf Stangen am Ufer steckten, wurde abgestanden, da eine Landung in Kilwa nur mit bedeutenden Kräften unternommen werden konnte. In Dar-es-Saalam und Bagamoyo, wo schon vor ihm einige Beamte eingetroffen waren, wurde das Kriegsmaterial ausgeschifft, die regelrechte Befestigung eingeleitet, mit dem Bau von Häusern und Ausbau der verfallenen begonnen, so dass es möglich wurde von der Defensive zur Offensive überzugehen, die „Landblokade“ zu beginnen. Alle Faktoren wirkten zusammen, um Wissmann den Erfolg zu sichern; die Vertretung der englischen Regierung liess ihm jede Förderung angedeihen, der Generalkonsul Euan Smith[1]) wurde abberufen und durch Portal erersetzt, und dass ihm von Seiten der Vertreter der deutschen Re-

[1]) Der englische Generalkonsul, welcher früher der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft viel Entgegenkommen bewiesen hatte, hatte nach Uebernahme der Zollverwaltung durch dieselbe sein Benehmen in merklicher Weise geändert. Die Inder überschütteten ihn mit Klagen, da sich bei ihnen die Besorgniss regte,

gierung und der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft jede nur mögliche Unterstützung zu Theil wurde, versteht sich von selbst. Mit der Letzteren schloss er am 28. April einen Vertrag ab, wonach auf ihn überging: 1. das Oberkommando über die militärischen Machtmittel der Stationen, sowie über alle militärischen Maassnahmen und Operationen, 2. die Leitung und Anordnung der zur Vertheidigung des Stationsgebäudes und Ortschaften erforderlichen Bauten und sonstigen Einrichtungen, 3. die Oberleitung der Zivilverwaltung abgesehen von der Zollverwaltung.

Ueber die Lage zu dieser Zeit giebt folgender an den Reichskanzler gerichteter Bericht des Reichskommissars, aus Bagamoyo, vom 1. Mai datirt, Aufschluss:

„Auf der Ew. Durchlaucht bereits gehorsamst gemeldeten Rekognoszirungsfahrt mit Herrn Admiral Deinhard fand ich in Bagamoyo die Befestigungsarbeiten schon weit vorgeschritten. In Dar-es-Salaam war erst mit gleicher Arbeit begonnen, jedoch ist der Ort durch die Nähe des Ankerplatzes S. M. S. „Carola" gesichert. In Pangani war noch an dem Morgen meines Besuchs auf die Dampfpinasse geschossen worden. Grosse Menschenmassen hatten sich vor dem Orte versammelt, scheinbar einen Angriff erwartend; die in der Einfahrt angebrachten Befestigungen waren besetzt. Auffallend war es, trotz dieser Verhältnisse die Daus ruhig ein- und auspassiren zu sehen. In Tanga, dem bei weitem unbedeutendsten Punkt, zeigten sich ebenfalls Bewaffnete, die aufmerksam den Bewegungen des Schiffes folgten. Saadani, jetzt von vielen Aufständischen besetzt, ist mit einer guten Pallisadenenceinte befestigt. Herr Admiral Deinhard hatte bis zu meiner Ankunft mit Buschiri einen Waffenstillstand geschlossen, und hatte Buschiri Bedingungen gestellt, unter denen er Frieden schliessen wollte. Ich nahm, da ich noch nicht schlagfertig war, den Waffenstillstand an, liess jedoch Buschiri zugleich sagen, dass ich mit ihm nur als Rebellen verkehren würde und seine Friedensbedingungen zurückweise. Diese Bedingungen waren derartig, dass man sie nur mit dem Namen „lächerlich" belegen kann. Abgesehen davon werde ich mich gegen weitere Vorschläge von Buschiri schroff stellen, da ich mir von einem erfolgreichen Schlage gegen denselben mehr verspreche, als von einem noch so günstigen Frieden. Buschiri hat denn auch bald den Waffenstillstand gebrochen, indem er einen meiner Leute im Vorterrain abgefangen hat und mir denselben mit abgehauenen Händen nach Salaam zurückgesandt hat. Die Bestrafung zweier Leute mit dem Tode durch Hängen, die speziell in dieser Angelegenheit Verräther waren und der Spionage überführt sind, habe ich auf Bitten der englischen Behörde in Sansibar aufgeschoben bis zur erfolgten Auslieferung der in Buschiris Gewalt befindlichen englischen Missionare von Mamboia. Die Missionare in der Hand von Buschiri sind für mich geradezu Daum-

die Deutschen könnten sich im Zollhause von Sansibar festsetzen und durch eine geordnete Verwaltung den Sultan bewegen, ihnen die gesammte Verwaltung seiner Zölle pachtweise zu übertragen. Er äusserte sich mehrfach in erregtester Weise über die Gegenwart der Deutschen im Zollhause von Sansibar und liess sich schliesslich zu der Drohung hinreissen, er werde sich nur mit einem vollen Rückzuge der D. O. A. Gesellschaft aus dem Zollhause von Sansibar zufrieden geben.

schrauben. Ich habe den französischen Missionaren mitgetheilt, dass sie sich in den Schutz meiner Befestigung oder nach Sansibar begeben möchten, und dass ich, falls sie das nicht thäten, jede Verantwortlichkeit ablehne. Sollte jedoch Buschiri, der die französische Mission immer noch als neutral anerkennt, auch gegen diese Feindseligkeiten beginnen, so werde ich den Missionaren den Befehl geben, die Küste zu verlassen. Den englischen Missionaren in Mpwapwa und weiter im Innern steht der von der Bewegung vollständig unberührte Weg durch das Massailand südlich vom Kilimandscharo und nach Witu offen, und ich habe den Rath ertheilt, diesen Weg, der auch von den beiden Angestellten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft genommen ist[1]) zu wählen. — Am 28. v. M. überfiel Buschiri ein 2,5 km südlich von Bagamoyo gelegenes Dorf, Kaule, dessen Schech und Aeltesten (Belutschen) ich als verdächtig in Gewahrsam hatte. Die Bewohner des Dorfes hatten Zeit, sich durch Flucht zu retten und haben sich unter dem Schutz des Forts in Bagamoyo niedergelassen. An 1000 Waniamwesi, deren älteste mich noch von meinem Besuch bei Mirambo 1882 kannten, bewohnen ebenfalls Bagamoyo und haben sich in allen Gefechten mit der Station gegen Buschiri, der es auf ihr Elfenbein abgesehen hatte, geschlagen und schon etwa 50 Mann verloren. Diese Leute werden mir bei dem bevorstehenden Angriff auf Buschiris Lager eine höchst erwünschte Hilfe sein, da ich ihnen vollständig vertrauen kann. Ich liess mit allen irgend aufzutreibenden Handwerkern die Befestigung von Dar-es-Salaam beschleunigen und dieselbe wird, wie auch die in Bagamoyo, einen befriedigenden Zustand erreicht haben, bevor Ew. Durchlaucht diese Meldung erhalten. Die Vertheilung von Kriegsmaterial und Proviant war auf den Stationen beendet, als am 29. v. M. die Somalis mit 4 Kompagnien in Bagamoyo eintrafen und am selbigen Tage bewaffnet und untergebracht wurden. Viele gut erhaltene Häuser und leichte Ausbesserung der zerstörten erleichterten die Unterbringung der Truppen in Bagamoyo.

60 Mann habe ich sofort zur Kompletirung der Besatzung nach Dar-es-Salaam gesandt, da der Herr Admiral Deinhard die „Carola“ aus Gesundheitsrücksichten von dem Hafen dicht bei der Station auf die äussere Rhede verlegt hat. Auf die 100 Zulu vom Süden werde ich nicht rechnen können, meine Streitkräfte werden aber nach Eintreffen der „Martha“, die ich stündlich erwarte, ausreichend sein, und zwar:

6 Kompagnien Sudanesen zu 100 Mann =	600	Mann
weniger in Dar-es-Salaam befindliche . .	50	„
bleiben	550	Mann
50 Somalis weniger 10 in Dar-es-Salaam =	40	„
zusammen	590	Mann
Askari in der Station Bagamoyo	60	„
Somalis von der Emin Pascha-Expedition . (von 100 Mann sind fast stets 20 krank), die mir Herr Dr. Peters einen Monat unterstellt hat.	80	„

In Summa 730 Mann schwarze Truppen mit dem Mausergewehr bewaffnet und etwa 200 irreguläre Waniamwesi mit Vorderladern bewaffnet, geführt von 20 Deutschen, und ausserdem ein geschlossener Trupp von 40 Deutschen. Ob die Verhältnisse eine Unterstützung von der Marine, event. von Boten mit Bewaffneten au

[1]) Ein Irrthum, wie sich später herausstellte.

dem Kinganifluss erlauben, darüber bin ich noch mit dem Herrn Admiral Deinhard in Verhandlung. Buschiri liegt auf 6 Kilometer in 3 Lagern im Halbkreise um Bagamoyo und hat den jetzt sehr angeschwollenen Kingani mit der ersten Fähre etwa 8 Kilometer hinter sich. Das Hauptlager in der Mitte, unter ihm persönlich, ist das stärkste und von etwa 500 Mann besetzt; unter diesen sind zweihundert vor kurzem aus Mombassa zu ihm gestossene Araber. Es liegt auf flacher Erhöhung und ist mit Erdwall und Palmenpallisaden (die das Mausergeschoss durchschlägt) befestigt. Eine unter allen Umständen zu passirende überschwemmte Niederung umgiebt den befestigten Hügel. Eine günstige Position für meine kleinen transportablen Geschütze ist vorhanden. 4 bis 5 Tage nach Eintreffen der „Martha" denke ich schlagfertig zu sein und hoffe, dass bis dahin der noch in Buschiris Macht befindliche englische Missionar frei sein wird."

Am 4. Mai traf die „Martha" ein und sofort wurde mit der Ausschiffung der Truppen begonnen; kurz darauf kamen auch die Zulus an; schnell wurden noch einige nöthige Vorbereitungen getroffen und dann das Lager Buschiris angegriffen, welches am 8. Mai erobert wurde.

Dieser erste Sieg des Reichskommissars rief hier grosse Freude hervor. Der Kaiser erhielt das Telegramm darüber, während er den Truppenübungen auf dem Tempelhofer Felde beiwohnte, sprach sich höchst erfreut darüber aus und sandte sofort an Hauptmann Wissmann ein Glückwunsch-Telegramm.

Der Bericht des Reichskommissars über die Aktion lautet folgendermaassen:

Nachdem die Vorbereitungen zum Beginn der Operationen gegen die Aufständischen bereits am vierten Tage nach dem Eintreffen des Dampfers „Martha" auf der Reede von Bagamoyo beendet waren, beschloss ich, nach Verständigung mit dem Chef des Kreuzergeschwaders, Herrn Konter-Admiral Deinhard, sofort zum Angriff überzugehen. Ein möglichst rasches offensives Vorgehen bot in erster Linie die Aussicht, gegen die vorwiegend auf Terrorismus gestützte Macht des Rebellenführers Buschiri einen entscheidenden Schlag führen, dessen Einfluss auf die Bevölkerung beeinträchtigen und die durch fortgesetzte feindliche Streifzüge sehr gehemmte Aktionsfreiheit der Station wieder erhöhen zu können. Nach den eingezogenen Nachrichten hatte Buschiri seine Streitkräfte in der ungefähren Stärke von 600—800 Mann in einem ca. $1\frac{1}{2}$ Stunden von Bagamoyo gelegenen, nach afrikanischen Begriffen ausserordentlich stark befestigten Lager versammelt. Die Gerüchte von dem Vorhandensein dreier weiterer Lager hatten sich als zweifelhaft erwiesen. Der Angriff auf dieses Lager wurde zunächst beschlossen. Er lag um so näher, als Buschiri mir in einem am 6. d. M. zugegangenen Brief in übermüthiger Weise erklärt hatte, er habe keine Angst vor den Deutschen; sie möchten nur kommen, er werde sie erwarten; wie bis jetzt alle Weissen, so würden auch sie zum Lande hinausgejagt werden u. s. w. Am 7. des Monats nahm ich eine Rekognoszirung vor, um mich über die Marschrichtung nach dem Lager, sowie die Terrainverhältnisse zu orientiren. Die Rekognoszirung ergab die volle Bestätigung der bereits früher eingegangenen Nachrichten. Die Durchführung des Angriffs wurde

auf den folgenden Tag festgesetzt. Zu diesem Zwecke war am 8. d. M. früh 6 1/2 Uhr das ganze mir zur Verfügung stehende Detachement, bestehend aus sechs Sudanesen-Kompagnien, 1 Zulu-Kompagnie, 30 Somalis und 3 Geschützen leichten Kalibers, verstärkt durch eine Abtheilung Marine-Soldaten (200 Mann), in der Nähe des Stationsgebäudes versammelt. Jeder Mann hatte 40 Patronen, jedes Geschütz 25 Schuss. Nach Ausgabe besonderer Instruktionen an die Führer der einzelnen Abtheilungen wurde um 7 Uhr 10 Minuten der Vormarsch angetreten. Der Weg führte anfangs auf den Kamm des von Bagamoyo der Küste entlang nach Süden laufenden niedrigen Höhenzuges. Ungefähr um 8 Uhr wurde dieser schöne, mit Palmen und anderen Fruchtbäumen dicht bewachsene Höhenzug verlassen und nach Westen abgebogen. Ein ungefähr 900 m breites, schattenloses, sumpfiges, mit fast mannshohem Gras bestandenes Thal lag vor uns. Glühend heiss brannte die Sonne auf dasselbe herab, kein Luftzug machte sich fühlbar, ein übler Geruch entströmte den zahlreichen morastigen Stellen, welche den Marsch, namentlich der Artillerie — die Kanonen wurden gezogen, die Munition getragen — ausserordentlich erschwerten. Trotzdem blieb die Marschdisziplin bei den schwarzen Truppen eine gute. Nach dem Ueberschreiten des Thales wurde auf einem dem vorher beschriebenen ähnlichen, sich in südwestlicher Richtung hinziehenden Höhenzug entlang marschirt. Auf diesem lag in einem Palmenhain Buschiris Lager. Dasselbe war hoch gelegen, weithin sichtbar und bot den Anblick einer hohen, aus dicht aufgestellten Baumstämmen bestehenden Verschanzung. Auf sechshundert Meter an das Lager herangekommen, schwärmte der Vortrupp, 50 Stations-Askaris unter Chef Freiherrn v. Eberstein — Sekondelieutenant der Reserve des Infanterieregiments Prinz Louis Ferdinand von Preussen Nr. 27 — sofort aus, während die Artillerie, Chef Krenzler — früher Premierlieutenant im 1. württembergischen Feld-Artillerieregiment Nr. 13 — Aufstellung in der Schützenlinie nahm und die zwei Sudanesen-Kompagnien starke linke Flügelabtheilungen (Chef Schmidt, Sekondelieutenant des königlich bayerischen 3. Infanterieregiments) in Verbindung mit der weissen Schutztruppe einen Flankenmarsch nach Westen unternahmen. Erst 20 Minuten später war das Gros, zwei Sudanesen-Kompagnien unter Chef Freiherrn v. Gravenreuth — Premierlieutenant à la suite des königlich bayerischen 3. Infanterieregiments — herangekommen und schob sich zwischen den ausgeschwärmten Vortrupp und die linke Flügelabtheilung, während die rechte Flügelabtheilung (Chef v. Zelewski, früher Premierlieutenant im Infanterieregiment Nr. 99), bestehend aus einer Sudanesen-Kompagnie, einer Zulu-Kompagnie und 30 Somalis, schon früher den Befehl erhalten hatte, aus der Marschkolonne nach rechts auszubiegen und die Umfassung von Osten her auszuführen. Die Marineabtheilung (Korvettenkapitän Hirschberg von S. M. S. „Schwalbe") stand dicht hinter dem Vortrupp bezw. der Artillerie. In dieser Formation wurde, die Artillerie eingeschlossen, bis auf 250 m an das Lager herangegangen. Beim ersten Sprung auf 200 m begann das Feuer aus dem Lager, das meinerseits nicht erwidert wurde. Als jedoch gleich darauf der bekannte weisse Reitesel Buschiris vor dem Lager erschien, beschoss und verwundete ich scheinbar das dem wohlbeleibten Buschiri so nothwendige Mittel zur Flucht, und war dieser Schuss das Zeichen zum Beginn des Feuers auf der ganzen Linie. Das Feuergefecht wurde auf beiden Seiten ein heftiges und im Lager trat ein schweres Geschütz mit Eisenstücken geladen in Thätigkeit. Wir schossen uns sprungweise bis auf 100 m an das Lager heran. Die Flügelabtheilungen Schmidt und v. Zelewski waren unterdessen so weit vorgegangen, dass sie sich gegen die Flanken des Lagers entwickeln

konnten. Während des den Angriff vorbereitenden Schnellfeuers fielen in meiner nächsten Nähe, in der die meisten Weissen und die Geschütze standen, mehrere Askaris und wurden Hauptmann Richelmann, sowie Stabsarzt Schmelzkopf verwundet. Es hatten jetzt, wie sich später durch sechs von Granatsplittern Gefallene herausstellte, zwei gut gezielte Schüsse aus der 6 cm-Kanone das Geschütz Buschiris (mit dem viermal gefeuert war) zum Schweigen gebracht. Das lebhafte Schnellfeuer aus etwa 800 Mausergewehren liess ich ungefähr eine Minute wirken und gab dann nach Verabredung mit Korvettenkapitän Hirschberg den Befehl, das Seitengewehr aufpflanzen zu lassen und zur Attacke vorzugehen. Zuerst waren die Sudanesen-Kompagnien des Chefs Freiherrn v. Gravenreuth an den Pallisaden und Lieutenant Sulzer der erste im Lager. Freiherr v. Gravenreuth selbst folgte sofort mit einigen Sudanesen auf der linken Flanke. In der Front brachen gleichzeitig die Matrosen unter Korvettenkapitän Hirschberg und die Askaris unter Freiherrn v. Eberstein ein. Den Matrosen voraus, nicht wartend bis Bresche gerissen war, überklomm Lieutenant Schelle von S. M. S. „Schwalbe“ die Pallisaden und wurde im Lager tödtlich getroffen. Während jetzt die Matrosen die Pallisaden soweit niedergerissen, dass Mann hinter Mann eindringen konnte, war Freiherr v. Eberstein mit den Askaris durch eine eingerannte Thür eingedrungen und wurde nun alles, was sich noch im Lager befand, niedergemacht. Schon vor dem letzten Schnellfeuer hatte sich ein Trupp des Feindes, etwa 400 Mann stark, ausserhalb der Befestigung meinem rechten Flügel gegenüber aufgestellt. Dieser Trupp zog sich in kleineren Abtheilungen, verfolgt von dem Feuer der Abtheilung von Zelewsky, nach Norden gegen den Kingani zurück. Gleichzeitig flüchteten sich etwa 150 Mann aus dem Lager nach Westen, die von dem Feuer der Abtheilung Schmidt ebenfalls noch Verluste erlitten. Schützenlinien von Sudanesen und Zulus verfolgten die Flüchtlinge bis auf 600 und 800 m über das Lager hinaus, wo das hohe Gras dem Verfolgen ein Ziel setzte. Zwei arabische, mit Koransprüchen beschriebene Geschütze, ein grosses und ein kleines, verschiedene Mausergewehre, Beludschenschwerter und arabische Messer wurden erbeutet. Zwei Araber und acht Sklaven und etwa 20 Weiber gefangen genommen. Buschiri soll selbst nur mit Mühe entkommen sein. Lebensmittel fanden sich so gut wie gar nicht im Lager, dagegen stellte sich später heraus, dass von den Askaris und Sudanesen drei Kisten mit 6000 Rupien erbeutet waren. Es war dieses voraussichtlich ein Theil der zur Auslösung der englischen Missionare bezahlten Summe. Die schwarzen Soldaten hatten sich jedoch schon bei der Plünderung derartig in das Geld getheilt, dass ein Zurückfordern und Disponiren kaum möglich, auch für das erste Gefecht nicht opportun erschien. Unter den in und dicht beim Lager gefallenen 80 Rebellen zählten wir nur drei Neger, während alle übrigen Araber, meist Hadramautleute und Beludschen, waren. Bei der Gewohnheit der Aufständischen, die Todten und Verwundeten sofort wegzuschleppen, mussten jedoch schon damals die Verluste des Gegners als bedeutend höher angenommen werden. Diese Annahme hat sich denn auch bestätigt, denn später eingetroffene zuverlässige Nachrichten beziffern die Zahl der Todten auf 106. Unter einigen namhaften Führern, die gefallen, ist besonders der Häuptling Ismail von Windi, ein Mann von grossem Einfluss und treuer Anhänger Buschiris, zu nennen. Leider sind auch deutscherseits nicht unbedeutende Verluste zu beklagen. Lieutenant Schelle von S. M. S. „Schwalbe“ fiel, wie schon erwähnt, im Lager, Obermatrose Föll erhielt einen Kopfschuss und brach todt zusammen, während Feldwebel Peter von der Polizeitruppe einem Hitzschlage erlag. Sechs schwarze Soldaten sind eben-

falls gefallen. Stabsarzt Schmelzkopf erhielt einen Prellschuss am linken Theil des Unterleibes, Hauptmann Richelmann einen Fleischschuss am linken Unterschenkel, Stationsbeamter Illich einen Schuss in den Rücken. Dem Obermatrosen Klebba von S. M. S. „Schwalbe" wurde der linke Oberarm zerschmettert. Derselbe musste amputirt werden. Drei Sudanesen wurden leicht verwundet. Nach Einstellung der Verfolgung wurden die Pallisaden herausgerissen und das Lager abgebrannt. Dasselbe, auf einem nach Norden und Süden abfallenden Höhenzug erbaut, war viereckig angelegt und mit verschiedenen Reihen von Pallisaden und Baumstämmen, die in einen aufgeworfenen Graben eingerammt waren, umzäunt. Jede Seite des Lagers war ungefähr 200 m lang und hatte einen regelrechten Zugang durch eine verschliessbare hölzerne Thür. Innerhalb des Lagers waren Schützenauftritte und Schiessscharten angelegt, die durch kleine Ueberdachungen aus Erde und Palmblättern gegen Vertikalfeuer gedeckt waren. Der südliche Ausgang war durch ein starkes eisernes Vorladegeschütz gedeckt. Die ganze Verschanzung machte einen soliden, für afrikanische Verhältnisse recht respektablen Eindruck. War die Niederlage Buschiris mit der Erstürmung und Zerstörung des Lagers keine entscheidende, so muss dieselbe doch als eine folgenschwere bezeichnet werden, denn es ist mit Grund anzunehmen, dass der Kern von Buschiris Anhang beim Angriff auf Bagamoyo ausgeschlossen und das Ansehen Buschiris untergraben ist. Gerade der Umstand, dass Buschiri, der bei den mehrfachen Angriffen auf die Station stets blutig abgewiesen wurde, jetzt in seinem als uneinnehmbar geschilderten Lager geschlagen ist, wird ihm hauptsächlich den Anhang der schwarzen Bevölkerung entziehen. Nachmittags 1 3/4 Uhr wurde der Rückmarsch nach Bagamoyo angetreten. Während desselben war die Ermattung infolge der glühenden Sonnenhitze und der Anstrengungen des Gefechts eine fast allgemeine geworden und führte dieselbe theilweise zu gänzlicher Auflösung der Marschordnung. Abgesehen von den Verwundeten, mussten viele Weisse durch Schwarze getragen werden, ein Beweis, dass die Verwendung weisser Truppen zu derartigen Expeditionen nur eine sehr beschränkte sein kann. Neben dem selbstverständlich tapferen Vorgehen der Europäer verdient die Bravour der schwarzen Soldaten besondere Anerkennung, vor allem das rücksichtslose Draufgehen unter Führung der Weissen, die Kampflust der Zulus und Askaris, so dass das Ganze eher einer Uebung auf dem Manöverfelde als einem Gefechte glich. Religiöse Bedenken waren nur bei den Somalis, die mir Herr Dr. Peters zur Verfügung gestellt hatte, vorhanden und habe ich deshalb diese Leute am Tage vor dem Unternehmen entwaffnet. Nach dem erfolgreichen Kampfe waren sie jedoch beschämt und meldete sich ein Theil derselben freiwillig zu einer grösseren Patrouille. Diese Patrouille wurde auf die Mittheilung, dass ein am Hitzschlag gefallener weisser Offizier vermisst werde, unter dem Befehl des Chefs Freiherrn v. Gravenreuth nach dem Gefechtsfelde zurückgesandt. Bei der Annäherung ans Lager fand das kleine Detachement die Rebellen bereits mit Abholung ihrer Todten und Verwundeten beschäftigt. Dieselben wurden zurückgetrieben, wobei ein Mann getödtet, zwei gefangen genommen wurden. Erst spät Abends traf die Patrouille wieder in Bagamoyo ein, wo sich der Vermisste unterdessen ebenfalls eingefunden hatte. Konter-Admiral Deinhard hatte am Morgen desselben Tages eine aus mehreren Dampfpinassen und Barkassen bestehende Expedition den Kingani hinaufgesandt, sämmtliche Kanoes zerstört, und die Fahrstellen besetzt, um eventuelle Flüchtlinge abzufangen. Nur einige wenige Leute zeigten sich, auf die gefeuert wurde, der grösste Theil der Flüchtlinge war voraussichtlich weiter oberhalb bei der

15*

Dundafurt über den Fluss gegangen. Nach den am folgenden Tage (9. Mai) in der Frühe eingelaufenen Nachrichten war ein grosser Theil zersprengter Rebellen nach dem Kingani zu geflohen, während ein anderer Theil die Richtung nach der Küste eingeschlagen hatte, woselbst Buschiri in Mbegani, einem Orte südlich Bagamoyo, ebenfalls eine Art Lager errichtet haben sollte. Die Zuverlässigkeit dieser Mittheilungen möglichst rasch festzustellen, war für die Ergreifung weiterer Maassnahmen in hohem Grade wünschenswerth. Ich sandte daher am Nachmittag desselben Tages unter dem Befehl des Chefs Freiherrn von Gravenreuth eine aus drei berittenen Offizieren, vier berittenen Unteroffizieren und zehn Stations-Askaris bestehende Patrouille aus mit dem Auftrag, Nachrichten über den Verbleib u. s. w. des Gegners einzuziehen. Die Rekognoszirung ergab, dass während der Nacht vom 8. auf den 9. eine grössere Anzahl Bewaffneter von Buschiris Lager über Kaule nach Mbegani zu maschirt war. Die obige Nachricht war somit bestätigt und wurde dieselbe noch bekräftigt durch eine Mittheilung des Stationschefs von Dar-es-Salaam, wonach 35 bewaffnete Araber und 15 Schwarze aus der Umgegend von Bagamoyo sich nach Süden geflüchtet hätten, um sich mit Soliman Ben Sef bei Dar-es-Salaam zu vereinigen. Leider war ein Vordringen bis Mbegani selbst der Kürze der Zeit und grosser Terrainschwierigkeiten halber an diesem Tage nicht mehr möglich, dagegen wurde in einer Ortschaft drei Viertelstunden südöstlich von Buschiris Lager ein Trupp von ungefähr 50 grösstentheils bewaffneten Leuten angetroffen. Bei dem auf dieselben unternommenen Angriff wurden 3 getödtet, 1 gefangen genommen und gleichzeitig eine Herde Ziegen erbeutet. Diese erste militärische Verwendung von Pferden in Deutsch-Ostafrika hat sich ausgezeichnet bewährt. Abgesehen von der Möglichkeit der Leitung von Truppenmassen, wie sie hier zur Verwendung kommen, selbst bei afrikanischen Terrainverhältnissen, befähigt sie vor allen den Reiter, über das für den Fussgänger theilweise unübersehbare hohe Gras Umschau zu halten, und bleibt der europäische Führer selbst bei den anstrengendsten Tropenmärschen verhältnissmässig frisch. Machen die klimatischen Verhältnisse diesen ersten Versuch der Verwendung des Pferdes in Ostafrika nicht zu nichte, so würde sich eine Art berittener europäischer Infanterie als beste hier verwendbare Waffe erweisen. Infolge dieser letzterwähnten Rekognoscirung wurde meine frühere Verabredung mit dem Konteradmiral Deinhard die Kingani-Fbene von den Rebellen zu säubern, dahin abgeändert, zunächst einen Vorstoss auf Mbegani zu machen. Die Marine sollte hierbei meine auf dem Landwege marschirenden Truppen zu Wasser begleiten. Diese Unternehmung wurde am 10. Vormittags mit sämmtlichen Truppen und einer Anzahl bemannter Marineböte in Scene gesetzt. Der Vortrupp unter Chef v. Zelewski fand jedoch die meisten Ortschaften verlassen, da die Einwohner bei dem Eintreffen der Marine geflohen waren. Das Dorf wurde von der Marine niedergebrannt, ein befestigtes Lager in der Umgegend nicht gefunden. Es wurde deshalb das Suchen weiter nach Süden fortgesetzt bis zu der Ortschaft Mlangotini, ich zu Lande, die Marine zu Wasser. Einige Gefangene wurden von mir mit der Instruktion an ihre Leute entlassen, dass bei Annäherung unserer Truppen die nicht zu Buschiri haltenden Ortschaften nicht flüchten, sondern eine kleine Deputation entgegensenden sollten. Nach Bagamoyo zurückgekehrt, fand ich das Gerücht verbreitet, dass Buschiri anscheinend schwer verwundet sei. Dieses Gerücht hat sich insofern bestätigt, als derselbe nach übereinstimmenden Aussagen verschiedener seiner im Lager gefangenen Frauen auf der Flucht einen Streifschuss in die linke Schulter erhielt. Ueber den Auf-

enthalt resp. Zufluchtsort Buschiris waren bis dahin keinerlei zuverlässige Nachrichten zu erlangen. Am 12. d. M. begab ich mich nach Sansibar, um die schwierig gewordenen Verwaltungsangelegenheiten, die von einem Komitee, bestehend aus Chef Freiherrn von Eberstein, kaufmännischem Beirath Wolf und Zahlungsmeister Merkel, geleitet werden, zu regeln. Das Komitee trat in Verbindung mit dem Hause Hansing. Am 14. d. M. nach Bagamoyo zurückgekehrt, erhielt ich von meinem Vertreter die Meldung, dass am 13. Nachmittags Chef v. Zelewski mit der Zulu-Kompagnie und neun Pferden eine Rekognoscirung bis zur Niederung des Kingani unternommen habe, auf der keine Spur von Rebellen gefunden wurde. Dieser Umstand, sowie verschiedene von Spionen eingelaufene Nachrichten machen es wahrscheinlich, dass Buschiri jenseit des Kingani, der zur Zeit erst mehrere Tagereisen oberhalb passirbar ist, in Kikoka oder Sangaser sitzt. Die Unpassirbarkeit des Kingani, unaufschiebbare Löscharbeiten auf dem Dampfer Martha machten für die nächsten Tage Unternehmungen gegen den Feind unmöglich, und begab ich mich daher am 18. nach Dar-es-Salaam. Bereits am 9. Mai hatte dort Chef Schmidt eine Rekognoscirung nach dem schon früher von der Marine beschossenen Dorfe Magagoni unternommen. Die sich ihm entgegenwerfenden Dorfbewohner, Anhänger des Rebellen Soliman Ben Sef, wurden mit einem Verlust von acht Todten, zwei Arabern und 6 Negern, zurückgeschlagen und gleichzeitig 90 Stück Rindvieh sowie 60 Stück Kleinvieh erbeutet. Am 20. Mai sandte ich Chef Schmidt mit einer 150 Mann starken Patrouille nach dem Dorfe Mabigu, dem früheren Lager der Aufständischen unter Soliman Ben Sef. Der Widerstand der Dorfbewohner war schnell überwunden. Das mit einer Boma befestigte, aber verlassene Lager wurde zerstört und 80 Stück Rindvieh erbeutet. Tags darauf wurde von mir eine Patrouille von 50 Mann nach dem Dorfe Magormura, dem Besitz des nächstmächtigen Rebellenführers Schindu, gesandt. Abgesehen von einzelnen aus dem Gebüsch abgegebenen Schüssen fand kein Widerstand statt. Der Ort wurde niedergebrannt und die Mutter des Jumbe Schindu nebst einem Verwandten desselben gefangen eingebracht, nachdem die alte Negerin einen sie aus dem Dorfe weisenden Soldaten mit dem Messer verwundet hatte. Schindu selbst und Soliman Ben Sef waren mit ca. 30 Anhängern nach Norden entwichen, um sich mit Buschiri zu vereinigen. Die Folge dieser grösseren und vieler kleinen Patrouillen war die, dass mehrere umliegende Wasaramo-Dörfer schriftlich um Frieden baten, währenddie Jumbes anderer Dörfer zu demselben Zweck persönlich erschienen. Mehrere Ortschaften berichteten an den Stationschef, dass sie gern bereit wären, um Frieden zu bitten, aber befürchteten, sich dadurch in schlechtes Licht bei dem Sultan Said Khalifa von Sansibar zu setzen. Dar-es-Salaam ist nun auf eine gute Tagereise weit nach allen Richtungen hin von Aufständischen befreit und zum grössten Theil pazifizirt. Die Befestigungen daselbst sind vollendet, eine Kompagnie Sudanesen, 20 einheimische Askaris und 10 Somalis unter dem Befehl von 4 Offizieren und 10 Unteroffizieren zurückgelassen. Wegen des ausgezeichneten Hafens bildet Dar-es-Salaam für spätere Unternehmungen den Hauptlagerplatz für Waffen, Munition, Proviant, Ausrüstungsgegenstände und Kohlen. Die Stadt ist noch verlassen; eine Waniamwesi-Karawane mit Elfenbein lagert unter dem Schutz der Station. Am 23. Mai kehrte ich nach Bagamoyo zurück, auf die Nachricht hin, dass in nächster Zeit eine Deputation von Arabern aus Pangani behufs Anknüpfung von Friedensverhandlungen erwartet werde. In Bueni, einer Ortschaft an der Küste zwischen Bagamoyo und Dar-es-Salaam, deren Wali sich ebenfalls zu Friedensver-

handlungen geneigt gezeigt hatte, landete ich, konnte jedoch, wegen allzugrosser Furcht der Eingeborenen, zu keiner Entscheidung kommen. Am 26. d. M. bestrafte ich einen Beludschen Namens Jussuff, der als rechte Hand Buschiris bekannt war, wegen Unterstützung des Rebellenführers mit Geld, Munition und Spionage mit dem Tode durch den Strang.

gez.: Wissmann, kaiserlicher Reichskommissar.

Am 3. Juni kehrte Hauptmann Wissmann von Sansibar nach Bagamoyo zurück, von wo aus Chef v. Zelewski am 1. Juni mit der Zulukompagnie und neun Pferden eine Rekognoszirung nach Dunda (ungefähr 15—16 Kilometer landeinwärts am Kingani gelegen) unternommen hatte. Chef v. Zelewski fand die ganze Umgegend von Bagamoyo verlassen, nur wenige Menschen waren in Dunda anwesend, denen klar gemacht wurde, dass nur gegen die Araber und deren Anhänger, nicht gegen die friedlichen Eingeborenen Krieg geführt werde, und dass sie, solange sie sich der Feindseligkeiten enthielten, von den Deutschen nichts zu fürchten hätten. Von Buschiri selbst wussten die Leute soviel wie nichts anzugeben, ebenso behaupteten sie, in letzter Zeit keinen Araber in der Umgegend gesehen zu haben. Ein ähnliches Ergebniss hatte eine Rekognoszirung, die am 4. Juni auf einer Barkasse den Kingani hinauf unternommen wurde, während Lieutenant End mit 3 Pferden und 30 Askaris auf dem Landwege nach der Hauptfahrstelle über den Kingani bei Mtoni marschirte. Die Fähren waren alle verlassen, keinerlei Boote sichtbar, so dass die Verbindung zwischen beiden Flussufern auf mindestens einen Tagemarsch landeinwärts als abgebrochen angesehen werden musste.

Am 2. Juni hat Chef Schmidt von Dar-es-Salaam die Ueberreste der seiner Zeit bei Pugu ermordeten Missionare und Schwestern auf dem Missionskirchhofe in Pugu beerdigt. Die Gebeine der Ermordeten konnten nach sichern, glaubwürdigen Aussagen der Puguleute als die richtigen erkannt werden. Die Leichen wurden getrennt vorgefunden, und zwar die des Bruders Petrus ausserhalb, die des Bruders Benedictus und der Schwester Martha innerhalb des Missionshauses. Nach Aussagen der Puguleute hatten Soliman ben Sef mit seinen Arabern und der Häuptling Janga Janga mit den Leuten von Ukonga, welches Dorf gezüchtigt wurde, das Blutbad angerichtet.

Nach allen diesen Vorgängen schien es von grösster Wichtigkeit zu sein, Pangani zu einem Entschluss zu drängen und zwar hoffte Hauptmann Wissmann dies am besten durch Einschüchterung thun zu

können. Hierzu bot sich als bestes Mittel die nochmalige Bestrafung von Saadani, wo ein englischer Missionar ermordet worden, von wo aus die Boote unserer Marine stets Feuer erhielten, und wo sich durch Befestigungen und Ansammeln von Waseguha- und Wadoëkriegern gewissermaassen ein Hort für alle flüchtigen Rebellen gebildet hatte. Im Einverständniss mit Admiral Deinhard, der die „Möwe“ vor Saadani gelegt und sehr eingehende Nachrichten über Befestigung und Besetzung des Ortes eingezogen hatte, schiffte Wissmann am 5. Juni Abends 500 Mann und zwei Geschütze in Bagamoyo ein und ging unter Führung der Kriegsschiffe „Leipzig“, „Pfeil“ und „Schwalbe“ nach Saadani. Die drei genannten Schiffe sowie die dort stationirte „Möwe“ legten sich vor Saadani und unterstützten die Landung der Wissmannschen Truppen durch ein lebhaftes Geschützfeuer. Noch bevor dieselben sich ausschifften, hatten einige Granaten in der Stadt gezündet. Die Besatzung verliess zum Theil ihre Stellung und stellte sich der Landung im Süden der Stadt entgegen. Die Deutschen erhielten Feuer in die Boote und dadurch einige Verwundungen, gingen aber, bis an die Schultern im Wasser watend, unterstützt von dem Feuer der Dampfpinassen, an Land, stürmten zunächst die vorliegenden Höhen und trieben den Gegner in die Stadt zurück. Der linke Flügel (v. Zelewski) drang gegen den Rücken der Stadt und die voraussichtliche Rückzugslinie des Gegners vor, während die Uebrigen den südlichen Saum der Stadt nahmen und durch Gewehrfeuer und Anzünden der Häuser den Feind nördlich aus der Stadt hinausdrängten. Der linke Flügel verfolgte durch Infanteriefeuer und die in ihrer Wirkung geradezu erstaunlichen Maxim-Gun auf einer hinter der Stadt liegenden freien Ebene den Rest der Flüchtlinge und schickte eine Kompagnie nach Westen gegen Ndumi. Jetzt trafen die Wissmannschen Truppen, nachdem die Stadt durchsucht und angezündet war, mit der von Norden kommenden Matrosenabtheilung zusammen und nach Verständigung mit dem Führer besetzte dieselbe die Stadt, während Wissmann auf Ndumi folgte. Da jedoch die Spuren fast sämmtlicher Flüchtlinge nach Norden wiesen, brach Hauptmann Wissmann von dieser Verfolgungsrichtung ab und ging, auf dem Rückmarsche im Halbkreise das Gebüsch und weiter südlich gelegene Dörfer absuchend, nach Saadani zurück.

Nördlich von Saadani liegt Uwindji, die Hauptbesitzung des rebellischen Wali von Saadani, Bana Heri, und dorthin hatten sich scheinbar die Geschlagenen zurückgezogen. Da der Weg zu Wasser

von Saadani nach Uwindji bedeutend kürzer ist als der zu Lande, schiffte Wissmann sich auf Rath des Admirals Deinhard wieder ein und fuhr direkt auf Uwindji. Auch hier waren am Strande Befestigungen und die Truppen erhielten bei Annäherung mit den Booten Feuer. Wieder ging es unter dem Schutze des guten Schnellfeuers aus den Revolvergeschützen der Dampfpinassen bis an die Brust ins Wasser und mit Hurrah den Strand hinauf. Der Feind wurde sofort in die Dörfer zurückgeworfen und diese, besonders die Schambas von Bana Heri, angezündet. Eine Landungsabtheilung von der „Möwe", die durch einige Granaten die Landung ebenfalls unterstützt hatte, folgte und drang in die weiter nördlich gelegenen Dörfer ein. Hauptmann Wissmann liess zum Rückmarsch blasen, die Truppen am Strande sammeln und war mit Dunkelwerden wieder eingeschifft. Die Truppen hatten vom Morgen bis zum Abend gefochten, ohne irgendwelche Nahrung zu sich zu nehmen, und waren hierbei vier Mal bis zur Schulterhöhe im Wasser marschirt. Zu beklagen hatten sie zwei Todte (1 Zulu und 1 Askari), 1 weisser Unteroffizier und 2 Mann schwer, 1 weisser Offizier und 5 Mann leicht verwundet. Dem Gegner genommen wurden einige Fahnen und u. a. auch die Bibel des in Saadani ermordeten englischen Missionars. Am nächsten Morgen dampften die Schiffe nach Bagamoyo zurück und gegen 4 Uhr Nachmittags war die Ausschiffung sämmtlicher Truppen beendigt.

Da trotz der Niederlage ihrer Verbündeten die Araber in Pangani und Tanga sich nicht unterwarfen, beschloss Wissmann auch diese Städte anzugreifen. Der Vertreter des Sultans von Sansibar in Pangani, Soliman bin Nasr, war am 13. Juni in Sansibar erschienen, um zu berichten, die besitzende Araber-Klasse in Pangani sei zum Friedensschlusse bereit, indessen wirke eine Menge Gesindels, das aus den zerstörten Ortschaften nach Pangani geflüchtet sei, der Unterwerfung entgegen. In den folgenden Tagen berieth Wissmann mit dem Sultan über die Sachlage und es ging auf Grund ihrer Entschliessungen Soliman bin Nasr auf der seitens Wissmanns gecharterten „Cutch" nach Pangani wieder ab, um den Aufständischen ein Ultimatum zu stellen. Er musste aber unverrichteter Dinge wieder umkehren, da die „Cutch" von den Aufständischen sofort beschossen wurde und die Aufständischen Niemand an Land lassen wollten. Am 8. Juli wurde Pangani angegriffen. In zwei Linien lagen die Schiffe quer vor der am linken Ufer des Panganiflusses liegenden Stadt, vorne, am nächsten am Ras Kikogwe, die „Möwe"

(ca. 300 Meter vor der „Leipzig“), dann nördlich in der Mitte der „Pfeil“ (ca. 350 Meter vor der „Leipzig“). Schliesslich auf dem rechten Flügel (ca. 800 Meter vor der „Leipzig“) die „Schwalbe“. Dahinter in zweiter Linie auf Lucke die „Leipzig“ und auf 400 Meter vor ihr die „Carola“. Am Bombardement nicht betheiligt lagen in dritter Linie zwischen „Carola“ und „Leipzig“ (ca. 200 Meter) die „Cutch“, und zwischen dieser und dem „Pfeil“ in ziemlich gleichen Abständen „Max“ und „München“, zwischen „Carola“ und „Cutch“ der „Vulkan“ und schliesslich in dritter Linie, auf die „Möwe“ gerichtet, die „Harmonie“. Man sah die Stadt sowohl wie alle Schanzen und Schützengräben vor denselben dicht besetzt. An den Hauptpunkten wehten rothe Fahnen. Ebenso zeigten sich grosse Ansammlungen in Mbweni und Ras Muhesa auf der rechten Seite des Flusses, wo auch gegen Land in festen Ständen zwei Kanonen standen. Das ganze Süd- und Nordufer entlang standen in gewissen Abständen Posten. Auf einige derselben, welche sich am Strande entlang an die beabsichtigte Landungsstelle nach Ras Kikogwe begaben, fielen um 8 Uhr 25 Minuten die ersten Schüsse aus einer Revolverkanone der „Leipzig“; die Leute verzogen sich eiligst. Sodann eröffnete die „Schwalbe“ mit ihren weittragenden Geschützen nach erhaltenem Signal das Feuer auf gutbewaffnete Böte, welche zwischen Pangani und dem gegenüberliegenden Mbweni verkehrten. Während sodann von sämmtlichen Schiffen die Landungsstelle bei Kikogwe und das ganze Südufer bis Mbweni unter Feuer genommen wurden, sammelten sich, geschleppt von 2 Dampfpinassen, die Wissmannschen Truppen in 6 grossen Böten in der Nähe der „Möwe“ ca. 9 Uhr Vormittags. Die Schiffe schossen trotz der hohen Dünung ganz ausgezeichnet; vom Lande wurde das Feuer nicht erwidert. Nachdem die Landung hinreichend vorbereitet war, setzten sich die Böte gegen Ras Kikogwe in Bewegung und um 9 Uhr 55 Minuten erreichten die ersten das Ufer. Der kleine steile Abfall wurde sofort gestürmt, und die Truppen marschirten, um die weitere Landung zu decken, sowohl gegen Kikogwe wie gegen Südwesten auf. Gegen Kikogwe fielen einige Schüsse; doch entwickelte sich das Hauptgefecht auf Ras Muhesa, bis zu welchem in breiter Gefechtslinie über die freie, übersichtliche Ebene vorgegangen wurde. Einzelne Scharen Flüchtlinge erschienen an den südwestlich sich erhebenden Höhen und wurden auf 2500 Meter von Granaten der „Möwe“ vertrieben. Um 10 Uhr 30 Minuten war die Befestigung auf Ras Muhesa genommen und besetzt. Der Rest der Truppen drang weiter gegen Mbweni vor, nach-

dem sie westlich des Kaps zum Strande niedergestiegen waren. Es musste hier eine kleine schluchtartige Wasserrinne passirt werden, und hier erhielten die Leute scharfes Feuer von den unten am Strande im Gebüsch und hinter Pallisaden versteckten Leuten. Es fielen zwei Sudanesen und ein Unteroffizier wurde verwundet. Dieses waren die einzigen Opfer des ganzen Tages auf deutscher Seite. Das Feuer auf den Schiffen hatte, immer Schritt haltend mit den Bewegungen der Truppen, das Terrain vor der Front derselben bestrichen und beschränkte sich nach Einnahme von Ras Muhesa darauf, Mbweni in Flammen zu setzen. Während dessen waren die beiden kleinen Wissmannschen Dampfer „München“ und „Max“, das Hochwasser benützend, in den Fluss gedampft und eröffneten, von beiden Seiten beschossen, ein sehr lebhaftes und wirksames Feuer aus ihren Revolvergeschützen auf die Befestigung am Flussufer vor der Stadt und auf Mbweni. Kurz nachdem Mbweni in Flammen aufgegangen war und die ersten Wissmannschen Truppen den Strand genommen hatten, wurde Kapitän zur See Plüddemann in einer Dampfpinasse entsandt, um am Nordufer die günstigste Stelle zur Landung für die Marine zu rekognosziren. Die Sache war keineswegs einfach, da östlich der Stadt und des sich längs des Meeres hinziehenden Palmenwaldes Flachwasser ist, wo meistens die wüthendste Brandung tobt, während im Norden die steilen und für die Erstürmung ungünstigeren Uferkorallen vorgelagert sind. Bequemer schien es entschieden, in den Fluss hineinzufahren und direkt vor der Stadt zu landen; da hier jedoch unmittelbar die Befestigungen lagen, war es entschieden taktisch richtiger, die schwierige Landung zu riskiren, um die Stadt vom Strande her umfassen zu können, wo eine einigermassen gedeckte Annäherung durch den Palmenwald möglich war. Hauptmann Wissmann, welcher inzwischen Mbweni genommen hatte, war mit zwei Fahrzeugen westlich der Stadt über den Fluss gesetzt und traf das Landungskorps der Marine vor dem früheren Hause der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, wo Rendez-vous gemacht wurde. In der verlassenen Stadt fand sich viel Pulver und Munition; zwei Kanonen und mehrere Flaggen wurden erbeutet, einige Gefangene gemacht. Leider war der „Vulkan“ auf Korallen gefahren und wrack geworden.

Am 10. Juli erschien das Geschwader vor Tanga. Die Leute, welche am 9. einen Friedensbrief des Admirals an Land nach Tanga gebracht hatten, kamen mit der Nachricht, dass die Schwarzen Frieden wünschten, aber um drei Tage Bedenkzeit bäten. Die Araber indess

wollten kämpfen. Der Admiral schlug die Bedenkzeit ab und verlangte umgehende Entscheidung. Inzwischen formirte sich das gesammte Landungskorps in der Stärke wie bei Pangani hinter der „Carola“. Kaum berührten die Landungsboote das Ufer, so knallten dicht Schüsse auf die Truppen herab, die im Augenblick mit einem intensiven Schnellfeuer antworteten, welches die Bootsgeschütze unterstützten. Während des Landens wurde einem Matrosen der „Möwe“ der rechte Oberarm durchschossen, die einzige Verletzung, welche vorkam. Die Höhe wurde darauf im Sturm genommen, der Feind aus der Stadt vertrieben und noch hinaus verfolgt, woselbst er noch einmal, im Busche versteckt, Front machte und feuerte. Darauf wurde in das frühere Haus der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft eine Besatzung[1]) von 100 Leuten der „Carola“ gelegt und die nöthigen Maassnahmen zur Sicherung getroffen. Indier waren in der

[1]) Eine Uebersicht über die Vertheilung der Offiziere zu dieser Zeit zeigte folgende Gruppirungen: Die Offiziere waren in drei Klassen getheilt: 1. Expeditions-Offiziere, welche in der Truppe stehen und den eigentlichen Krieg führen; 2. stationirte Offiziere und 3. Verwaltungs-Offiziere. — Zu 1 gehören: v. Zelewski, Bataillons-Kommandant, die Lieutenants Sulzer, Böhlau, Blümeke, v. Behr, v. Medem, Illich, Ramsay, Märker (der Letztere, welcher längere Zeit schwer krank war, kehrte bald auf Urlaub nach Deutschland zurück). Zu 2 gehören: Station Bagamoyo: Chef Premierlieutenant v. Gravenreuth, Lieutenant End, Proviantmeister Bohndorff, Janke. Station Dar-es-Salaam: Chef-Lieutenant Schmidt, Lieutenant v. Perbandt, Proviantmeister Scheepe. Station Pangani: Chef-Lieutenant Dr. Schmidt, Lieutenant Johannes, Assistenzarzt Dr. Kohlstock, Proviantmeister Frémoir. Fort Ras Muhesa: Lieutenant Theremin. Station Tanga: Chef Premierlieutenant Krenzler, Lieutenant Raddatz, Proviantmeister v. Stranzky. Zu 3 gehören: v. Eberstein, Chef der Verwaltung Kesslau, Zahlmeister Grothe, Sekretär Donarsky u. s. w. — Es standen im Offiziersrang die Kapitäne der „Harmonie“ Lieutenant zur See Holtz, der „München“, des „Max“ Römer und der Hafenkapitän Thomaschewsky in Bagamoyo, Lieutenant zur See v. Sivers in Tanga. Die Schiffsoffiziere und Proviantmeister, Sekretäre der Verwaltung standen im Range der Deckoffiziere. — Von den früheren Beamten der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft waren im Dienste der Expedition: Illich, Führer der Askaris, v. Medem, Führer der Zulus, Holtz, Kapitän der „Harmonie“, die Proviantmeister Janke, Scheepe, Sekretäre Grothe, Donarsky. — Von den Beamten der deutschen Plantagen-Gesellschaft waren eingestellt: Kapitän Thomaschewsky, Albrecht und v. Rode, alle mit Offiziersrang. Es traten infolge der Todesfälle, Krankheiten und neuerer Nachschübe manche Veränderungen ein, so dass diese Liste keinen Anspruch auf Vollständigkeit macht. — Das ausübende Organ des Reichskommissars, soweit es sich um die in Deutschland zu erledigenden militärischen und technischen Aufgaben für Ostafrika handelt, ist Major Liebert vom grossen Generalstab, der den kolonialen Angelegenheiten stets ein besonderes Interesse dargebracht hatte, was den Reichskanzler veranlasste, ihn zu dieser Stellung zu ernennen.

Stadt geblieben und begrüssten die Deutschen sofort, ebenso wie ein Araber. Bereits im Laufe des Nachmittags erschienen Botschaften einzelner Dörfer in der Nähe und baten um Frieden. Alle Neger, die beim Angriff gefangen worden waren, wurden verhört und laufen gelassen, da sich kein Verdachtsgrund vorfand.

Am 28. Juli machten der Lieutenant v. Medem und der Beamte der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, Richter, mit ca. 60 Mann Zulus und Askaris eine 6stündige Expedition südlich vom Dorfe Kaule bei Bagamoyo, wobei 7 Aufständische erschossen und 4 gefangen wurden.

Eine grössere Marschtour wurde am 30. Juli unternommen; 2 Kompagnien Sudanesen und die Zulu-Kompagnie wurden per Dampfer „Harmonie“ nach Dar-es-Saalam befördert, um von dort etwa 800 Waniamwesi-Neger, welche einen Theil der in Bagamoyo lagernden Karawane bilden, nach Bagamoyo zu bringen. Der Rückmarsch wurde von Wissmann selbst geleitet und dauerte drei Tage, ohne dass ein Schuss fiel. In der ziemlich bedeutenden Ortschaft Bueni setzte Wissmann den bisherigen Wali Sef bin Issa, der geflohen war, ab, 1000 Rupien auf seinen Kopf, konfiszirte seine Häuser und Pflanzungen, und erklärte seine Sklaven für frei. Es hatte sich herausgestellt, dass der Ueberfall der Mission in Pugu auf sein Anstiften und unter seiner Führung ausgeführt war. Er hatte ausserdem den grössten Theil des Lösegeldes für die Missionare an sich genommen, wie er überhaupt schon seit Jahren mit der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft ein falsches Spiel gespielt hatte. Zum neuen Wali wurde ein Araber, Seliman bin Masr, ausersehen. Die Sudanesen bewährten sich bei solchen Exkursionen recht gut, obwohl sie straff gehalten werden mussten. Als alte Soldaten waren sie gut gedrillt und schossen nicht schlecht. Am kriegerichsten waren immer die Zulus, welche das beste Soldatenmaterial lieferten, am unzuverlässigsten die Somalis, welcher Wissmann bald überdrüssig wurde.

Ueber die Lage an der Küste zu dieser Zeit entnehmen wir einem Berichte des Hauptmann Wissmann an den Reichskanzler vom 29. August noch folgende Einzelheiten:

„In Bagamoyo angekommen, erfuhr ich, dass die alten Jumbes von Bagamoyo mit viel Mrima-Leuten sich zwischen Kingani und dem Wami niedergelassen und meine Aufforderung zu friedlicher Rückkehr nach Bagamoyo höhnisch beantwortet hatten. Viele Anhänger Buschiris sollten, so hiess es, die dortige Gegend vorbereiten zum Stützpunkt des Rebellenführers, der mit Wafiti und Wahehe aus dem Innern erwartet wurde. Nach den nothwendigen Rekognoszirungen baute ich am Kingani (am 14. August) an der alten Fährstelle Mtoni, eine Befestigung und

richtete die Fähre wieder ein. Ich sandte dann den Stationschef Freiherrn v. Gravenreuth mit zwei Kompagnien und einigen hundert Waniamwesi mit dem Befehl ab, bis zum Wami hin die Rebellen zu vertreiben und die Ortschaften zu zerstören. Freiherr v. Gravenreuth entledigte sich in prompter, schneidiger Weise seines Auftrages; — der Feind hatte empfindliche Verluste an Todten und Verwundeten gehabt, während diesseits durch das planlose Fechten der Rebellen keine Verluste zu verzeichnen waren. Grosse Anhäufungen von Lebensmitteln bestätigten die Meldung, dass man beabsichtigte, hier ein Rebellenlager einzurichten. Der Erfolg dieser Bestrafung zeigte sich sofort: waren bisher die näher liegenden Jumbes der Wasaramos zur Unterwerfung zur Station gekommen, so kamen jetzt ganze Schaaren derselben bis auf vier Tagereisen weit nach Bagamoyo und auf dem Fusse folgend von nun ab täglich Karawanen mit Lebensmitteln zum Verkauf, die mir ermöglichen werden, die billigere Geldverpflegung der Truppe in Bagamoyo einzuführen.

Von einem wegen lebhafter Sklaven-Ausfuhr berüchtigten Orte Mlangotini erfuhr ich durch flüchtig gewordene Sklaven, dass man im Begriff sei, geraubte Wasaramos nach Pemba zu verschiffen. Ich sandte abermals Freiherrn v. Gravenreuth noch bei Nacht mit einer starken Patrouille ab, um die Sklavenjäger abzufangen. Leider entkam der berüchtigte Sklavenhändler Salim, da es schon vor dem Dorfe mit einigen beim Einschiffen von Sklaven begriffenen Belutschen zum Gefecht kam; — zwei Belutschen und ein Neger fielen, zwei Daus wurden genommen, und die Häuser des Sklavenhändlers, in denen man in Ketten gelegte Sklaven fand, verbrannt. Das Feuer griff um sich, so dass auch Häuser von übrigen Eingeborenen niederbrannten. Auch wurde eine grosse Zahl Eingeborener gefangen zur Station geführt. Nachdem die Unschuld dieser Leute festgestellt war, wurden dieselben mit einem Geschenk zum Wiederaufbau ihrer Häuser entlassen. Schon am nächsten Morgen erschienen zahlreiche Mlangotini-Leute, die den entwischten arabischen Sklavenhändler Salim gebunden überlieferten — die Leute erhielten eine Belohnung. Es ist dies der erste erfreuliche Fall, dass Mrima-Leute thätlich gegen die Araber vorgehen. Salim wurde, des Menschenraubes überführt, zum Tode durch den Strang verurtheilt. Die Bevölkerung Bagamoyos ist, ungerechnet der Waniamwesi, wieder auf etwa 5000 Seelen angewachsen. Ein anderes erfreuliches Faktum ist die Ankunft einer Waniamwesi-Karawane von ungefähr 1000 Mann mit Elfenbein in Bagamoyo. Buschiri hat unterwegs versucht, die Karawane zu berauben, ist jedoch abgeschlagen worden. Es ist demnach für kleine Karawanen die Strasse noch verschlossen."

„In Saadani liegen die Verhältnisse noch ungünstig. Bana Heri will sich noch nicht unterwerfen. Ich habe den stellvertretenden Geschwaderchef Kapitän zur See Valette gebeten, Saadani zu blokiren und zwar derart, dass kein Fahrzeug ein- und auspassiren darf. Es ist diese Maassregel nothwendig, um die aus dem Innern kommenden Karawanen auf die Bagamoyo-Route zu drängen.

In Pangani ist die Ausführung der Befestigungsbauten in Stein überraschend vorgeschritten. Die nächste Umgegend Panganis hat sich bis auf einen bevölkerten Dorfkomplex Maganda unterworfen. Von den Maganda-Leuten wurde der dortige Stationschef Schmidt, der allein einen Ausflug zu Pferde gemacht hatte, überfallen und entkam mit knapper Noth. Gleich am nächsten Tage griff er Maganda an, schlug die Rebellen, zerstörte ihre Dörfer und vertrieb sie nach Westen; feindlicherseits fielen ein bekannter Rebellenführer und 15 Mann; diesseits wurden zwei Soldaten schwer verwundet, deren einer starb, während der andere durch

Amputation gerettet wurde. Mein dortiger Wali, Seliman bin Nasr, benimmt sich gut. Sein Anhang sind Araber und Inder, der besitzende Theil der Bevölkerung, der nicht am Kampfe Theil genommen hat, während die Mrima-Leute, die bei Pangani fochten, natürlich gegen ihn sind.

In Tanga hat der dortige Stationschef Krenzler mit 50 Mann und 16 Matrosen der Kaiserlichen Marine das letzte in der Nähe noch feindliche Dorf Timbari zerstört und viel Munition erbeutet. Die Rückkehr der Eingeborenen nach Tanga geht stetig vor sich. Ich habe dort als Wali einen Neger Namens Munikombo eingesetzt, der von den Bewohnern Tangas und den Indern gewünscht wurde. Es ist in Tanga ein umgekehrtes Verhältniss wie in Pangani; hier sind die Neger die besitzende Klasse, während nur einige heruntergekommene Araber und Sultanssoldaten, meist Belutschen, die kriegerische Partei gewesen waren.

„Mit der Sklavenfrage muss ich, abgesehen von der Ausfuhr, die ich mit grösster Strenge ahnde, vorsichtig umgehen, um nicht einen grossen Theil der sich jetzt Unterwerfenden durch zu harte Bedingungen abermals ins feindliche Lager zu drängen. Das Faktum kann jedoch konstatirt werden und dürfte wohl für die sich besonders für die Sklavenfrage in Afrika interessirende Partei von Interesse sein, dass heute in dem Theil der Ostküste, der von mir unterworfen ist, Niemand es mehr wagen würde, Sklaven zu exportiren. Es sind bereits sechs Menschenräuber mit dem Tode durch den Strang oder durch Erschiessen bestraft worden. Vom Export bedrohte Sklaven begeben sich überall in den Schutz der Stationen. Die schwarze Bevölkerung weiss, dass, wenn sie des Menschenraubes überführte Araber nicht ausliefert, sie selbst als Mitwissende zur Rechenschaft gezogen wird. Ganz besonders wird aber durch die Jumbes der Ortschaften, die ich verantwortlich mache, ein Export verhindert werden. Es ist also nach dieser Seite hin das irgendwie Thunliche mit Erfolg geschehen, und ist jedenfalls diese Art des Vorgehens gegen die Sklaverei im Allgemeinen ausserordentlich viel wirksamer und nebenbei auch billiger als eine Blokade durch Kriegsschiffe.

Die von Ew. Durchlaucht mir mehrfach anempfohlene Sparsamkeit wird in jeder Weise geübt. Da sämmtliche Mitglieder der Schutztruppe sich selbst verpflegen, so ist in dieser Beziehung keine Ersparniss zu machen. Die grössten Unkosten sind mir erwachsen aus ungeschickten und kostspieligen Ausrüstungen und Leitungen meiner Schiffe. Die Schiffe, ganz besonders aber die „Harmonie“, haben einen unverhältnissmässig grossen Kohlenverbrauch. Die Kohlen sind wiederum für mich pro Tonne um 31 Mk. theurer geworden, als sie sonst in Sansibar stehen. Beim Kostenanschlag in Deutschland war nicht vorauszusehen, dass hier an der Küste durch den Aufstand sämmtliche Preise um das Doppelte gestiegen waren. Die Hauptschwierigkeit war für uns das vollständig Neue. Ich habe wohl einige Offiziere, die durch einen durchschnittlich zweijährigen Aufenthalt in Afrika die hiesigen Verhältnisse einigermaassen kennen gelernt hatten, jedoch hatte ich Niemanden, der in der Verwaltung von Kolonien thätig gewesen war, und hätte ich solche Kräfte in Deutschland auch nicht finden können. Abgesehen davon konnte ich von vornherein einen Verwaltungsapparat, wie den jetzt arbeitenden, nicht konstruiren, da wir nicht übersehen konnten, wie schnell und in welcher Weise wir hier Fortschritte machen würden. Es liegt die beste Garantie für eine grösstmöglichste Sparsamkeit in der jetzt unter der Leitung des Freiherrn von Eberstein auf Grund unserer Erfahrungen eingerichteten Verwaltung.

Es ist sich jeder Offizier wie ich mir selbst bewusst, dass wir nicht über Mittel verfügen können, wie dies bei englischen Unternehmungen der Fall ist. Ich bin aber der Ueberzeugung, dass die Zukunft lehren wird, dass wir auch mit geringeren Mitteln den gewünschten Erfolg erzielen. Wie ich aber einerseits hier niemals etwas in Angriff nehmen werde, bevor ich nicht auf zehnjährige Erfahrung gestützte, feste Ueberzeugung auf sicheren Erfolg habe, so würden andererseits durch Sparsamkeit herbeigeführte Misserfolge die grösste Verschwendung sein, weil die Erfüllung meiner Aufgabe hierdurch erschwert oder hinausgeschoben wird.“

Der Gesundheitszustand[1]) der Marine war im Anfang der Blokade infolge des harten aufreibenden Dienstes und der häufigen Landungen und Kämpfe ein schlechter, so dass Anfang Mai die „Carola“ einmal 52 Kranke, darunter 15 Malariakranke an Bord hatte. Die Wissmannschen Truppen, besonders die Somalis, denen das feuchte Klima der Küste durchaus nicht zusagte, litten ebenfalls sehr unter den Tropenkrankheiten. Das Geschwader hatte von Beginn der Operationen in Ostafrika bis zum 31. März insgesammt bereits 19 Mann durch den Tod verloren, wobei die drei ermordeten Matrosen der „Möwe“, sowie die im Kampf gefallenen mitgerechnet sind. Viele Leute bekamen bei einem Ortswechsel von Sansibar zur Festlandsküste oder umgekehrt das Fieber. Es hatten deshalb die ausgesandten Pflegerinnen des Deutschen Frauenvereins für Krankenpflege in den Kolonien, welcher in Bagamoyo ein fliegendes Lazareth errichtet hatte und neben dem von der Evangelischen Missionsgesellschaft für Ostafrika in Sansibar unterhaltenem Hospital (von Dr. Hadenfeld geleitet) dort provisorisch noch ein neues deutsches Hospital gegründet hatte, vollauf für die Schutztruppe zu thun. Ausserdem wurden unter der Leitung des Dr. v. Nettelbladt neun Mitglieder

[1]) Meteorologische Aufnahmen sind namentlich seit den Kriegsunruhen in Deutsch-Ostafrika wohl kaum mehr gemacht worden. Januar, Februar und März sind die heissesten, Juli, August und September, wenn das Thermometer oft unter 20° Celsius fällt und nie über 30° steigt, die kühlsten Monate. Die grosse Regenzeit, die aber weit früher im Süden als im Norden beginnt und die sehr langsam nach Norden fortschreitet, entfällt gewöhnlich auf die Monate April und Mai, während der Oktober der kleinen Regenzeit angehört. Der Südwest-Monsun, der sehr viel stärker als der Nordost-Monsun auftritt und, wenn man ohne nähere Bezeichnung von Monsun spricht, in erster Linie gemeint ist, weht von März bis Oktober, der Nordost-Monsun von November bis Februar. Als die ungesundeste Zeit für Weisse gelten die Monate Februar, März, April und Mai, als die ungesundeste Zeit für Schwarze die Monate Juli und August. Gleichzeitig mit der Regenzeit pflegen Moskiten, grosse schwarze fliegende Ameisen, Fliegen und allerlei sonstiges Gethier aufzutauchen. Ostafrika ist aber, wofür allein schon die herrlichen, an Aegypten erinnernden Dämmerungsfarben Zeugniss ablegen können, unzweifelhaft weit weniger feucht als Westafrika.

der Genossenschaft freiwilliger Krankenpfleger, zugleich Brüder des Rauhen Hauses zu Horn, an der Küste stationirt, so dass schliesslich für die nothdürftigste Pflege gesorgt war. Leider war Stabsarzt Dr. Schmelzkopf, der sich in den Kämpfen mehrfach ausgezeichnet hatte, bei einer Hilfeleistung ertrunken. In den Monaten Juli und August hatte sich aber der Gesundheitszustand so gebessert, dass er ein zufriedenstellender genannt werden konnte. Vom Beginn der zweiten Hälfte des Juli an war nicht nur die Zahl der Fiebererkrankungen eine geringere geworden, sondern es hatte auch die Heftigkeit der einzelnen Erkrankungen sowohl bei den weissen wie bei den schwarzen Mannschaften abgenommen. Die Dauer und Stärke der Malariafieber wurde durch geregelten Chiningebrauch bedeutend abgeschwächt. Schwere Fiebererkrankungen wie sie besonders im Juni die weissen Offiziere und Unteroffiziere befielen, waren in den beiden folgenden Monaten nur drei vorgekommen. Diejenigen weissen Mannschaften, deren Gesundheitszustand und körperliche Widerstandsfähigkeit für den Dienst in den Tropen nicht geeignet sich erwiesen hat, wurden in die Heimath entlassen. Die Sudanesen waren als akklimatisirt zu betrachten. Die Todtenliste derselben beschränkte sich durchweg auf alte oder von vornherein schwächliche Leute. Die bei weitem grösste Widerstandsfähigkeit hatten neben den eingeborenen Askaris auch in den beiden Monaten die Zulus bewiesen, von denen nur vier an geringen Fieberunfällen gelitten hatten. Dieselben zeigten den dauernd besten Gesundheits- und Kräftezustand und eine dadurch begründete besonders grosse Leistungsfähigkeit auf Expeditionen. Der Prozentzatz der Gesammterkrankung der Wissmann'schen Truppe im Monat September betrug 24 %, während der in den beiden Monaten vorher 48 % betragen hatte. Von den Europäern waren 34 % an Malariafieber krank im Monat September gegen 40 % in den beiden Monaten vorher. Ein hervorragend günstiges Klima besitzt die Station Tanga. Trotz der daselbst vorgenommenen, die Fieberentwickelung befördernden Erdarbeiten war bei den weissen Mannschaften keine Neuerkrankung vorgekommen, es hatten vielmehr alle früheren Fieberkranken, sowohl weisse wie Sudanesen, eine bedeutende Besserung ihres Gesundheitszustandes erfahren. In Bagamoyo war seit Mitte Juli ein gegen die Erkrankungen der früheren Zeit bedeutend günstigerer und schnellerer Heilverlauf festzustellen. Als Gründe für die Besserung des allgemeinen Gesundheitszustandes kamen in Betracht die unter dem Einfluss der günstigen kühlen Jahreszeit vollendete Akklimatisation, die gebesserten Lebens-

und Ernährungsbedingungen auf den einzelnen Stationen, ein geregelter Chiningebrauch und schliesslich die Uebersiedelung aller an längerem Fieber oder sonst ernsten Erkrankungen leidenden Europäer in das durch seine Lage die günstigsten klimatischen Bedingungen für Kranke bietende neue deutsche Hospital in Sansibar.

Mit diesen schnell und geschickt durchgeführten Kämpfen hatte Wissmann den ersten Theil seiner Aufgabe, die nördliche Küste dem Einfluss der Sklavenhändler zu entreissen, glücklich gelöst und bereitete sich dann darauf vor, die grossen Karawanenstrassen zu öffnen, welche in Bagamoyo und Pangani münden. Buschiri hatte nach seiner gründlichen Niederlage vom 8. Mai wieder von sich reden gemacht, nachdem er in das Innere entflohen, als er Mpwapwa, die letzte Station der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft im Innern, welche von dem Lieutenant Giese und Nielsen gehalten wurde, angegriffen und zerstört hatte. Mit steigender Besorgniss hatte man Monate lang auf Nachrichten von beiden gewartet, die durch den Aufstand von jeder Verbindung mit der Küste abgeschnitten waren. Endlich im Februar war es gelungen, Nachrichten aus Usagara zu erhalten, wonach alles ruhig war. Danach hiess es, dass die Station Mpwapwa sehr stark befestigt und mit einem Feldgeschütz und einer 4,7 cm Kanone ausgestattet sei. Am 25. April kamen einige englische Missionare über Mpwapwa nach der Küste und fielen natürlich Buschiri in die Hände, welcher als Lösegeld 10 000 Rupien forderte. Das Geld wurde vom deutschen Admiral hinterlegt und die Missionare sofort in Freiheit gesetzt. Den beiden Beamten wurde dringend gerathen, zu versuchen, nach Moschi am Kilimandscharo zu gelangen, woselbst Vorräthe für sie niedergelegt waren. Aber wegen der Schwierigkeit des Weges, welcher durch vollkommen unbekanntes von den Massais bewohntes Land führte, zögerten die Beiden, die Station zu verlassen, bis am 28. Juni in der Nacht Buschiri sie überfiel. Als Giese aufsprang und seine Winchester-Büchse ergriff, wurde durch die Thür auf ihn geschossen, und im Schein des auf dem Boden brennenden Petroleums erblickte er Buschiri, auf den er sofort anlegte, um ihm den Garaus zu machen. Aber das Gewehr versagte, und nun blieb ihm nichts weiter übrig, als durch das Fenster ins Freie zu flüchten. Auf den Sammelruf nach seinen Askaris erhielt er nur Schüsse als Antwort, so dass er mit blossen Füssen im Nachtanzug weiter flüchten musste. Auf das Schiessen waren auch die Bewohner des nicht weit entfernten Dorfes Mpwapwa wach geworden und machten sich mit 40 Mausergewehren, mit welchen

Giese sie bewaffnet hatte, gegen Buschiri auf. Der Letztere musste sich nach dem Verlust mehrerer Leute zurückziehen, nachdem er die Station geplündert hatte. Am nächsten Tage wurde Nielsen mit durchschnittener Kehle, aber sonst nicht verstümmelt, vorgefunden. Es unterliegt kaum einem Zweifel, dass Buschiri ihn mit eigener Hand ermordet hat. Nachdem Lieutenant Giese dann bis zum 2. Mai versteckt gelegen, um seine von den Dornen zerrissenen Füsse zu heilen, trat er auf einem dem Buschiri abgenommen Esel seine Rückkehr nach der Küste an, nur von zwei Askaris begleitet, und langte schliesslich in Bagamoyo an, wo man ihn schon todtgeglaubt hatte. Er konnte über die Lage im Innern und über die Breite des Aufstandsgebietes genauere Mittheilungen geben, dass Wissmann beschloss, nach dem etwa 400 km entfernten Mpwapwa vorzurücken, wo die grossen Karawanenwege sich treffen. Der eine kommt von Nordwesten, vom Südende des Victoria Nyanza und ist von Arabern und Missionaren, die in Uganda thätig sind, vielfach begangen; der andere läuft von Udschidschi am Tanganyika und geht über Tabora; der letztere ist der wichtigste, da Tabora als ein Stützpunkt grosse Bedeutung hat. Von Mpwapwa verläuft die Karawanenstrasse in einer südöstlichen Richtung bis Kiora, wo sie sich aber theilt und bei Bagamoyo und Saadani das Meer erreicht. Wissmann beabsichtigte diesen letzteren Ausweg zu verschliessen, und Bagamoyo zum Mittelpunkte des Handelsverkehrs zu machen, weil nur so der Sklavenhandel und Karawanenverkehr kontrollirt und geschützt werden konnte. Am 13. August war Lieutenant Ramsay mit 300 neu angeworbenen Zulus angekommen, die sofort einexerzirt wurden, so dass an die Bildung einer grossen Expedition gegangen werden konnte. Dieselbe ging am 9. September von Bagamoyo unter der Führung von Wissmann und 10 Offizieren, welche auf Maskateseln beritten gemacht waren und 14 deutschen Unteroffizieren ab und bestand aus 385 Zulus, 100 Sudanesen und 30 Askaris nebst 3 Geschützen. Daneben waren über 300 Träger angestellt. Dazu kamen noch die 1 000 Waniamuesi, welche die Gelegenheit benutzten, um endlich nach der Heimath zurückzukehren. Wissmann zerstörte unterwegs, vier Tagereisen von Bagamoyo entfernt, zwei Lager aufständischer Araber und gelangte wahrscheinlich gegen Ende September in Mpwapwa an. Er leitete wegen des Angriffs auf die Station und die Ermordung von Nielsen eine Untersuchung ein, bei welcher drei Araber schuldig befunden und nach erfolgter Verurtheilung mit dem Tode bestraft wurden. Ein Geschütz, welches die Araber auf der

Station erbeutet hatten, wurde von den Eingeborenen, welche die Ankunft der deutschen Expedition überall mit Freuden begrüssten, dem Reichskommissar wieder ausgeliefert. Hauptmann Wissmann beabsichtigte, in Mpwapwa, welches wegen seiner zentralen Lage für den Verkehr der Karawanen zwischen den afrikanischen Binnenseen und der Küste die grösste Wichtigkeit hat und Sitz einer Missionsstation ist, einen Militärposten zurückzulassen. Mpwapwa, welches durch die Wüste Ugogo auch geographisch von dem Hinterland geschieden und der äusserste westliche Punkt des deutschen Protektorates ist, ist damit auch militärisch der äusserste Posten der deutschen Macht geworden. Weiter nach dem Innern hinein zu gehen ist vorläufig zu gefährlich und hat auch wenig Zweck, da in Mpwapwa der Handel sich konzentrirt. Wissmann kehrte Anfang November von Mpwapwa nach Sansibar zurück.

Buschiri hatte unterdess den südlichen Theil von Usaramo und Usagara unsicher gemacht, neue Mannschaften, wilde Massai und Mafiti mit dem Versprechen auf Beute an sich gezogen, und war wieder wenige Kilometer von Bagamoyo bei Dunda erschienen, war aber am 17. Oktober nochmals aufs Haupt geschlagen, und ausserdem in Kämpfe mit den Eingeborenen verwickelt worden, wobei er 700 Mann verloren haben sollte.

Wissmann's Absicht war, nach seiner Rückkehr von Mpwapwa auch die Route Pangani - Kilimandscharo zu öffnen. Kommerzeill ist dieselbe nicht so bedeutend als die erstere, da vom Kilimandscharo aus nordwestlich der Weg durch das Gebiet der kriegerischen Massai führt, die schon manche Karawane ausgeplündert haben. Ausserdem theilt sich vom Kilimandscharo der östliche Karawanenweg, da eine Route nach Mombas führt, welche obwohl durch wasserlose Gegenden sich ziehend, doch viel begangen wird. Die Engländer haben während der Unruhen in Deutsch-Ostafrika auf diesem Wege fast den ganzen Handel an sich gezogen, wie sie ja auch den kühnen Plan gefasst haben, nach dem Kilimandscharo von Mombas aus eine Eisenbahn zu bauen. Es wird wenig Schwierigkeiten machen, der Weg von Pangani zu eröffnen, da bald hinter Pangani die Schambas den Araber aufhören und der Häuptling Simbodja, welcher Lewa, die Plantage der Deutsch-ostafrikanischen Plantagengesellschaft, zerstörte, kaum zu fürchten ist. Wissmann wird, sollte er nicht selbst nach dem Kilimandscharo aufbrechen, es sich sicher nicht nehmen lassen, wenigstens den Reisenden Ehlers mit einer so starken militärischen Begleittruppe auszurüsten, dass derselbe bei den Dschaggafürsten einen

politischen Erfolg für Deutschland davon trägt, abgesehen davon, dass der Häuptling Mandara enger an Deutschland gefesselt wird. Der Dschagga-Häuptling Mandara von Moschi, welcher sehr deutschfreundlich ist, hatte nämlich im Sommer eine Gesandtschaft mit Geschenken an den deutschen Kaiser geschickt. Dieselbe langte unter Führung des Herrn Ehlers, welcher interimistisch die Station Moschi der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft verwaltet hatte, in Berlin Anfang Juni an, wurde vom Kaiser empfangen und reich beschenkt nach der Heimath zurückgeschickt.

Die Verhältnisse in Ostafrika liegen also augenblicklich so günstig wie möglich und zu der Diplomatie des Hauptmann Wissmann hat Jeder das Vertrauen, dass sie ihn in Ostafrika so wenig verlassen werde, wie seiner Zeit in Zentralafrika. In Bagamoyo hatten, nachdem dem Rufe Wissmanns viele Inder[1]) gefolgt waren, Handel und Verkehr wieder einen Aufschwung genommen. An und für sich sind die Inder, obwohl geschäftsgewandt, nicht das wünschenswertheste Bevölkerungselement in Ostafrika. Die Inder hintertreiben eher den Handel, als dass sie ihm nützen, dadurch, dass sie schlimme Wuchergeschäfte machen und den Araber direkt zum Elfenbeinhandel und Sklavenraub treiben. Da die Araber ebenfalls nur auf ihren eigenen direkten Vortheil sehen, ob auch die agrikulturelle und Handelsthätigkeit der Eingeborenen dadurch im Keime erstickt würde, so konnte ein Wachsen der Produktion an der Küste und im Inlande nicht stattfinden. Eine Besserung der Verhältnisse ist nicht zu erwarten, so lange nicht das zivilisatorische Element seinen starken

[1]) Die in Ostafrika thätigen Inder zerfallen in die hinduischen Banian und die muhamedanischen Chodscha. Die Banian sind nächst den Brahmanen die wichtigste Klasse unter den Hindu. Sie sind alle Kaufleute und Händler; viele von ihnen reisen weit entfernt von Indien ins Ausland, wo sie ein bis zehn Jahre bleiben, um dann wieder zu ihren Frauen und Kindern zurückzukehren. Viele lassen sich auch in den Städten fremder Länder häuslich nieder, wo sie mit ihren Nachkommen ihre Guzeratisprache durch mündlichen Gebrauch, Schreiben und Lesen aufrecht erhalten. Diese Sprache kann die hervorragendste Handelssprache des indischen und des ostafrikanischen Marktes genannt werden. Es scheint in der That, dass die Banian von einer sehr alten Zeit her die merkantilen Geschäfte Indiens mit den Ländern am Persischen Golf und dem indischen Ozean in ihrer Hand gehabt haben, und bis auf diesen Tag wird der Handel mit der ganzen Küste von Ostafrika sowohl, als mit dem südlichen und östlichen Arabien hauptsächlich durch die indischen Agenten von grossen banianischen Geschäftshäusern Bombay's in Sansibar, Maskat und anderen Häfen betrieben. Der portugiesische Navigator Vasco de Gama fand die Banian auf der ostafrikanischen Küste 1497 vor. In religiöser

Einfluss auf die Küste geltend macht und so lange nicht der Europäer die Macht hat, den Negern gegenüber ihren Feinden, den Arabern und Indern, zu Hilfe zu kommen und eine Umgestaltung der Zustände zu Gunsten des Negers anzubahnen. Es war deshalb von grosser Wichtigkeit, dass einzelne Häuptlinge sich unterwarfen und dadurch anerkannten, dass die Macht der Araber, auf welche sie sich früher gestützt hatten, gebrochen sei.

Es war jetzt auch der Zeitpunkt gekommen, dass die Seeblokade, welche seit fast einem Jahre mit grossen Opfern durchgeführt war, aufgehoben werden konnte, wodurch die bisher geschlossenen Küstenplätze dem Handel und Verkehr wieder geöffnet wurden. Der Sultan von Sansibar hatte am 20. September ein Dekret erlassen, wonach Deutschland und England das Recht zugestanden wurde, durch ihre Kriegsschiffe in Sansibar alle unter arabischer Flotte segelnden Fahrzeuge zu untersuchen, und falls Sklaven an Bord gefunden wurden, aufzubringen. Zugleich hatte der Sultan verfügt, dass alle Sklaven, welche nach dem 1. November d. J. nach dem Festlande oder nach den Inseln des Sultanats von Sansibar eingeführt werden, frei sein sollten und später noch — fast zu viel auf einmal, als dass man eine gute Durchführung erwarten könnte — die Versicherung abgegeben, dass sogar die nach dem 1. Januar 1890 geborenen Kinder von Sklaven als Freie angesehen werden solllten. Diese Dekrete, welche, gemeinsamen Schritten der deutschen und englischen Regierungen beim Sultan ihre Entstehung verdankten, sind eine bedeutsame Kundgebung gegen den ostafrikanischen Slavenhandel und

---

Beziehung bekennen sich viele dieser Banian zur Dschainreligion; sie nehmen ihre Nahrung ausschliesslich aus dem Pflanzenreich und glauben an die Seelenwanderung; sie zeichnen sich durch die skrupulöseste Verschonung alles animalischen Leben, aus, so dass sie auch keine Art von Ungeziefer vernichten und kein Wasser trinken, ohne es durchgeseiht zu haben. Die muhamedanischen Chodscha sind in bedeutender Anzahl in den Seestädten Ostafrika's, vom Grosskaufmann bis zum Kleinhändler herab, vertreten. Ihre ursprüngliche Heimath ist Katsch und ihre Sprache Katschi (ein Mittelding zwischen Guzerati und Sindhi), die aber noch nicht zur Schriftsprache erhoben wurde; ihre Handelsbücher werden in Guzerati gewöhnlich von einem Hinduschreiber geführt. Sie bilden eine wohlhabende und einflussreiche Bevölkerung in Bombay; viele von ihnen kehren von Zeit zu Zeit zum Besuche von Verwandten und zur Erholung nach Katsch zurück. Sie wetteifern mit den Banian in Rührigkeit und Schlauheit bei der Verfolgung ihrer zeitlichen Interessen und in der Ausdehnung ihrer Handelsgeschäfte über den ganzen Orient, sogar bis China und Japan. Sie leben, selbst bei erheblichem Reichthum, einfach ohne äusseren Prunk, zuweilen sogar armselig. Ihre Religion ist ein hindusirter milder Muhammedanismus.

als ein über alle anfängliche Erwartung hinausgehendes erfreuliches Resultat der Aktion des Reichskommissars Wissmann, sowie der energisch durchgeführten Blokade zu begrüssen, welche seit dem November v. Js. von der deutschen und englischen Marine, unterstützt von Italien und Portugal, an der ostafrikanischen Küste gehandhabt worden ist. Es ist damit ein wesentlicher Schritt zur Erreichung des kulturellen und menschenfreundlichen Zieles geschehen, welches sich die Regierung und die Reichstagsmajorität, gestützt auf die öffentliche Meinung, bei der Diskussion der Sklavenfrage im vorigen Spätherbst gesteckt hatten. Da die Inseln Sansibar und Pemba bisher das hauptsächlichste Absatzgebiet der aus dem ostafrikanischen Festlande ausgeführten Sklaven waren, so ist die Schliessung der dortigen Märkte in der That ein grosser Erfolg für die Sache der Humanität. Das von den Mächten bei der Verhängung der Blokade erstrebte Ziel, dem unwürdigen Sklavenhandel in den ostafrikanischen Küstenplätzen und den menschenmörderischen Sklavenjagden im Innern Afrikas ein Halt zu gebieten, wird durch die jetzt gesicherte Mitwirkung des Sultans von Sansibar besser erreicht, als dies selbst bei unbegrenzter Fortdauer der Blokadenmaassregeln möglich sein würde. Nachdem die Sklavenmärkte in Pemba und Sansibar definitiv geschlossen, die Einfuhr von Pulver und Waffen nach Sansibar und dem ostafrikanischen Festlande gesperrt und das Recht, die des Sklavenhandels verdächtigen Schiffe auf offener See zu durchsuchen, den europäischen Kriegsschiffen gesichert ist, sind ausreichende Garantien gegeben, dass wenigstens in diesem Theile Afrikas die Gräuel des Negerhandels sich nicht wiederholen werden. Die Admirale erliessen deshalb am 29. September folgende Verordnung:

In Uebereinstimmung mit den von unseren betreffenden hohen Regierungen erhaltenen Befehlen und im Namen Sr. Hoheit des Sultans von Sansibar erklären wir, die kommandirenden Admirale des britischen und des deutschen Geschwaders in den ostafrikanischen Gewässern, und der Kommandant des italienischen Kriegsschiffes „Staffetta“, hiermit, dass die Blokadeerklärung gegen Einfuhr von Kriegsbedarf und Ausfuhr von Sklaven an dieser Küste zwischen 2,10 Grad Südbreite und 10,28 Grad Südbreite, veröffentlicht in Sansibar am 29. November 1888 und in Kraft getreten am 2. Dezember 1888, vom 1. Oktober 1889, 12 Uhr Mittags ab, ausser Kraft tritt.

Vom Reichskommissar Wissmann wurde aber sofort ein Verbot der Waffeneinfuhr für die Küste erlassen.

Die Stellung des Sultans Said Khalifa wird in Folge dieser Konzession den Mächten gegenüber sich bedeutend verbessern. Sein Verhalten gegenüber den Deutschen im vergangenen Jahre aus Anlass

des Aufstandes war nicht einwandsfrei; vielmehr ist ihm Vertragsbruch und Unentschlossenheit vorgeworfen, in Folge dessen der Aufstand erst die grossen Dimensionen annehmen konnte. Es lag dies wohl daran, dass den deutschen Bestrebungen feindlich gesinnte englische Beamte seine Berather gewesen waren, und das Deutsche Reich erst einige vier oder fünf Jahre in den Gesichtskreis des Sultans von Sansibar getreten war. Seit dieser Zeit erst befindet sich auch ein deutscher Berufskonsul und diplomatischer Vertreter in Sansibar; 1884 wurde Dr. G. Rohlfs als erster Generalkonsul des Reiches dahin gesandt, welcher den Auftrag hatte, einen Handelsvertrag mit Sansibar abzuschliessen. Der Sultan hatte aber offenbar keinen rechten Begriff von Deutschlands Bedeutung, ausserdem wirkte man englischerseits gegen Deutschland. Lord Granville richtete am 14. Januar 1885 eine Note nach Berlin, worin er gegen eine etwaige Beeinträchtigung des Sultans Widerspruch erhob. Fürst Bismarck wies die englische Einmischung als unberechtigt ab, da Sansibar durchaus unabhängig sei, und die britische Regierung wies danach am 31. März Sir John Kirk offiziell an, Rohlfs bei seinen Verhandlungen nach Kräften zu unterstützen. Heimlich wirkte aber Kirk gegen Deutschland; der Sultan richtete am 27. April 1885 ein recht unhöfliches Telegramm an Kaiser Wilhelm I. und rief die Hilfe von England, Frankreich und Amerika an. Da man dies Kirk's Einfluss zuschrieb, wurde durch den Botschafter in London die Zurücknahme des Protestes verlangt. Neben den verschiedenen Ansprüchen, welche Said Bargasch erhob, liess Lord Granville nach Berlin die Mittheilung gelangen, es solle eine englische Gesellschaft gegründet werden, welche in der Nähe des Kilimandscharo Niederlassungen errichten und von der Küste eine Eisenbahn dahin bauen wolle. Der Sultan gab aber in nichts nach, da er sich von Kirk bestärkt sah; am 7. August erschien ein starkes deutsches Geschwader unter Admiral Paschen vor Sansibar, und am 14. August fügte sich der Sultan den deutschen Forderungen. Doch war damit noch nicht der alte Widerstand gebrochen; fortdauernd hatte der Sultan, sowie sein Nachfolger Said Khalifa eine feindliche Haltung gegen alles Deutsche angenommen und bezeugt, bis schliesslich Euan Smith abberufen wurde. Sir John Kirk, welcher im Sommer eine unoffizielle Reise nach Sansibar gemacht hatte, eröffnete dann dem Sultan, dass er sich auf Englands Hilfe nicht verlassen sollte. Sehr eigenthümlicher Art war die Stellung, welche Said Khalifa zu den Kämpfen gegen die Araber einnahm, die doch schliesslich in seinem Namen und

zur Wiederherstellung seiner Oberhoheit geführt wurden. Said Khalifa soll einmal auf die Frage, ob er denn selber nichts thun wolle, um sein Ansehen an der Festlandsküste wieder zu heben, geantwortet haben: „Willst Du einem Löwen, der ein Stück Fleisch unter den Zähnen hat, dieses wieder entreissen?“ Eine solche Aeusserung bewies zur Genüge, dass der Sultan an die Vertragstreue der Deutschen nicht zu glauben vermochte, und ganz unnöthiger Weise in seinem Innern auf die ihm zustehenden Rechte an der deutsch-ostafrikanischen Küste so ziemlich verzichtet hatte. Doch scheint dem Sultan ein eigentlicher Deutschenhass weniger vorzuwerfen zu sein, und ein Umschwung war nach der Verbannung des deutschfeindlichen Vezir des Sultans, Barkaschmar, welche von Deutschland und England beantragt wurde, deutlich zu bemerken. Nachdem Barkaschmar nach Bombay hatte abreisen müssen, wurde allgemein gehofft, dass sich zwischen den Deutschen und Said Khalifa ein freundlicheres Verhältniss anbahnen und dass der Sultan auch unter seinen Unterthanen mehr Ansehen gewinnen werde als bisher. Da der Sultan ausserdem die Herrschaftsgelüste eines nahen Verwandten auf den Thron von Sansibar kannte und befürchtete, im Falle einer Empörung der unzufriedenen Araber nirgends eine rechte Hilfe zu finden, zumal Deutschland und England bei der Behandlung ostafrikanischer Fragen Hand in Hand gingen, so entschloss er sich, eine Gesandtschaft an den deutschen Kaiser abzuschicken, welche dem Kaiser zu seiner Thronbesteigung gratuliren und ihm Geschenke überreichen sollte. Diese Gesandtschaft aus vornehmen Arabern, Muhamed Bin Hamed und Said Bin Sleiman Bin Hamed, welch' letzterer einst Wali von Lamu war, bestehend, langte am 25. September in Berlin an und überreichte am 30. September dem Kaiser die Geschenke. Nach Rundreise durch Deutschland besuchte sie auch den Reichskanzler in Friedrichsruh, um ihn Geschenke zu überbringen, und fuhr dann nach London.

Die Stimmung der Bevölkerung auf Sansibar selbst war den Deutschen wenig freundlich. Die Schwarzen und Araber erwarteten die grössten Ereignisse für den „Siku ya Mwaka“, d. h. das Neujahr der Suahelis, welches in diesem Jahre auf den 18. August gefallen ist. Man sagte sich, zuerst nur im Geheimen, dann auch öffentlich, dass es an diesem Tage etwas Neues geben werde. Dieses Gerede erhielt sich mit einer Beharrlichheit, welche die Deutschen beunruhigte. Dem Sultan wurde gerathen, für diesen Tag Vorsichtsmaassregeln zu treffen. Am 15., 16. und 17. August waren alle

Truppen des Sultans Tag und Nacht mobil. Die „Carola“ und der „Pfeil“ setzten am deutschen Konsulat Truppen aus, um ihren Stammesgenossen im Falle der Gefahr Hilfe zu leisten. Das elektrische Licht der englischen und deutschen Schiffe beleuchtete die Stadt während der ganzen Nacht auf den 18. Niemals, seit Sansibar besteht, sind die Europäer so gut behütet worden, als während dieser Tage. Ein wahrer Schrecken bemächtigte sich der Schwarzen an diesem Neujahrstag, wo sonst seit 4 Uhr Morgens ungeheuere Menschenmassen unter grossem Geschrei, auf Kesseln und Trommeln schlagend, sich zum Ufer des Meeres begaben, um zu baden, und der Tag ging diesmal in grösster Stille vorbei. Keinem Europäer geschah etwas zu Leide.

Die Thronrede, mit welcher der Reichstag am 22. Oktober eröffnet wurde, konnte deshalb mit Befriedigung auf die bislang erreichten Erfolge in folgenden Worten hinweisen:

> „In Ostafrika hat Dank der Bewilligung des Reichstags eine durchgreifende Aktion zur Unterdrückung des Sklavenhandels und zum Schutz der deutschen Interessen stattfinden können. Die mit den vom Reichstag bewilligten Mitteln organisirte Schutztruppe hat im Verein mit der Kaiserlichen Marine die ihr gestellten Aufgaben so weit gelöst, dass nach Verständigung mit den betheiligten Mächten die Blokade der ostafrikanischen Küste hat aufgehoben werden können, nachdem auch der Sultan von Sansibar ausreichende Dekrete erlassen hat, um die Unterdrückung des Sklavenhandels in jenen Gegenden in Aussicht zu stellen. Die Kosten der Expedition haben aus verschiedenen Ursachen nicht innerhalb der durch das Gesetz vom 2. Februar d. J. bereit gestellten Mittel erhalten werden können und wird dem Reichstag aus diesem Anlasse eine neue Vorlage zugehen.
>
> Durch die Beziehungen zu Sansibar und Ostafrika, sowie durch die Entwickelung der Verhältnisse in den Schutzgebieten an der westafrikanischen Küste und in der Südsee, ist die Last der Arbeit auf kolonialem Gebiete, welche bisher das Auswärtige Amt getragen hat, eine so grosse geworden, dass weder die vorhandenen Kräfte ausreichen, noch auch bei Vermehrung derselben ohne gleichzeitige organisatorische Veränderungen eine den gesteigerten Anforderungen entsprechende Erledigung der Geschäfte möglich erscheint. Zur Entlastung des ohnehin überbürdeten Auswärtigen Amts von den seinem

eigentlichen Wirkungskreise fernliegenden Geschäften wird dem Reichstage eine weitere Vorlage zugehen, welche die Abzweigung der Kolonial-Verwaltung bezweckt. Die Vorbereitungen dazu finden sich bereits im Etat für 1890/90.[1])"

Durch die aufrührerische Bewegung in Ostafrika wurde naturgemäss die Stellung der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft wesentlich verändert. Seit dem Ausbruche des Aufruhrs hatten ihre Organe, da ihr jedwede wirthschaftliche Thätigkeit auf dem Festlande abgeschnitten war, lediglich der Zolladministration obgelegen, welche auch für den Kontinent auf der Insel Sansibar gehandhabt wurde. Auf Ersuchen des Sultans hatte sie in dem Sansibar-Zollhause sich niedergelassen und daselbst eine Zentral-Zollerhebestelle eingerichtet. Dort werden die Zölle auf die aus der Verwaltungsküste nach Sansibar kommenden Waaren, insofern sie nicht schon an der Küste erhoben waren, von Sultans-Angestellten, welche unter Aufsicht und Leitung der Gesellschaft stehen, für ihre Rechnung erhoben. Der Sultan erhebt selbstständig die „Import-

[1]) Ueber die neu zu errichtende Kolonial-Abtheilung im Auswärtigen Amt wird in den Erläuterungen zum Etat bemerkt: „Die bisherige Organisation des Auswärtigen Amts war für eine Administration in fernen Welttheilen nicht eingerichtet. Die Kolonial-Angelegenheiten werden zur Zeit von einem vortragenden Rath bearbeitet, welchem ein ständiger Hilfsarbeiter und einige Expedienten beigegeben sind; daneben kommen aber Angelegenheiten kolonialer Natur vielfach auch in anderen Referaten vor. Behufs Vorbereitung einer sachgemässeren und der Entwickelung der kolonialen Verwaltung entsprechenden Organisation wird es sich zunächst darum handeln, sämmtliche im Auswärtigen Amt vorkommende Angelegenheiten kolonialer Natur in einer Abtheilung zu vereinigen und deren Loslösung vom Auswärtigen Amt anzubahnen; die Last der Geschäfte im Auswärtigen Amt ist bei den jetzigen Verhältnissen eine zu grosse geworden und bedarf nothwendig einer Erleichterung. Die Leitung der neuen Abtheilung würde unter Ertheilung von Direktorialbefugnissen einstweilen einem mit den kolonialen Angelegenheiten vertrauten vortragenden Rath übertragen werden, welchem aus diesem Anlasse eine Funktionszulage von 1500 Mark zu gewähren sein würde. Ausserdem wird beabsichtigt, dem dirigirenden Rathe einen zweiten vortragenden Rath zur Seite zu stellen, welcher ihn in der Leitung der Abtheilung unterstützt, zu seiner Vertretung berufen ist und die Arbeiten der der Abtheilung überwiesenen Beamten kontrolirt. Weiter würde der Kolonial-Abtheilung neben dem einen bisherigen ständigen Hilfsarbeiter noch ein zweiter zugetheilt werden und bei der voraussichtlich stetigen Zunahme der Geschäfte zur Entlastung der Expedienten eventuell die Heranziehung geeigneter Hilfskräfte aus dem Konsulatsdienste vorbehalten bleiben. Es wird ferner erforderlich sein, für die neue Kolonialabtheilung eine eigene Registratur zu errichten."

Zölle", d. h. die Zölle auf die aus fremden Ländern auf Sansibar eingehenden Waaren. Für diejenigen dieser Waaren, welche von Sansibar nach der deutschen Verwaltungsküste weiter gehen, belastet die Gesellschaft den Sultan mit dem Zollbetrag (Rückgebühr, drawback). Das Zollwesen ist in solcher Weise — wenigstens soweit es sich um die äussere Einrichtung und die Art ihrer Handhabung handelt — zur vollen Zufriedenheit aller Betheiligten geführt worden. Durch die Organe der Gesellschaft ist zum ersten Male eine brauchbare Statistik der einschlägigen Handelsbewegung aufgestellt worden, welche für alle Handels-Interessenten von Werth ist. Dieselbe weist nach, dass im Jahre 1888/89 der Werth der aus- und eingeführten Güter trotz der Kriegszeit rund 7 Millionen Mark[1]) ausgemacht hat. Ueber das Rechts- und Rechnungsverhältniss zwischen dem Sultan und der Gesellschaft sind Meinungsverschiedenheiten entstanden, welche bezüglich des Rechnungsverhältnisses die Auseinandersetzung wegen des ersten Jahres und das, was beiden Partheien daraus zu-

[1]) Nach dem Geschäftsbericht der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft für 1888 sind in dem vom August 1888 bis August 1889 reichenden Geschäftsjahr zollpflichtige Waaren eingeführt worden im Werthe von 2 484 060 Mk., während die Ausfuhr einen Werth hatte von 4 245 201 Mk. Von diesen Waaren im Gesammtwerthe von 6 729 261 Mk. hat die Ostafrikanische Gesellschaft 647 648 Mk. Zölle erhoben. Der hauptsächlichste Einfuhrartikel, der drei Fünftel des ganzen Einfuhrwerthes für sich in Anspruch nimmt, ist das zum überwiegenden Theil aus Bombay (dem indischen Manchester), in geringern Mengen aber auch aus Amerika und England kommende und nach ersterm Lande „Merrikani" genannte Baumwollzeug. Waffen, welche vor dem Aufstande hauptsächlich von dem Hause O'Swald & Co. eingeführt wurden, kommen aus Lüttich und aus England, Pulver kommt fast ausschliesslich aus Deutschland. Petroleum, Baumwollzeug, Holz und Hartbrot werden zum grössten Theil aus Amerika, zum geringern über Bombay aus Russland bezogen. Kupfer- und Eisendraht, auch ein bedeutender Handelsartikel für Ostafrika, hat gewöhnlich Deutschland oder England zum Herkunftsland. Die in grossen Mengen ins Innere gehenden Perlen entstammen den böhmischen oder auch den venetianischen Glasfabriken. Deutschland und England liefern die wenigen in Ostafrika nöthigen Glas- und Steinwaaren. Die Getreide-Ein- und Ausfuhr ist je nach dem Ergebniss der eigenen Ernte, namentlich der Mtamaernte (Sorghum vulgare) eine äusserst schwankende. Butter und süsse Speiseöle werden in grossen Mengen, aber fast nur an der Küste von Indiern verbraucht. Der Zuckereinfuhr steht eine durchaus nicht unbedeutende Zuckererzeugung in Ostafrika gegenüber. Namentlich am Pangani giebt es viele Arabern gehörige Zuckerfabriken mit Handbetrieb. Eine mit Dampfkraft arbeitende, ebenfalls am Panganifluss gelegene Fabrik des Sultans ist jetzt ausser Betrieb. Die Ausfuhr aus dem deutsch-ostafrikanischen Gebiet umfasst: Elfenbein, Kopal, Kautschuk, Sesam, Mtama, Häute, Orseille, Nashornhörner, Flusspferdzähne und eine Anzahl Nebenprodukte.

zukommen hat, betreffen. Die Zolleinnahmen haben trotz der Unruhen im Rechnungsjahr 1888/89 eine Höhe erreicht, welche gewiss als sehr erfreulich bezeichnet werden darf.

Die Gesellschaft hat von dem 1888/89er Gesammterträgniss von 431710 Rupien[1]) die Beträge von 170000 Rupien für Verwaltungskosten und von 13084 Rupien als 5%ige Kommission für sich einbehalten, und zwar das in Gemässheit des Artikels IX des Vertrages vom 28. April 1888 (siehe Seite 315, Kol. Jahrbuch für 1889). Der Sultan war mit dieser Berechnung nicht einverstanden, da er von dem Gesichtspunkte ausging, dass die Gesellschaft, weil nur auf Sansibar zollverwaltend, beträchtlich geringere Ausgaben gehabt haben müsse, als zu normalen Zeiten, daher die Bestimmung in Art. IX des Vertrages vom 28. April 1888, wonach ihm in jedem Monat der ratirliche Betrag auf 170000 Rupien sowie von 5% Kommission in Abzug zu bringen sei, nicht zur Anwendung gebracht werden dürfe. Die Gesellschaft behauptet aber gegenüber dieser Ausführung, dass die Zollverwaltung auf Sansibar allein und die Unterhaltung der beiden gehaltenen Zollplätze Bagamoyo und Dar-es-Salaam, in dem gegenwärtigen Rahmen und bei den ganz ausserordentlichen Verhältnissen, nicht weniger als 170000 Rupien erfordert hat. Indessen scheint die Gesellschaft mit Verhandlungen über diesen wichtigen Punkt gerne einverstanden, wofern die Verhandlungen mit den Auseinandersetzungen darüber verbunden werden: in wie weit der Sultan der Gesellschaft für den ihr in Folge des Aufruhrs entstandenen Schaden regresspflichtig ist. Dem Sultan werden Handlungen und Unterlassungen zur Last gelegt, welche mit seinen Verpflichtungen der Gesellschaft gegenüber aus dem Vertrage und ausserhalb des Vertrages nicht in Einklang zu bringen sind und wegen welcher die Gesellschaft Ersatzansprüche gegen den Sultan erheben zu müssen vermeint, welche mit 208286.20 Mark angegeben sind. Diese Auseinandersetzung ist zur Zeit noch nicht erledigt. Es wird sich auch daran die Auseinandersetzung zwischen der Gesellschaft und dem Reich zu knüpfen haben. Wenn nun auch durch die Zerstörung der Stationen der Gesellschaft einerseits das Resultat jahrelanger und fleissiger Arbeit vernichtet worden ist, welche nach vielen Richtungen das Beste versprach, so ist doch andererseits diese Einbusse mit der Erwägung aufzunehmen, dass die Mehrzahl der Niederlassungen vor der Zeit ihrer Verfügung

---

[1]) Der Durchschnittswerth einer Rupie im Jahre 1888/89 war etwa 1,40 Mark.

über die Küstenlandschaft angelegt war, und dass beim Wiederangriff der Arbeiten noch günstigere Operationsfelder gewählt werden können. Es kommt in Zukunft für die Gesellschaft nicht mehr die Anknüpfung an vorhandene Unternehmungen in Frage, vielmehr ist die Freiheit ihrer Entschliessungen und Bewegungen durch keinerlei Rücksicht auf die frühere Methode ihres Vorgehens beeinflusst. Durch Vernichtung der Willkürherrschaft der Wali und Sklavenhändler, welche vor Ausbruch des Aufruhrs an der Küste uneingeschränkt obwaltete und jegliche wirthschaftliche Niederlassung, und somit die kulturelle Erschliessung des Gebietes ausserordentlich erschwerte, und welche durch ein der Gesellschaft gegenüber gehandhabtes Verbot ihr den Erwerb von Grund und Boden — zuwider ihrem vertragsmässigen Rechte — thatsächlich unmöglich machte, wird ihre Lage noch weiter verbessert. Jedenfalls wird die Gesellschaft aber der Behandlung der Grundbesitzverhältnisse, welche in unserem europäischen Sinne bei den Negern ganz unbekannt sind, da sie Grund und Boden als ein Allen gemeinsames betrachten, vorsichtiger vorgehen müssen als früher, wo einfach in einer Verordnung vom 16. August 1888 dekretirt war: „Alles Eigenthum an Ländereien und Gebäuden in dem Sr. Hoheit dem Sultan gehörigen Gebiete jedes einzelnen Bezirkes ist von dem betreffenden Besitzer in einem Zeitraum von sechs Monaten vom 16. August 1888 an in einem bei dem Bezirkschef aufzulegenden Grundbuche einzutragen, wobei von den Eigenthümern die Grenzen zu bezeichnen sind und ein genügender Nachweis des Ankaufes oder Besitzes zu liefern sein wird. Alles Eigenthum an Häusern oder Land, welches binnen sechs Monaten nach Veröffentlichung dieser Verordnung nicht als Privatbesitz nachgewiesen werden kann, oder nicht eingetragen ist, wird als öffentliches Gut betrachtet.“ Die Grundbesitzfrage kann eben durch eine Gesellschaft nur äusserst schwer gelöst werden.

Die Vorbedingungen für die Möglichkeit einer Wiederaufnahme des wirthschaftlichen Programms der Gesellschaft sind nach einer Eingabe an den Reichskanzler:

1. die vollständige Unterwerfung und Pazifikation des Küstengebietes durch den entsendeten kaiserlichen Kommissar, und

2. die Regelung unserer Verhältnisse zum Sultan von Sansibar sowohl hinsichtlich der Streitpunkte und beiderseitigen Ansprüche aus der Vergangenheit, als der zukünftigen Normen und Bedingungen des Länderschutzes im Wege einer Vertragsrevision.

Die Erfüllung der ersten Vorbedingungen liegt gänzlich in der Hand der kaiserlichen Regierung und auch die zweite ist nicht ohne vermittelndes Eintreten und

Unterstützung seitens Eurer Durchlaucht durchzuführen. Wir glauben uns derselben versichert halten zu dürfen.

Anschliessend an die Erfolge der Wissmann'schen Expedition beabsichtigt die Gesellschaft folgendes Programm zur Ausführung zu bringen:

1. Ihre auf Sansibar bestehende und auf speziellen Wunsch des Sultans eingerichtete Zentralzollerhebestelle als Ausgangspunkt ihres neuen Arbeitsprogramms zu nehmen und, den Resultaten der Wissmann'schen Expedition folgend, die Zollverwaltung an der Küste nach den in ihrer mit dem englischen Generalkonsul in Sansibar besprochenen Zollordnung niedergelegten Prinzipien wieder aufzunehmen. Die Gesellschaft würde dann mit der Zeit anstreben, eine Umgestaltung des seitherigen Verfahrens in der Werthbestimmung der Produkte bei der Zollerhebung herbeizuführen.

Es wird nämlich gegenwärtig durch jedesmalige Versteigerung der Werth der Produkte ermittelt, womit viele Unthunlichkeiten verbunden sind; an Stelle dessen ist eine einheitliche Werthbestimmung auf Grundlage der europäischen Marktpreise im letzten Vierteljahre einzurichten, um dadurch eine höchst wünschenswerthe Gleichmässigkeit des Verfahrens für die Küsten- und Sansibar-Zollerhebung zu schaffen.

2. Die Gesellschaft etablirt in allen Häfen und an allen Hauptendpunkten der Karawanenstrassen kaufmännische Faktoreien für den Ein- und Verkauf der afrikanischen und europäischen Erzeugnisse.

Nach den Erfahrungen, die in anderen afrikanischen Kolonien gemacht worden sind, hat sich der Handel immer von den Inseln nach dem Festlande gezogen und von da den Flüssen entlang nach dem Innern. Eine ähnliche Entwickelung wird auch in Ostafrika stattfinden, indem nach einmaliger Etablirung europäischer Faktoreien an der Festlandsküste durch Ersparnisse an Transportkosten den Eingeborenen höhere Preise für ihre Produkte bezahlt werden können und der Handel an der Festlandsküste festgehalten wird. Die Gesellschaft beabsichtigt nun, nachdem sie sich mit dem Sultan betreffs der ihr zu leistenden Entschädigung und der ihm zu zahlenden Jahresrente auseinandergesetzt und durch die Herstellung der Ordnung an der Küste eine neue gesunde Grundlage gewonnen hat, um nöthigenfalls auch neue Kapitalien aufzunehmen, selbst solche Faktoreien zum Tauschhandel an den verschiedenen Küstenpunkten einzurichten. Diese sind nunmehr ein Bedürfniss geworden, da die Indier grösstentheils die Küste verlassen haben und an ihrer Stelle durch europäische Faktoreien den eingeborenen Völkern des Innern, die gezwungen sind, nach der Küste zu kommen, Gelegenheit gegeben werden muss, ihren Bedarf an Waaren zu decken.

Die Macht der Araber, die diesen Handel vorher vermitteln halfen, ist durch die rücksichtslose Ausbeutung derselben durch die Wuchergeschäfte der Indier und durch den neuen Zustand in Folge des energischen Vorgehens der europäischen Regierungen gegen den Sklavenhandel gebrochen.

3. Von der so an der Küste durch Zollverwaltung und Handelsfaktoreien gewonnenen festen Grundlage ausgehend, beabsichtigt die Gesellschaft durch Entsendung von Expeditionen zum Abschluss von Freundschafts- und Handelsverträgen mit den eingeborenen Chefs einen direkten Verkehr mit den Völkern von Inner-Afrika anzubahnen.

4. Anschliessend an eine in Vorschlag gebrachte Kolonie befreiter Sklaven, beabsichtigt die Gesellschaft die Gründung einer Versuchsplantage zwecks Anleitung und Unterstützung der Eingeborenen zur Kultur von für den Handel wichtigen Tropenprodukten.

5. Beim Vorhandensein anderer Gesellschaften, wie der Plantagen- und Pflanzergesellschaft ist es die Absicht der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, sich für den Augenblick nicht in grössere Plantagen-Unternehmungen einzulassen; doch beabsichtigt sie, neben der schon gelegentlich der Einrichtung einer Kolonie befreiter Sklaven erwähnten Versuchsplantage ihre Baumwollplantage in Kikogwe bei Pangani wieder aufzunehmen und diese Kultur möglichst bei der Bevölkerung einzuführen und gleichzeitig von hier aus und von anderen Plätzen durch Vertheilung von Staaten an die Eingeborenen die Küstenzone unter Kultur zu bringen.

6. Anschliessend an eine die Hauptfestlandhäfen anlaufende Dampferlinie, beabsichtigt die Gesellschaft, durch Dampfer eine regelmässige Verbindung zwischen den verschiedenen Küstenplätzen und Zollstationen zu schaffen.

7. Die Gesellschaft stellt es sich weiter zur Aufgabe, die Bildung von anderen wichtigen Unternehmungen, wie Plantagen, Errichtung einer Bank, Ausbeutung von Bergwerken zu unterstützen und durch Erbauung von Strassen nach dem innern Ostafrika mehr und mehr wirthschaftlich zu erschliessen.

In der Verfassung der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft ist eine wesentliche Veränderung in so fern eingetreten, als die auf Grund des General-Versammlungs-Beschlusses vom 28. September 1888 angestellten Bemühungen um Erlangung der Rechte einer Reichskorporation und um Genehmigung neuer Satzungen Erfolg gehabt haben. Dem Direktionsrath und der Direktion der Gesellschaft war durch den Beschluss der General-Versammlung vom 28. September 1888 freigegeben worden, die in dieser Versammlung beschlossene Fassung der neuen Satzungen so abzuändern, wie es zur Erlangung der Zustimmung der Aufsichtsbehörde und der Eigenschaft einer reichsrechtlichen Korporation als nothwendig erscheinen möchte. Von dieser Befugniss haben der Direktionsrath und die Direktion Gebrauch gemacht und dem Reichskanzler eine neue Fassung des Satzungs-Entwurfes vom 27. April 1889 überreicht. Durch Allerhöchsten Erlass vom 23. Mai 1889 ist zu der Umwandlung der (landesrechtlichen) juristischen Person in eine Korporation nach Reichsrecht die landesherrliche Genehmigung ertheilt worden, und darauf vom Bundesrath im Juli 1889 beschlossen worden: „Der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft wird auf Grund ihres als Satzungen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, neuen Fassung vom 27. April 1889, bezeichneten und vom Reichskanzler genehmigten Gesellschaftsvertrages nach Maassgabe des § 8 des Gesetzes wegen Abänderung des Gesetzes, betreffend die Rechtsverhältnisse der deutschen Schutzgebiete, vom 15. März 1888 die Fähigkeit beigelegt,

unter ihrem Namen Rechte, insbesondere Eigenthum und andere dingliche Rechte an Grundstücken zu erwerben. Verbindlichkeiten einzugehen, vor Gericht zu klagen und verklagt zu werden". Die vom Bundesrath der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft beigelegte Fähigkeit hat eine lediglich formale Bedeutung. Die rechtliche Wirkung dieser Befugnisse besteht darin, dass den Gläubigern für alle Verbindlichkeiten der Gesellschaft nur das Vermögen derselben haftet. Es wird dadurch also eine wesentliche Entlastung der Gesellschaftsmitglieder herbeigeführt, die andernfalls mit ihrem eigenen Vermögen haftbar wären. Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft war, wie auch andere Kolonialgesellschaften, zwar schon als privatrechtliche Korporation auf Grund des preussischen Landrechts konstituirt, doch war dies nur ein Nothbehelf. Schon weil das preussische Landrecht bei Einführung des neuen bürgerlichen Gesetzbuchs seine Giltigkeit verlieren würde, bedurfte es eigener Bestimmungen zu diesem Zweck für das ganze Reichsgebiet, zumal sich auch ausserhalb des landrechtlichen Geltungsbereichs, z. B. in den Hansestädten, Kolonialgesellschaften bilden konnten. Aus diesen Gründen wurde auf Antrag des Reichstags der reichsgesetzliche Weg geschaffen, auf dem die Ertheilung von Korporationsrechten an Kolonialgesellschaften hinfort möglich ist. In dem Regierungsentwurf zu dem Gesetz war eine darauf bezügliche Bestimmung noch nicht enthalten. Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft hat nun von diesem Kolonialgesellschaftsrecht an Stelle des Landrechts Gebrauch gemacht und der Bundesrath hat die erforderliche Genehmigung dazu ertheilt. Die Gesellschaft wird damit nach Vorschrift des Gesetzes der Aufsicht des Reichskanzlers unterstellt, die an die Stelle der noch fehlenden einheitlichen gesetzlichen Regelung der betreffenden Rechtsverhältnisse tritt. Wenn übrigens dem Gesetze gemäss nach Ertheilung der Korporationsrechte dritten Personen lediglich das Vermögen der Gesellschaft haftet, so ist es doch, wie schon in der Reichtsagskommission hervorgehoben wurde, der Gesellschaft nicht verwehrt, durch ihre Statuten den Mitgliedern die Verpflichtung zu Zuschüssen aufzuerlegen und an die Nichtzahlung dieser Zuschüsse die Folge der Reduzirung der Antheile zu knüpfen, wie dies beispielsweise bei der Neuguineakompagnie geschehen ist. Die Aufwendungen innerhalb des Jahres 1888 beziffern sich auf Mark 422 919. 31, welche auf Landbesitz-Konto (!) übertragen wurden. Der Hauptabschluss ergab in Debet und Kredit Mark 3 728 600.

Binnen welcher Zeit die feindlichen Elemente beseitigt sein werden, so dass Handel und Wandel sich wieder in den früheren Bahnen bewegen können, ist augenblicklich noch nicht abzusehen. Wofern die Ergreifung oder Vernichtung der Hauptanführer gelingen sollte, dürfte, wenigstens einstweilen, ein geordneter Zustand zu erhoffen sein. Indessen wird man ohne dauernde Unterhaltung einer bewaffneten Macht an den wichtigsten Punkten nicht auskommen. Die zukünftigen deutschen Unternehmungen auf dem Festlande und die eingeborenen Neger, auf deren ungestörte Arbeit für die Erschliessung des Landes gerechnet werden muss, bedürfen eines Schutzes gegen Feindseligkeiten gewisser Araberkreise, welche der Festsetzung einer deutschen Verwaltung und der Mitwirkung der Neger dabei auf das eifrigste widerstreben. Eine Erneuerung des ehemaligen Zustandes einer Raubwirthschaft der Sklavenhändler, welche die Bevölkerung des Landes und die Karawanen durch Abgaben schamlos ausbeuteten, ist unter allen Umständen, soll eine Kultivation der Gebiete erreicht werden, zu verhüten. Nach wie vor ist aber das Kapital bereit, sich bei wirthschaftlichen Unternehmungen in Ostafrika hauptsächlich in jenem gesegneten Landstriche, welcher sich von der Küste durch Usambara nach dem Kilimandscharo erstreckt, zu betheiligen, wenn die Vorbedingung der Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung erfüllt ist.

Unter den Landschaften, welchen in der letzten Zeit eine grössere Aufmerksamkeit geschenkt wurde und die durch die Natur des Landes und ihrer Bewohner bestimmt zu sein scheinen, bald unter Kultur genommen zu werden, nehmen diejenigen am Kilimandscharo und in Usambara jetzt die erste Stelle ein. War schon früher durch die Reisen der Abgesandten der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft und des Dr. Meyer das Urtheil, welches Kersten, Thomson und andere Reisende über diese Gebiete gefällt haben, bestätigt worden, so wurde volle Aufklärung doch erst in neuerer Zeit geschaffen. Moschi, der Sitz des Häuptlings Mandara, war im Jahre 1888 am Kilimandscharo der Zentralpunkt der dortigen deutschen Interessen, welche durch tüchtige Beamte der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft wahrgenommen wurden. Ihnen verdanken wir werthvolle Aufschlüsse über die Möglichkeit einer dortigen Ansiedlung von Europäern. Das Kilimandscharogebiet wird politisch von einer Anzahl kleiner Fürsten beherrscht, welche mehr oder weniger von der Suaheli- und arabischen Kultur beleckt sind, und deren Wadschagga-Unterthanen, (einige brachte als Abgesandte des Häuptlings Mandara

der Reisende Ehlers im Berichtjahre nach Deutschland), möglicherweise den europäischen Einflüssen sich weniger hartnäckig verschliessen werden als die Stämme an der Küste. Die Wadschagga sind ein Bantustamm, welcher in seinen ganzen Lebensgewohnheiten mit den Massais grosse Aehnlichkeit hat, und deren Tugenden und Laster besitzt. Sie bewohnen ein von allen Beobachtern als paradiesisch gerühmtes Land an den Abhängen des Kilimandscharo.

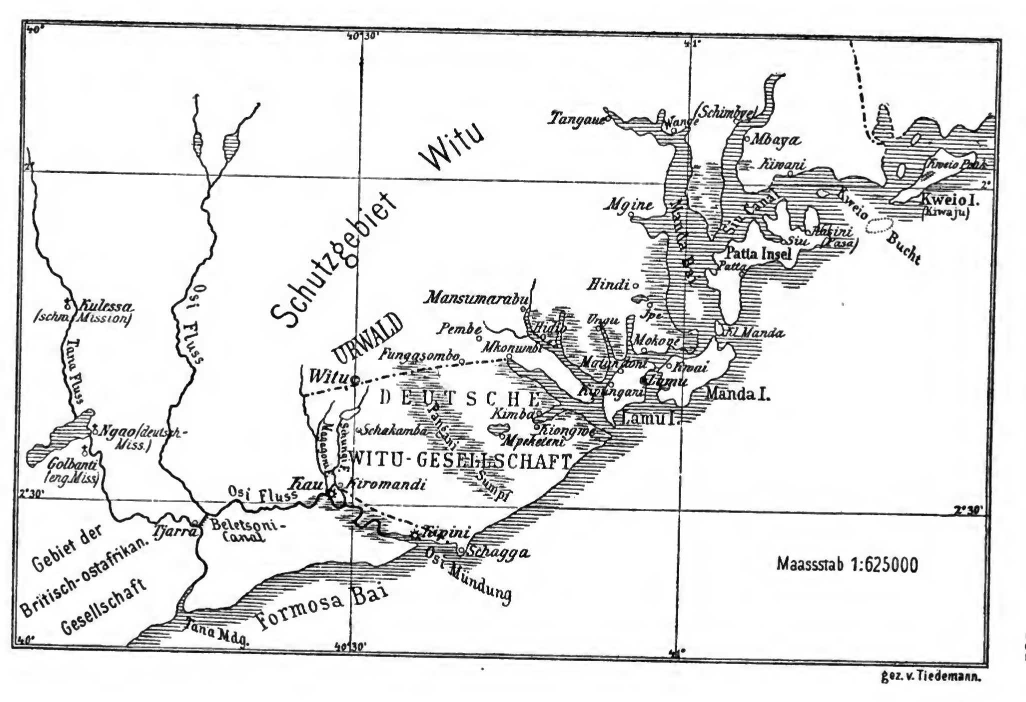
Eine Ansiedlung deutscher Ackerbauer in afrikanischen tropischen Gegenden mit Küstenklima zu befürworten, hiesse den Massenmord fördern wollen, und spukt heute nur noch in wenigen Köpfen. Dort hingegen, wo in den Tropen in Folge besonderer klimatischer Verhältnisse ausserordentlich günstige natürliche Umstände vorherrschen, verdient die Frage doch aufs eingehendste untersucht zu werden. In einem Lande ohne jede Verkehrsentwickelung und mit den bescheidensten Verkehrsmitteln ist aber an und für sich das Fortkommen des Ansiedlers ungeheuer erschwert. Ein Ansiedler in diesen Gegenden wird nicht nur das höchste Maass von Entsagungsfähigkeit, sondern auch eine grosse Energie und körperliche Tüchtigkeit entwickeln müssen. Nur wen diese Eigenschaften im Einzelnen zusammentreffen und eine genügende Mehrheit so gearteter Personen mit dem richtigen Bewusstsein der solidarischen Interessen zu gemeinsamem Vorgehen sich verbinden, kann ein erster Versuch Aussicht auf Erfolg haben. Die unbebaute Dschagga-Landschaft, auf welche sich die Aufmerksamkeit gerichtet hat, liegt am Südost des Bergstockes frei auf der Höhe von 3- bis 3500 Fuss über dem Meeresspiegel, ausserdem aber ist in der höheren Region etwa auf 7000 Fuss unkultivirtes Land in Menge vorhanden. Das Klima ist etwa mit demjenigen von Süd-Italien und Ober-Egypten zu vergleichen mit dem Unterschiede, dass der mittlere Kilimandscharo ein Gebiet von ausgesprochener Feuchtigkeit enthält, was im Vergleich mit Aegypten kulturell von Vortheil sein würde. Das Thermometer zeigt durchschnittlich 20° Celsius, als Maximum sind 37°, als Minimum 7° Celsius konstatirt, so dass nicht ausgeschlossen ist, dass Europäer einige Stunden am Tage dort arbeiten können. Erwiesen ist allerdings noch nicht, dass Europäer in dieser Höhe bei dauernder Ansiedlung vom Fieber frei bleiben werden, aber die Gefahr ist hier geringer als in der Ebene und in den Küstengebieten. Auf der anderen Seite aber fehlen hier die europäischen, resp. nordischen Krankheiten wie Schwindsucht, Diphtheritis u. s. w. gänzlich und es ist sicher bemerkenswerth, wenn auch noch nicht beweiskräftig, dass der Gesundheitszustand der dort

wohnenden Europäer während eines Aufenthaltes von fast ein und einem halben Jahre nichts zu wünschen übrig gelassen hatte. Das grösste Hinderniss für eine Besiedlung des Kilimandscharo-Gebietes liegt aber unseres Erachtens in der Entfernung von der Küste, welche eine Reise von 12 bis 15 Tagen erfordert. Wenn auch die Dschagga-Landschaften Nahrungsmittel in Hülle und Fülle produziren, so dass also ein Ansiedler nicht Noth zu leiden braucht, so ist doch kaum anzunehmen, dass die Dschaggas sich leicht zur Arbeit bequemen werden und dass eine grössere Produktion stattfinden kann, man müsste denn eine Kolonie befreiter Sklaven anlegen. In den Handel werden die Kolonisten zwar sofort eintreten können, da die Eingeborenen Bedarf an Baumwollstoffen, Messingdraht u. s. w. haben und zu erwarten ist, dass sie die Kolonisten anstatt der vorüberziehenden Karawanen zur alleinigen Bezugsquelle für diese Artikel gegen Vieh, Elfenbein und Gehörn machen werden, aber es ist sehr fraglich, ob in Anbetracht der riesigen Schwierigkeiten des Transports nach der Küste der Handel z. B. mit Vieh so gewinnbringend sein würde, um so mehr als das ausserordentlich viehreiche obere Usambara der Küste so sehr viel näher liegt. Dagegen würde sich vielleicht der Handel mit Elfenbein lohnen und auch die Gewinnung von Metallschätzen, von Natron, sowie von Kautschuk und Gummiarabicum in Betracht zu ziehen sein. Doch bei einem solchen ersten Kolonisationsversuch kann natürlich die Rücksicht auf baldige Deckung der Ausgaben durch die eventuellen Einnahmen nicht maassgebend sein. Das nächste Ziel scheint vielmehr die Erbringung des Beweises zu sein, dass Europäer resp. Landsleute, die im Vaterlande darben müssen, dort eine sichere Existenz finden können. Ist dieser Beweis durch jahrelange Ansiedlung erbracht, so würden freiwillige Zuzügler eine Kolonie sicher allmählich so ververmehren und stärken, dass sie mit der Schaffung von Verkehrsmitteln die Vermögensbildung durch Absatz ihrer Produkte nach der Küste unternehmen kann. Das obere Usambara, welches jüngst durch Dr. H. Meyer und O. Baumann erforscht worden ist, hält aber in jeder Hinsicht einen Vergleich mit dem mittleren Kilimandscharo aus, und in nächster Nähe der Küste gelegen, dürfte es dasjenige Land sein, dessen Kolonisation in allererster Linie aussichtsreich ist.[1])

[1]) Siehe Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde 1889; Februarheft. — Petermann's Mittheilungen 1889, 3. Heft.

Das Witugebiet und Somaliland.

Das Witugebiet erfreute sich während des Berichtsjahres einer ungestörten Ruhe, da der Aufstand in dem Gebiete der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft bis hierher nicht gedrungen war, und die Somalis, welche früher hin und wieder das Land beunruhigt hatten, vor der immer mehr sich vergrössernden Macht des Sultans von Witu Respekt bekamen. Sultan Achmeds Nachfolger, Sultan Fumo Bakari oder Sultan Achmed bin bana Schech Nabahani, ist im Jahre 1848 auf Patta geboren, hatte an des früheren Sultans Achmed Hofe lange Jahre eine Stellung eingenommen, wie sie sonst in muhamedanischen Reichen dem Thronfolger nicht leicht zu Theil wird, da diese meist in denkbar grösster Zurückgezogenheit, oft gar in Verbannung oder im Gefängniss gehalten werden. Als Soldat sich zu bewähren, hatte er mehrfach Gelegenheit; bei Kau schlug er, zusammen mit seinem jetzigen Heerführer Omar bin Nahadi, zwei siegreiche Schlachten. Als dann Frieden wurde, war er es, der mit der Verwaltung der Zölle und damit mit der des ganzen Küstengebiets beauftragt wurde und sich in dieser Thätigkeit das Vertrauen und die Zuneigung seiner künftigen Unterthanen erwarb. Ganz in der Weise des alten Achmed hat Fumo Bakari die Regierung weitergeführt und mit seiner Erbschaft auch seine Freundschaft zu den Deutschen übernommen, welche er gern in seinem Lande sieht und unterstützt, so weit er kann. Er ist hochgewachsen und breitschulterig; sein Gesicht zeigt Intelligenz, doch soll es durch eine etwas schläfrige Miene beeinträchtigt werden. Als Fumo Bakari die Herrschaft antrat, fand er eine ganze Anzahl ungelöster Fragen vor. Zwar war er politisch durch den Schutzvertrag mit dem Deutschen Reiche sichergestellt, aber es fragte sich nun, was ihm von Rechtswegen gehörte, da Achmed von dem Sultan von Sansibar fortwährend zurückgedrängt war bis nach dem unzugänglichen im Urwald gelegenen Witu. Die südliche Grenze war unklar, was sich bald herausstellte, als die britisch-ostafrikanische Gesellschaft den ihr vom Sultan von Sansibar verpachteten Küstenstreifen vor der englischen Interessensphäre übernehmen wollte, und der Streit um den Besitz der dem Sultanat vorgelagerten Inseln Manda und Patta (siehe Kol. Jahrbuch. Erster Band, Seite 238), um Zollgerechtsame am Beletsoni-Kanal, den ein Verwandter Achmeds hatte bauen lassen, und die Ausdehnung nach dem Innern u. dergl. begann.


Witu
Schutzgebiet
DEUTSCHE WITU-GESELLSCHAFT
URWALD
Formosa Bai
Osi Fluss
Tana Fluss
Gebiet der Britisch-ostafrikan. Gesellschaft
Maasstab 1:625000
gez. v. Tiedemann.
Kweio I. (Kiwaju)
Kweio
Bucht
Patta Insel
Patta
Siu
Manda I.
Kl. Manda
Lamu I.
Lamu
Mbaya
Kiwani
Tangaue
(Schimbye)
Mgine
Hindi
Mansumarabu
Pembe
Mkonumbi
Funggasombo
Mokowe
Kiongwe
Kimba
Mpeketeni
Pangani
Sumpf
Schakamba
Witu
Schungi F.
Magagoni
Kiromandi
Kau
Osi Fluss
Beletsoni-Canal
Kipini
Schagga
Osi Mündung
Tana Mdg.
Tjarra
Ngao (deutsch-Miss.)
Golbanti (eng. Miss.)
Kulessa (schw. Mission)

Die südlichste der Inseln **Lamu** war durch die englisch deutschen Abmachungen vom Jahre 1886 bekanntlich dem Sultan von Sansibar verblieben, welcher dort in der Stadt gleichen Namens, wo sich der ganze Handel des Tanagebietes, zu dem nach geographischem Begriff auch noch das Sultanat Witu gehörte, konzentrirte, ein Zollhaus errichtet hatte. Nachdem aber die britisch-ostafrikanische Gesellschaft den südlichen Küstenstreifen übernommen hatte, schwebte diese Zollstätte des Sultans gewissermaassen in der Luft und er war nicht abgeneigt, dieselbe unter annehmbaren Bedingungen einer Gesellschaft zu überlassen, welche sich darum bewerben sollte. Es kam vor allen als Bewerber die deutsche Witugesellschaft in Betracht, welche in Lamu einen Vertreter und Haus besass, aber sie konnte sich nur auf ein mündliches Versprechen des verstorbenen Sultans Said Bargasch stützen. Die britisch-ostafrikanische Gesellschaft hatte sich aber von dem jetzigen Sultan Said Khalifa, dessen Abneigung gegen die Deutschen benutzend, eine schriftliche Zusage geben lassen, so dass plötzlich der Konflikt der Interessen in schönster Blüthe stand. Die Sache wurde dem belgischen Staatsminister Baron von Lambermont als Schiedsrichter zur Entscheidung übergeben, welche dahin lautete, dass der englischen Gesellschaft grössere Anrechte auf die Zollpacht zuständen als der deutschen.

Diese Anrufung eines Schiedsspruches ist in deutschen Kolonialkreisen vielfach als ein Fehler betrachtet worden, weil sie immerhin das Präjudiz schaffe, dass man anerkenne, der deutsche Anspruch eines Vorrechtes auf diese Insel sei durch die wirklichen geographischen und handelspolitischen Verhältnisse nicht hinreichend begründet. Es werde dadurch das Recht anerkannt, geographisch und handelspolitisch integrirende Bestandtheile anerkannter fremder Interessensphären auf Grund von Verträgen mit betheiligten einheimischen Machtfaktoren in Besitz zu nehmen. Dass Deutschland von diesem Rechte gegen befreundete Mächte keinen Gebrauch machen wird, bedarf keiner Ausführung; die Engländer dagegen hatten sich sofort in umfassender Weise eines solchen Rechtes bedient, um noch weiter die Häfen der Benadirküste in ihre Gewalt zu bekommen, um Deutschland aus einem Küstengebiete hinauszudrängen, welches demjenigen der bereits anerkannten deutschen Interessensphäre an Grösse gleichkommt und in welchem ebenfalls deutsche Rechte bestehen.

Auf Lamu hatten die Deutschen also vor den Engländern zurückweichen müssen, welche nun auch noch auf **Manda** und **Patta**, welche die mehrfach von deutschen Kriegsschiffen besuchte

Mandabucht bilden, ein begehrliches Auge werfen. Diese Inseln waren seltsamer Weise Niemand zugesprochen; nach historischem, Recht gehörten sie dem von dort vertriebenen Sultan von Witu, nach faktischem dem Sultan von Sansibar. Auf Patta wohnen eine Anzahl arabischer Häuptlinge, unter denen der von Rasini, Msé Seff, der bedeutendste ist. Von Sultan Achmed mit der Vertheidigung von Rasini betraut, verrieth er dieses für schnödes Geld an den Sultan von Sansibar, zu dem er dann so lange hielt, bis der Sultan Achmed den Zoll an der Mandabucht einführte. Jetzt war Sansibar weit, mit dem Zoll aber stieg des Sultans Ansehen und Macht, und Seff durfte mit Recht eine strenge Bestrafung seines Verrathes befürchten. Andererseits kannte er Sultan Achmeds Herzensgüte, und im Vertrauen auf diese wagte er es, im Jahre 1887 nach Witu zu gehen und zu Achmeds Füssen dessen Verzeihung zu erflehen. Er hatte sich nicht getäuscht; gerührt hob der Sultan den alten Mann auf. Er und sein Gefolge wurden in Witu bewirthet und mit einem Geschenk entlassen. Der Zoll wurde aber wieder auf Veranlassung der deutschen Regierung aufgehoben. Said Bargasch und Sultan Achmed starben, und nun überlegte sich der alte Intrigant, ob es nicht profitabler sei, wieder auf arabische Seite überzutreten. Vorsichtig zog er Erkundigungen über Said Khalifas Stimmung ein, und als er glaubte, von dort keine Abweisung befürchten zu müssen, ging er im März dieses Jahres mit grossem Gefolge nach Sansibar, um Said Khalifa zu huldigen. Dieser nahm ihn an, beschenkte ihn mit der ansehnlichen Summe von 5000 Rupien (7500 Mark) und ernannte ihn in allem Ernste zum Gouverneur von Patta, Kweihu und dem Lande bis Kismayu, von Ländern also, die dem Said gar nicht gehören. Er kehrte im April sehr zufrieden mit seinem Erfolg nach Rasini zurück und spielt nun vorläufig noch eine bedeutende Rolle. Vor seiner Abreise von Sansibar kam ein englisches Boot langseits und lud ihn ein, zum Admiral Fremantle zu kommen. Nach ein stündigem Besuch kam er zurück und brachte als englisches Geschenk 500 Rupien und — einen englischen Schutzbrief mit! So war er also sowohl sansibaritischer Beamter als englischer Schützling geworden und die britisch-ostafrikanische Gesellschaft liess es sich noch ausserdem ein gutes Stück Geld kosten, die Bevölkerung zu bearbeiten. Dass damit aber die Angelegenheit noch nicht erledigt ist, versteht sich von selbst, denn der Besitz von Manda und Patta ist von der grössten Wichtigkeit für die deutschen Interessen. Lamu selbst besitzt nur

eine den Stürmen ausgesetzte Rhede und ist für Schiffe bei Monsun gefährlich anzulaufen, während die Mandabucht vollkommen gesichert und für Schiffe von grösstem Tiefgang befahrbar ist, obwohl es schwer sein dürfte, Anlegehafen an der Küste zu schaffen. Wenn also auch noch diese Inseln für uns verloren gehen, so ist das Witugebiet wirthschaftspolitisch für uns von geringem Werthe. Es würde sich vielleicht empfehlen, an der Witukäste und zwar an der Mandabucht die Zollstätten wieder einzurichten, welche der Sultan von Witu vor zwei Jahren hergestellt hatte, aber auf Weisung von Berlin wieder aufheben musste. Diese Zollstätten würden vielleicht den Erfolg haben, dass Lamu nach und nach fast werthlos wird. Schon die wenigen Monate, in denen an der Suaheliküste 1887 Zoll erhoben wurde, zeigten diese Wirkung; die Somali, welche ihr Vieh nach Lamu zu bringen pflegten, zahlten an der nördlichsten Zollstätte zu Kweihu ihren Zoll ohne Zögern, gingen aber dann mit ihrem Vieh nicht nach Lamu, um dann noch einmal Zoll an den Sultan von Sansibar zu entrichten. Der Streitfall am Beletsoni-Kanal ist ein ziemlich ernsthafter, da der Sultan von Witu dort eine Zollstätte errichtet hat und natürlich den Handel von Lamu empfindlich schädigt. Die Engländer behaupten, dass der Osi- und Beletsoni-Kanal in ihre Interessensphäre fallen, während der Sultan von Witu, gestützt auf das deutsch-englische Abkommen, den Engländern nur das Anrecht auf die Tanamündung zugesteht. Die Engländer behaupten aber, dass der Osi eine Mündung des Tana sei, während die Leute von Witu den Osi als einen selbstständigen Fluss bezeichnen.

Einige Bewegung rief im Witugebiet die Landung der deutschen Emin-Pascha-Expedition (siehe Seite 158) hervor,[1]) welche ausser dem Führer Herrn Dr. Peters aus Lieutenant v. Tiedemann, O. Borchert und Kapitänlieutenant Rust bestand. Es gelang Dr. Peters unter Ueberwindung mancher Schwierigkeiten die Wachsamkeit des englischen Admirals zu täuschen und am 15. Juni in der Kweihubai vor Anker zu gehen und die Expedition nach Schimbye im Sultanat Witu zu überführen. Die in Witu ansässigen Deutschen unterstützten die Expedition in jeder Weise, welche dann nach dem Tana aufbrach, um entlang desselben nach dem Kenia zu gehen. Grosse Schwierigkeiten verursachte der Mangel an Trägern. Die Absicht des Dr. Peters, den Landweg nach Engatana zu finden,

---

[1]) Der Bericht des Dr. Peters über seine Landung ist vollständig abgedruckt in der Deutschen Kol. Ztg. Nr. 29 vom 3. August 1889.

musste aufgegeben werden, und so wandte sich derselbe nach Ngao, welches er mit seiner Kolonne am 29. Juli erreichte und von dort den Weitermarsch flussaufwärts nach Engatana antrat. Hier musste die Expedition länger, als anfänglich beabsichtigt war, verweilen. Ausnahmsweise war im August auch einmal eine Regenzeit eingetreten, welche den Weitermarsch hemmte und die Mais-Ernte verdarb. Peters hatte in den der Küste nahegelegenen Orten Kau und Kipini durch Agenten Getreide kaufen lassen. Der dort herrschende arabisch-englische Einfluss verhinderte aber die wirkliche Lieferung des gekauften Getreides. Derselbe Einfluss hielt auch die eingeborene Bevölkerung davon ab, Boote für den Transport des Getreides herzugeben. Lieutenant v. Tiedemann, welchen Peters flussaufwärts geschickt hatte, um Boote zu kaufen, war einmal in Muyni gezwungen, sich bei einem nächtlichen Ueberfall von etwa 20 Arabern seines Lebens mit dem Revolver zu wehren. Der nächste Punkt, welcher erstrebt wurde, war Korokoro. Da aber Wissmann gemeldet hatte, dass nach zuverlässigen ihm zugegangenen Nachrichten Emin Pascha und Stanley Ende November in Mpwapwa erwartet würden, so beschloss das Emin Pascha-Komité in seiner Sitzung vom 30. Oktober, Dr. Peters zu benachrichtigen, den Weitermarsch nach Wadelai einzustellen. Noch ehe aber diese Meldung ihn erreichen konnte, kam am 6. November die telegraphische Nachricht an das Komité, dass die Expedition von den Massais überfallen, Peters wahrscheinlich ermordet, Lieutenant v. Tiedeman zwar verwundet, aber gerettet worden sei. Borchert und Rust waren noch nicht bei der Expedition. Es war dies das Ende einer mit vielen Hoffnungen unternommenen Expedition, für welche sich weite Kreise des deutschen Volkes begeistert hatten. Dr. Peters und seine Thätigkeit gerecht und unparteiisch zu würdigen, müssen wir uns für später vorbehalten, zumal bei Fertigstellung des Buches eine sichere Nachricht von seinem Tode noch nicht vorlag.

Im Witugebiet sind, wie schon bemerkt, mehrere Deutsche angesiedelt. Carl Toeppen, der Vertreter der Witu-Gesellschaft und Verwalter der Postagentur, wohnt in Lamu, Clemens Denhardt weiter im Innern. Leider ist das Verhältniss zwischen den Deutschen durch allerlei Zwistigkeiten getrübt gewesen, welche auch die Stellung des Sultans beeinflussten. In der neuesten Zeit hat die Witu-Gesellschaft Verbindung mit einem zweiten kleinen Stammeshäuptling Namens Futula angeknüpft, dessen von entflohenen Sklaven bewohntes Dorf „Starani“ (was soviel wie „zur Bequemlichkeit“, oder „wo es gut

ist" bedeutet) nordnordöstlich von Lamu liegt und fünf Wegstunden von dem Küstenplatz Mkonumbi entfernt ist. Futula, der von Herkunft ein Somali ist, soll von den Wabonis des Hinterlandes als Herrscher anerkannt sein. Im deutschen Witugebiet giebt es noch manche Sklavenkolonien, deren Einwohner aber wie in Kamerun durchaus unabhängig sind. Vorübergehend waren auch die Abgesandten der deutschen Pflanzer-Gesellschaft mit W. v. Bültzingslöwen an der Spitze, im Witugebiet, um passendes Land für die Anlage von Tabak-Plantagen auszusuchen. Die schönen Wälder der fieberreichen Umgebung des Ortes Witu reichen leider nicht weit und das nähere Hinterland hat bloss mittelmässigen Boden. Weiter ins Binnenland vorzudringen, wo ja die Verhältnisse möglicherweise günstiger liegen könnten, war wegen der räuberischen Somali unthunlich. Auch sind die Arbeiterverhältnisse, wenn sie sich auch voraussichtlich mit der Entwickelung des Landes bessern werden, zur Zeit derart, dass man trotz aller Mühe kaum die zu einer kleinen Expedition benöthigten Träger, geschweige denn eine grössere Anzahl von Tagelöhnern aufzutreiben im Stande war. Träger oder Arbeiter sind nur dadurch zu beschaffen, dass man sie sich miethweise vom Sultan erbittet, welcher der grösste Sklavenbesitzer im Lande ist, aber über die Sklaven selbst gar keine Macht hat.

Ueber das Somaliland hat von Anfang an, seitdem Deutsche dort Rechte erworben[1]) hatten, ein eigener Unstern geschwebt. Die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft hatte durch Verträge, die ja natürlich nur einen relativen Werth hatten, das ganze ungeheure Somaliland erworben, aber die Regierung hatte die Uebernahme von Hoheitsrechten abgelehnt. Diese Situation hatte sich schon Italien zu Nutze gemacht, als im Jahre 1888 der Sultan Jussuf Ali Jussuf ihm das Protektorat über Obbia anbot (von Ras Auad bis Cap Beduin [8° 30′ n. Br.], eine Küstenstrecke von 800 km).

[1]) Vertrag des Gross-Sultans Osman in Halule mit Reg.-Baumeister Hörnecke vom 6. September 1885 (Erwerbung von Rechten auf die Somaliküste vom Bender-Gasen bis Warscheich), Vertrag des Jussuf Ali mit v. Anderten vom 24. November 1885. Die Expedition Jühlke, welche im Oktober 1886 den Wubuschihafen besuchte, erwarb Rechte auf das Land von Makdischu bis nach Witu. Bei einem Versuche, die Barre des Jub zu passiren, kam am 11. November Lieutenant Günther ums Leben, Dr. Jühlke selbst wurde am 1. Dezember in Kismayu heimtückisch ermordet. Die deutsche Flagge war an der Wubuschi-Mündung gehisst worden.

Obbia selbst ist nur ein Steinhaus mit ein paar Somalihütten, aber die Italiener hatten den Anfang zur Vertheilung des Somalilandes gemacht. Am 9. April 1889 wurde dieser Vertrag ratifizirt und die italienische Flagge gehisst; doch hat die italienische Regierung wenigstens die Privatrechte der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft dort anerkannt. Ueber den nördlichen Theil des Somalilandes mit dem Hafenplatz Halule, wo die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft ebenfalls Verträge geschlossen hatte, allerdings ohne an die Ausführung derselben in Folge der schwierigen Verhältnisse in Ostafrika denken zu können, ist noch nichts bestimmt, doch werden in neuerer Zeit durch eine Gruppe von deutschen Kolonialfreunden Anstrengungen gemacht, durch Anlage und Betrieb einer Station daselbst die vorhandenen deutschen Rechte zu bekräftigen. In dem südlichen Theil des Somalilandes nun besass der Sultan von Sansibar die Häfen Kismayu, wo Dr. Jühlke ermordet wurde, Barawa, Makdischu und Warscheich, welche ihm durch das englisch-deutsche Abkommen zugesprochen waren. Sobald der Entscheid des Barons v. Lambermont über Lamu, der bis jetzt noch nicht offiziell veröffentlicht ist, im Grossen und Ganzen bekannt war, trat die Britisch-Ostafrikanische Gesellschaft mit einer ihr vom Sultan von Sansibar gemachten Konzession, die Verwaltung und Pacht der Zölle dieser Häfen betreffend, ans Tageslicht. Damit war die englische Gesellschaft in den Besitz der Jubmündung gelangt und beherrschte, da ihr bereits die Tanamündung zuerkannt war, die beiden grössten Flussläufe der Suaheli- und Somaliküste. Zugleich hatte die Gesellschaft, und dies ist mit das wichtigste, am oberen Tana eine Handelsstation angelegt und mit den Häuptlingen der Völkerschaften im Hinterlande des Witulandes Verträge abgeschlossen, welche allerdings von der britischen Regierung nicht anerkannt sind. Damit wäre aber das Schutzgebiet von Witu eine Enklave im englischen Besitz geworden, und zugleich auch der Deutsch-Ostafrikanischen und Witu-Gesellschaft ein harter Schlag versetzt gewesen. Denn der Werth einer tropischen Kolonie, welche eine intensive Bodenkultur noch nicht besitzt und noch nicht besitzen kann, besteht in der Beherrschung möglichst zahlreicher Handelsstrassen. Die Hauptkarawanenwege innerhalb der deutschen Interessensphäre dienen nun zur Verbindung der drei grossen Binnenseen, des Nyassa, des Tanganyika und des Victoria Nyanza, mit der Küste. Es sind die Strassen 1. Nyassa-Kiloa, 2. Udjiji (am Tanganyika) Tabora-Bagamoyo mit der Abzweigung 2a Uganda-Karagwe (am Nyanza)-Tabora und endlich 3. Uganda-Massailand-Kilimandscharo-Pangani. Der

Handelswerth der Seengebiete liegt darin begründet, dass dieselben sekundäre Mittelpunkte bilden, wo sich die Erzeugnisse weiter Gebiete mit Benutzung der Wasserwege ansammeln können. Die Uferlandschaften der Seen sind meist an und für sich stark bevölkert und dienen ausserdem noch dem Handel eines weiten Hinterlandes als Sammelpunkt. Der wichtigste der Seen ist nun an und für sich und dann auch insbesondere für Deutsch-Ostafrika der Victoria Nyanza. Der Handel des Nyassa hat seinen natürlichen Ausgang in Mozambique, der Tanganyika, dessen tributäre Gebiete weit westlich von ihm bis nach Nyangwe am Kongo hin liegen, hat letzteren Strom zur natürlichen Verkehrsstrasse, nur der Victoria Nyanza kann für Deutsch-Ostafrika dauernd in Betracht kommen, da mit einer leichten dorthin gelegten Bahn selbst der etwa wieder eröffnete Weg nach Norden nicht in Wettbewerb zu treten vermöchte. Die Theilung der Interessensphären zwischen Deutschland und England im Jahre 1886 brachte uns in Bezug auf die Verbindung mit dem Victoria Nyanza in eine zwar schwierige, dennoch aber nicht hoffnungslose Lage. Der Zweig Kilimandscharo - Mombas, den dadurch England von der obenerwähnten dritten Hauptkarawanenstrasse errungen hatte, war wegen Wassermangels nur wenige Monate im Jahre brauchbar und könnte nur durch den Bau einer Eisenbahn verwerthet werden. Jetzt hatte nun mit einem Schlage die britische Gesellschaft ein entscheidendes Uebergewicht erlangt. Sie besass jetzt von mehreren guten Häfen aus kürzere Verbindungen mit dem Nyanza als die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft. Sie besass zwei werthvolle Wasserstrassen (den Tana und den Jub), die wahrscheinlich bis weit ins Innere hinein schiffbar sind und diese Verbindung noch weiter werden verkürzen helfen. Die Politik der deutschen Regierung hatte den Engländern freien Spielraum lassen müssen, aber die dort interessirten Gesellschaften hatten natürlich die Verpflichtung, an Privatrechten zu retten was möglich war. Was das südliche Somaliland anbetrifft, so hatte zwar die Britisch-Ostafrikanische Gesellschaft im Besitz der festen Plätze und Endpunkte des Karawanenhandels einen grossen Vorsprung, aber die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft hatte das Recht, Einsprache zu erheben, sobald dieselbe mit den Häuptlingen der Küste Verträge abschliessen sollte, welche den ihrigen entgegenliefen.

Immerhin war bei der Annexionslust der Engländer die Lage in dem südlichen Theile des Somalilandes für uns kritisch geworden. Da raffte sich die Regierung zu einem entscheidenden Schritte auf.

Am 22. Oktober erschien im Reichsanzeiger unter den amtlichen Bekanntmachungen folgende Notiz:

„Das an der ostafrikanischen Küste zwischen der Nordgrenze von Witu und der Südgrenze der dem Sultan von Sansibar gehörigen Station von Kismayu belegene Gebiet ist auf Grund der mit den dortigen Sultanen und Häuptlingen geschlossenen Verträge und vorbehaltlich erworbener Rechte Dritter unter den Schutz des Kaisers gestellt.“

Damit war den Versuchen der Engländer, das Wituland zu einer Enklave im englischen Besitz zu machen, endgültig ein Damm gesetzt und wenigstens ein Postulat der Kolonialfreunde, unter denen die Nachricht nach all dem, was früher vorgefallen war, die lebhafteste Freude erweckte, erfüllt. Jetzt erstreckt sich der deutsche Küstenstrich fast über 2 Breitengrade und umfasst eine Anzahl von Häfen, wie Port Durnford oder Hohenzollernhafen, welcher, an der Mündung des Wubuschi gelegen, nach den Untersuchungen der Engländer und Deutschen leicht zu einem trefflichen Hafen umgeschaffen werden kann. Das Land an dem Wubuschi ist dichtbewaldet und enthält gute, schwarze Erde, und es scheint, als ob die dortige Gegend gesund ist. Vor der Küste liegen die Dundas, eine Gruppe von mehreren hundert Korallen-Inseln, welche die Annäherung sehr erschweren. Die kleinen Häfen, welche von Daus während der Monsune oft angelaufen werden, um Wasser einzunehmen, sind den Europäern jetzt noch wenig bekannt, während die Küste im Mittelalter von den Portugiesen öfter besucht ist, wie noch Spuren von Bauten bezeugen. Im Allgemeinen ist die Küste öde und nicht sehr ermuthigend, das Hinterland soll aber einen grossen Reichthum an Vieh besitzen. Ueber das Galla- und Somaliland ist zwar oft genug die Achsel gezuckt worden, da es vielfach als etwas Werthloses angesehen wurde, was wegen der Wildheit seiner Bewohner die aufgewendete Arbeit nicht lohnen würde. Auf der anderen Seite wurde es aber nach dem Muster der Alten sehr gepriesen und hinter der öden Küste soll sich ein anbaufähiges, gesundes Land erstrecken. Die Wahrheit dürfte in der Mitte liegen. Das Somaliland hat manche werthvolle Ausfuhrprodukte, hier und dort grosse Strecken fruchtbaren, jetzt brachliegenden Bodens, und, abgesehen von den Flussthälern, ein gesundes Klima. Dass die Eingeborenen nicht alle Räuber und Mörder sind, geht aus den Erfahrungen der Wissmann-Expedition hervor. Jedenfalls sind einige Stämme friedliche Nomaden, während die Küstensomalis ein fanatisches und

gefährliches Volk sind, gegen das Jedermann auf der Hut sein muss, nicht zum wenigsten die Engländer selbst. An der Küste sind oft genug Strafexpeditionen englischer Kriegsschiffe nöthig gewesen, dass schliesslich die Inder es vorzogen, die nördlichen Häfen zu verlassen. Auch die Ermordung Jühlkes ist seiner Zeit von einem deutschen Kriegsschiff gerächt worden, obwohl behauptet wurde, dass der Erschossene ein unschuldiger Sklave gewesen sei, welchen die Mörder vorgeschoben hätten. Es wird beabsichtigt, entweder eine besondere Gesellschaft zu bilden oder in Verbindung mit der Witugesellschaft vorzugehen und eventuell in Hohenzollernhafen eine Station anzulegen.

Das Schutzgebiet der Neu-Guinea-Kompagnie,

welches Kaiser-Wilhelmsland, den Bismarck-Archipel und die nördlichen Salomo-Inseln umfasst, entwickelt sich in seinem weltentlegenen Winkel mit einiger Langsamkeit, obwohl ein sichtbarer Fortschritt zu verzeichnen ist. Aber die Schwierigkeiten, aus dem vorhandenen wenigen etwas zu schaffen, sind hier grösser als anderwärts, dass man bei unserer kolonialen Unerfahrenheit billig über manche Mängel und Misserfolge hinwegsehen sollte, zumal die Neu-Guinea-Kompagnie mit grosser Vorsicht zu Werke geht.

An Stationen,[1]) mit deren Anlegung behufs Erkenntniss der natürlichen Verhältnisse und der Bewohner des fast völlig unbekannten Landes, behufs der Besitzergreifung von Grund und Boden an verschiedenen Stellen begonnen werden müsste, sind in Kaiser Wilhelms-Land: Finschhafen mit der Nebenstation Butaueng, Konstantinhafen, Hatzfeldthafen und Stephansort, und im Bismarck-Archipel Kerawara begründet und eingerichtet. Sie sind mit den nöthigen Wohn-, Lager- und Arbeiterhäusern, sowie mit dem für den Gebrauch erforderlichen Inventar an Möbeln, Arbeitsgeräthen, Waffen, Booten u. s. w. und mit den erforderlichen Vorräthen an Proviant, Materialien und Tauschwaaren ausgerüstet. Dr. Zöller, welcher Ende 1888 Neu-Guinea einen Besuch abgestattet hatte,

---

[1]) Wir geben hier einige genauere Ortsbestimmungen der Lage wichtiger Punkte. Finschhafen 147° 5,0′ östl. Länge Gr. 6° 33,6′ s. Br., Konstantinhafen 145° 48,7′ ö. L. 5° 30′ s. Br., Hatzfeldthafen 145° 10,4′ ö. L. 4° 24,3′ s. Br., Mioko 152° 26,5′ ö. L. 4° 14,2′ s. Br., Matupi 152° 10,8′ ö. L. 4° 14,2′ s. Br.

schildert in der „Kölnischen Zeitung“ seine auf den derzeitigen Zustand des Landes bezüglichen Eindrücke folgendermaassen: „In zauberhaft schöner Scenerie liegt Finschhafen, ein kleines liebliches Städtchen, wo man auf wohlgepflegten Kieswegen zwischen üppig grünenden Gärten, zwischen wogenden Mais-, Taro-, Yamsfeldern einherschreitet. Am Hafen herrscht reges Leben und am Festland erfreuen sauber ge-



haltene Landhäuser das Auge, und im angenehmen Gegensatz zu der landläufigen Verwahrlosung australischer, namentlich nordaustralischer Ortschaften, athmet alles Ordnung und Sauberkeit. Ausser Finschhafen giebt es fünf weitere Stationen, wo man, allerdings bei geringerer Abwechselung als das fast grossstädtische Finschhafen sie darbietet, in europäischem Stile leben kann, wo Kühe, Pferde, Schweine, Ziegen, Hühner, Enten, Truthühner, Tauben und andere

europäische Hausthiere in Menge vorhanden sind und beständig an Zahl zunehmen, wo viele Hektare fruchtbarsten Landes mit Tabak, Baumwolle, Mais, Yams, Taro, Bataten, europäischen Gartengewächsen u. s. w. bestanden sind. In Finschhafen erhält man zu billigem Preise frisches Ochsenfleisch, frische Milch, frische Butter, frische Eier und manche europäische Gemüse, vortrefflichen Wein und trinkbares Bier, zu mässigen Sätzen in der Speise-Anstalt eine Beköstigung, wie die besten Gasthöfe der nordaustralischen Ortschaften sie nicht darbieten. In Finschhafen lebt ein Arzt, es giebt ein Hospital und bald auch eine Schule. Auf allen Stationen sind Postanstalten eingerichtet, wo man mit einer deutschen 20-Pfennig-Marke beklebte Briefe nach Europa aufgeben kann, anstatt wie im benachbarten Cooktown 75 Pf. für den einfachen Brief auslegen zu müssen; von allen, auch den entlegensten Stationen hat man geregelte Dampferverbindung nach Europa. Ueberall giebt es von geschulten Geometern vermessenes fruchtbares Ackerland, Kataster, Gerichte für die Weissen und bald auch für die Eingebornen, Standesbeamte und Waarenlager, in denen man fast alles, was in diesen Gegenden zum Leben nöthig ist, kaufen kann. Friedlicher Verkehr herrscht mit den Eingeborenen und eine gutgeschulte kleine Polizeitruppe ist da für den unwahrscheinlichen Fall, dass dies gute Verhältniss einmal gestört werden sollte. Das ist wohl das Wesentlichste jener Leistungen, auf welche die Kompagnie mit Befriedigung zurückblicken kann."

Ueber Finschhafen und das Leben daselbst schreibt derselbe an anderer Stelle:

„Ob die Bodenerhebungen in Finschhafens näherer Umgebung Berge oder Hügel sind, dürfte schwer zu entscheiden sein. Jedenfalls umrahmen sie ein Bild von solcher Lieblichkeit, dass das Auge des Ankommenden sich gar nicht satt daran sehen kann. Und doch fehlt alles — Hochgebirge, Felsen, Fernsicht und ähnliches —, was wir als Zubehör eines grossartigen Landschaftsbildes zu betrachten pflegen. Nur an wenigen Tagen im Jahr ist die Luft so klar, dass man von Finschhafen aus die Rook-Insel und einen hohen Berggipfel am Festlande von Neupommern (Bismarck-Archipel) wahrzunehmen vermag. Von den drei Häfen des Ortes wird bloss der äussere zu Schifffahrtszwecken benutzt. Die beiden andern, von denen namentlich der zweite ein grosses, tiefes, gutgeschütztes, allerdings auch in Finschhafens näherer Umgebung ausnahmsweise von Mangrovedickichten umsäumtes Becken darstellt, könnten das Herz eines Landschaftsmalers in Entzücken versetzen. Aber die Einfahrt vom ersten Hafen her müsste beträchtlich vertieft werden, falls Schiffe wie „Isabel" oder „Ottilie" einlaufen sollten. Sobald der Ankommende die Palmen und Wellblechdächer und die Abends besonders freundlich hell erleuchteten Häuser von Salankaua und Madang wahrnimmt, tönt ihm auch schon Cicadengesumme und der eigenartige Schrei des Lederkopfes entgegen, eines Vogels, der nirgendwo sonst im ganzen Schutzgebiet so häufig vorkommt als gerade hier. Aber es fehlt jenes Palmenrauschen, wie es in Westafrika den müden Reisenden in süssen Schlaf einlullend nicht selten sogar das Geräusch der Brandung übertönt. Selbstverständlich können sich die übrigen Stationen, was Stattlichkeit des Aussehens anbelangt, nicht im entferntesten mit Finschhafen messen. Kein Landhaus liegt vortheilhafter als Salankaua, der Wohnsitz des Landhauptmanns und meines Wissens das schönste

Gebände anf ganz Neu-Guinea. Erfrischender Seewind hält in diesem gottbegnadeten Aufenthaltsort die Moskiten während der Regenzeit vollständig fern nnd duldet sie anch während der Trockenzeit nnr in geringen Mengen, wenn sie anch schon wenige Hundert Schritt weiter landeinwärts anf Madang eine wirkliche Landplage bilden. Umfangreiche Gartenbeete und Rasenanlagen, eingefasst von bnntblätterigen vielfarbigen und unverfälschten Pflanzenkindern des Urwaldes ziehen sich rechts nnd links bis zum Meere hinunter. Uralte Kokospalmen nnd Brotfruchtbäume geben untermischt mit erst von den Dentschen gepflanzten Bananen und Papaya-Bänmen dem nnvergleichlichen Orte den schwer zn bestimmenden Zanber eines altaristokratischen Landsitzes. Was soll ich über Madang, Kalibobo, Lemböi u. s. w. sagen — lauter Ortsbezeichnungen der Eingeborenen, die aber bloss diesem oder jenem kleinen Stückchen von Finschhafen gelten? Reckte nicht im Hintergrund all' dieses Zanbers das bleiche Gespenst des Fiebers seine anch die kühnste Energie nach fruchtloser Gegenwehr umklammernden Arme aus, so dürfte Finschhafen gleich Baden-Baden, Wiesbaden, Buitenzorg, Petropolis, Darjeeling oder Simla zu jenen auserlesenen Lieblingsorten der Menschheit gezählt werden, zu deren Schmnck Natur und Kunst sich die Hand gereicht haben. (!) Wegen der hänfigen Erdbeben wird man wohl im ganzen Schutzgebiet nie etwas anderes als Holzbanten errichten können, wenn man nicht die Bauweise in den Erdbebengegenden Südamerikas nachahmen nnd an der Sonne gedörrte Lehmblöcke (adobes) verwenden will, die fast so elastisch wie Holz sind. Alle Häuser stehen anf Pfählen, die aber etwas höher sein sollten. Und allen fernerhin zn erbanenden Häusern sollte man eine rings herum laufende Veranda geben. Die ganz zu Anfang heransgesandten schwedischen Häuser waren schlecht, sodass nur noch wenige derselben vorhanden sind. Aber man hat sich durch diese Erfahrnngen belehren lassen. Alle neueren Wohnungen fand ich hoch, luftig, gesund, komfortabel, nach meinen Erfahrungen nnd Beobachtungen in anderen Tropenländern den weitestgehenden Anforderungen durchaus entsprechend. Anch über die innere Einrichtung und Ausstattnng habe ich keine Klagen gehört. Die Kompagnie stellt ihren Beamten freie Wohnung, freie Einrichtung der Wohnungen (Bett, Mosquitonetz, Tisch, Stühle, Waschgeräth n. s. w.) sowie freie Bedienung, welche freie Wäsche (allerdings von der jämmerlichsten Art) in sich schliesst, zur Verfügung. Die aus dem Gehalt der Beamten zu bestreitenden Ausgaben beschränken sich demnach anf Kost, Getränke, Kleidnng nnd was sie etwa an Sachen, wie z. B. Bücher und dergleichen, beziehen. Ein kleines Haus für sich haben bloss sehr wenige Beamte. Meist wohnen zwei oder mehrere in einem Gebände, das hinter der Veranda je nach Anlage zwei durch einen Gang getrennte grössere oder anch bis zu vier kleinere Räume enthält. Zimmerdecken europäischen Stils giebt es selbst in jenen vornehmeren Hänsern nicht, wo unter dem Wellblechdach noch eine Holzverschalnng angebracht ist. Denn gerade der über den Zimmern, deren Zwischenwände nicht bis ans Dach hinanreichen, hinwegstreichende Luftzug erzeugt jene angenehme Kühle, die man erst schätzen lernt, wenn man ans derartig gebanten Häusern in einen allseits geschlossenen Raum kommt. Die Wellblechdächer, die durch ihr gefälliges Anssehen mit den noch vor zehn Jahren üblichen Anlagen dieser Art gar nicht verglichen werden können, haben für Finschhafen und die übrigen Ortschaften nnseres Schutzgebiets den doppelten Vortheil, dass sie billig sind nnd das bei der Abwesenheit von Brunnen dringend benöthigte Regenwasser anffangen. Anch habe ich in Neu-Guinea, wo die Sonnenstrahlnng gar nicht besonders stark ist, die anf dem versengten Boden Australiens am auffälligsten hervortretenden Uebelstände der Wellblechdächer, übermässige Erhitznng am Tage und starke Abkühlung in der Nacht, fast gar nicht empfunden. Sehr viel billiger wird man in Znkunft ebenso wohnliche Häuser banen können, wenn man sich erst einmal mehr, als es bisher der Fall ist, damit vertraut macht einheimisches Material, das heisst nicht etwa ans einheimischem Holz hübsch zurechtgeschnittene Bretter, sondern roh behanene Pfosten, ferner Bambu, Palmstengel u. s. w. zu benutzen. Was für stattliche nnd wohnliche Häuser man aus solch' wohlfeilem Material errichten kann, kann jemand, der sie nicht gesehen, sich kaum vorstellen. Ameisen, Fliegen und in der Trockenzeit Moskiten werden häufig recht lästig. Aber die Moskitenplage ist im Vergleich zu anderen Ländern nicht sonderlich schlimm. Anch fehlen jene entsetzlichen grossen weissen Wander-Ameisen, vor deren unerreicht dastehendem Zerstörungstalent in Westafrika nichts sicher ist. Wenn man nicht die seltsamsten nnd peinlichsten Ueberraschungen erleben will, müssen in Neu-Guinea wie in allen Tropenländern Kleider, Waffen u. s. w. häufig, am besten alle paar Tage einmal nachgesehen werden. Denn es kommt vor, dass die grossen Schmeissfliegen sich irgend einen nicht ganz gut gereinigten oder getrockneten Gegenstand aus Wolle oder dergleichen zum Eierlegen ausersehen nnd in dieser löblichen Beschäftigung so fleissig sind, dass der glückliche Besitzer, wenn er nach wenigen Tagen, oft schon nach 24 Stunden nichts ahnend an sein theures Eigenthum herantritt, dessen Innenseite von Gethier wimmelnd nnd befleckt mit einer weissen kaum zu entfernenden Masse vorfindet. Dass sich wenig gebranchtes Schuhwerk mit kleinen

Urwäldern von Schimmelpilzen bedeckt, kommt auch hier häufig vor, obwohl ich niemals so hochstämmigen Schimmel wie im tropischen Afrika, in Westindien u. s. w. beobachtet habe. Und trotz alles Einölens verrosten Gewehre, namentlich solche, die ihre ursprüngliche Politur nicht mehr besitzen, von einem Tage zum andern. Aber alle diese nichts weniger als erfreulichen Erscheinungen treten in sehr viel milderer Form auf als in andern Tropenländern. Wahrscheinlich ist dies darin begründet, dass der trockene australische Kontinent denn doch seinen Einfluss ein klein wenig geltend macht. Trotz aller Regenlisten bin ich der Ueberzeugung, dass der überwiegende Theil von Kaiser Wilhelms-Land, Finschhafen und seine Umgebung ausgenommen, nicht in gleichem Grade wie die meisten Tropenländer unter übermässiger Luftfeuchtigkeit leidet. Der Stil des Lebens ist natürlich im vollsten Sinne des Wortes Junggesellenwirthschaft . . ."

Die anderen Stationen sind in einer ähnlichen Weise, aber weniger umfangreich angelegt in Gegenden, wo es möglich ist, Versuchsplantagen einzurichten, da wir noch betreffs der unzweifelhaft vorhandenen Naturschätze des Schutzgebietes so ziemlich im Dunkeln sind. In der kurzen Zeit einiger Jahre ist naturgemäss noch nicht die Frage gelöst worden, ob der Plantagenbau im Grossen unzweifelhafte Erfolge aufweisen wird, aber die gewonnenen Resultate sind recht günstige. Die Direktion hat die Anlegung von Plantagen, und zwar in erster Linie von Tabak und Baumwolle (sea Island) ins Auge gefasst und auf den dafür geeignet befundenen Stationen Hatzfeldthafen, Konstantinhafen und Stephansort die dazu erforderlichen Versuche und Vorarbeiten vornehmen lassen. Eine erste im vergangenen Jahre in Hatzfeldthafen von einem Versuchsfelde gemachte Ernte von Tabak im Gewicht von etwa 20 Zentnern ist im Frühjahr hier eingetroffen und hat den Beifall von Kennern, welchen das Produkt vorgelegt worden, in hohem Maasse gefunden, obwohl die Fermentation wegen der geringen Menge des Tabaks nicht vollkommen genügend hatte ausgeführt werden können. Es ist mehrfach die Meinung ausgesprochen worden, dass bei sachgemässer Behandlung der in Neu-Guinea gezogene Tabak an Qualität dem Sumatratabak, welcher als Deckblatt bekanntlich hoch im Preise steht, werde gleichkommen können.[1]) Bei Hatzfeldhafen sind weitere 20 ha mit Tabak bestellt und ebenso ist in Stephansort im Januar mit der Anpflanzung von Tabak auf einer gleich grossen Fläche begonnen worden. Bei beiden Stationen sind Flächen von 5—600 ha in bequemer Lage zum Tabakbau disponibel und sollen dazu allmählich in Bearbeitung

[1]) Die Schätzung des Produktes betrug bis 250 Pfennig, im Durchschnitt 105 Pfennig pro $^1/_2$ kg ohne Zoll; bei lebhafter Konkurrenz hatte es im Ganzen den Preis von 151 Pf. pro $^1/_2$ kg ohne Zoll, während gleichzeitig eine grössere Partie von Sumatra-Tabak mit 226 Pf., eine andere Partie desselben mit 74 Pf. bezahlt wurde. Die Baumwolle aus Kaiser Wilhelms-Land brachte, obwohl die Reinigung von der Saat noch zu wünschen liess, in Anerkennung der vorzüglichen Qualität 115 Pf. pro $^1/_2$ kg.

genommen werden, so dass schon im nächsten Jahre, wenn genügende Arbeitskräfte beschafft werden, die Anpflanzung auf etwa 300 ha wird ausgedehnt werden können. Baumwolle, mit der man auf den übrigen Südsee-Inseln sehr gute Erfahrungen gemacht hat, ist in Konstantinhafen und in Butaueng (bei Finschhafen) angepflanzt worden, und zwar an ersterem Ort mit viel besserem Erfolg als an letzterem. Eine grössere Baumwollplantage, nämlich die der Samoanerin Frau Forsayth gehörende und von ihrem deutschen Schwager Parkinson geleitete Ralum-Pflanzung auf Neupommern im Bismarck-Archipel war schon vor Gründung der Neu-Guinea-Kompagnie vorhanden. Es sind dort zur Zeit 130 ha mit Baumwolle bestanden. Ebenso wie auf Samoa, wo ja die Handels- und Plantagengesellschaft der Südsee die grössten irgendwo auf der Erde in deutschem Besitz befindlichen tropischen Plantagen bewirthschaftet, will man auch in Ralum die Baumwolle allmählich durch Anpflanzung der doch noch sehr viel lohnendern Kokospalmen ersetzen. Da Kokospalmen in einigen Gegenden früher, in anderen später, aber doch gewöhnlich erst zwischen dem siebenten und dem neunten Jahre ihre volle Ertragsfähigkeit erreichen, so würde die Anlage einer grösseren Kokos-Pflanzung, wenn nicht die Baumwolle zur Hilfe käme, recht kostspielig sein. Denn Roden und Pflanzen allein genügt nicht; die jungen und zarten Kokosbäumchen müssen, wenn sie nicht ohnehin auf eingehegtem Boden stehen, durch kleine, um jede einzelne Pflanze herum hergestellte Einzäunungen, wie man sie in jedem Papuadorf sehen kann, gegen Schweine und anderes Gethier geschützt werden. Pflanzt man aber die Kokosbäumchen zwischen die Baumwolle, so macht das weiter keine Kosten. Bis nämlich die Palmen eine derartige Höhe erreicht haben, dass sie allzu viel Sonnenlicht wegnehmen, gewöhnlich aber auch schon ertragsfähig sind, kann Jahr für Jahr mit der Baumwollkultur fortgefahren werden. Sobald die erste volle Kokosernte eingeheimst wird, entfernt man die Baumwolle und das Gelände, auf dem gewöhnlich Gras oder niedriges Buschwerk emporspriesst, wird dann ausser zur Kopragewinnung auch noch als Viehweide benutzt. Mit Kaffee und Kakao sind bisher erst in Finschhafen Versuche angestellt worden. Die Erfahrungen, die man in Ralum mit nur erst 2 ha Kaffeepflanzung gemacht hat, sind in Bezug auf Menge, Beschaffenheit und Marktwerth des Erzeugnisses im höchsten Grade ermuthigend. Ganz vortrefflich gedeiht auf sämmtlichen Stationen der Mais, der auch überraschend schnell bei den Eingeborenen und nicht bloss bei den Küstenbewohnern

Eingang gefunden hat. Von anderweitigen **Nährfrüchten** werden in grösserem Umfange und ebenfalls auf allen Stationen, ausgenommen Kerawarra im Bismarck-Archipel, Yams, Berg-Taro, Mandioka, Bataten (süsse Kartoffeln) und Arachiden (Erdnüsse) angepflanzt. Früher erzeugte bloss erst Konstantinhafen hinreichende Lebensmittel, um ohne Yams-Zufuhr vom Bismarck-Archipel her die eigenen Arbeiter ernähren zu können. Da aber auf den abgeernteten Tabakfeldern Nährfrüchte gepflanzt wurden, so haben im Jahre 1889 auch die übrigen Stationen wenigstens die für den eigenen Bedarf benöthigten Yams u. s. w. erzeugt.

Obwohl Finschhafen und Hatzfeldthafen erst drei Jahre und Konstantinhafen erst zwei Jahre alt sind, stehen nach Zöller hier Garten-, Gemüse- und Obstbau schon heute auf einer höheren Stufe als in nordaustralischen Ortschaften, die doch auf eine Existenz von ein oder zwei Jahrzehnten zurückblicken können. Dazu kommt, dass in Kaiser Wilhelms-Land alles unter der Aufsicht von Europäern geschaffen worden ist, während das nördliche Queensland, was es an Gärten und Plantagen besitzt, fast ausnahmslos fleissigen Chinesen zu verdanken hat. Eine genaue Grenze zwischen Ackerbau und Gartenbau kann im Tropenlande noch weniger leicht gezogen werden als bei uns. Bananen, Kokosnüsse, sowie die auf Neuguinea fast wie Unkraut gedeihenden und überall vorkommenden Papayen werden nicht bloss gleich unsern Aepfeln und Birnen als Früchte nur um ihres Wohlgeschmackes willen, sondern auch roh, als Gemüse, oder in irgend einer anderen Form zubereitet, als regelrechte Nahrung genossen. Früchte, welche bereits in grösseren Mengen aus den Gärten unseres Schutzgebietes hervorgehen, sind: Grenadillas (die köstliche Frucht einer Passionspflanze), Ananas, Mango-Pflaumen, Soursop, Melonen, Wassermelonen und amerikanische Nüsse. Orangen und kleine Limonen, deren Saft vielfach zur Fieberlimonade benutzt wird, sind angepflanzt, ohne jedoch schon Früchte zu tragen. An europäischen Gemüsen und Küchengewächsen sind etwa folgende zu erwähnen: Rothe Mohrrüben, weisse Rüben, Bohnen (tragen reichlich), Erbsen, Kürbisse (geben ein vortreffliches Gemüse), Tomaten (gedeihen wie Unkraut und fehlen, in dieser oder jener Weise zubereitet, fast bei keiner Mahlzeit), Kohl, Gurken (liefern überreichen Ertrag), Rettiche, Radieschen (kommen wie die Katzen und die Ziegen in jedem Klima vorwärts), Zwiebeln, Endiviensalat (gehört auch zu jeder regelrechten Neu-Guinea-Mahlzeit), Kopfsalat, Petersilie und spanischer Pfeffer. Ob Kartoffeln, deren Erträgnisse

bei ein paar kleineren Versuchen alle Erwartungen übertroffen haben, sich auch bei Massenanpflanzung bewähren würden, müsste erst noch erwiesen werden. Den Ackerbau und Gartenbau schädigende Thiere sind glücklicherweise bisher ziemlich selten. Es giebt weder eine Heuschreckenplage noch, da die grossen Wanderameisen fehlen, eine Ameisenplage; auch kennt man weder Sperlinge, noch diebische Affen, noch auch eine Raupenplage. Doch hat ein Erdwurm in den Tabaksaatbeeten in Hatzfeldthafen und *Sphinx Convolvuli* in Konstantinhafen einige Verheerungen angerichtet. In Butaueng haben auch bisweilen die wilden Schweine Schaden angestiftet. Wie in allen Tropenländern bereitet auch auf Neu-Guinea das unglaublich schnell aufspriessende Unkraut sehr viel Sorge und Arbeit. Das Abbrennen des auf gerodetem Land liegenden Buschwerks stösst bisweilen in der von Regengüssen überschwemmten Umgebung von Finschhafen aber höchstens selten an der Astrolabe-Bai und bei Hatzfeldthafen auf Schwierigkeiten. Unter den Erzeugnissen ist noch Massoirinde, die Rinde einer Lauracee, zu erwähnen, welche ein wohlriechendes Oel enthält, das in der Parfümerie und Seifenfabrikation verwendbar ist, und steht auch der Ausbeutung der Faserstoffe[1]) nichts im Wege. Eine „Ambé" genannte Pflanze, welche auf mehreren Inseln im Bismarck-Archipel in Menge wild wächst und von den Eingeborenen im Tauschhandel erworben werden kann, würde auf dem Markte etwa 25—30 *M* per Zentner bringen, doch ist die Produktion wegen des Fehlens maschineller Vorrichtungen zur Entfaserung eine schwierige. Wenn auch der Holzreichthum ein grosser ist, so verhindert die Entfernung von der Küste und das sparsame Vorkommen wirklich werthvoller Hölzer vorläufig noch die Ausbeutung.

Dagegen haben die Purdy-Inseln, welche zwischen der Küste von Kaiser Wilhelmland und der Gruppe der Admiralitätsinseln liegen, durch die auf ihnen entdeckten, wie es scheint, abbauwürdigen Lager von phosphorsaurem Kali, wie sie auf den korallinischen Inseln der Südsee öfter vorkommen, eine praktische Bedeutung erlangt. Sie sind unbewohnt und ragen nur wenige Fuss über dem Meeresspiegel empor. Zeitweise werden sie von den Bewohnern der Admiralitätsgruppe besucht, welche die auf ihnen befindlichen Kokospalmen Bestände ausbeuten. Eingegangene Proben erwiesen

[1]) Faserstoffe sind in unsern Kolonien in ungeheuren Mengen vorhanden: Produkte der Oelpalme, Hibiscus, Raphia, Salobast, Cuungebast, Ananasfaser, Sanseveria, Rinde des Zophaweines, Bananenfaser, Menekänehanf, Sibangefaser (aus einer Art Liane) u. s. w., werden aber jetzt nur als Nebenprodukte gewonnen.

die Brauchbarkeit des Phosphats, welcher auf 60—70 ℳ per Tonne geschätzt wurde, und bereits im vergangenen Herbst ist eine grössere Menge zur Versendung bereit gemacht, und nach dem Aufhören des N.-W.-Monsuns im April durch die „Esmeralda“ verladen und nach Deutschland gebracht worden.

Die Schwierigkeit der Arbeiterfrage scheint im Kleinen allmählich gelöst zu werden, da die Eingeborenen sich hier und dort zur Arbeit bequemen, obwohl eine regelmässige Thätigkeit von ihnen noch nicht erwartet werden kann. Aus Finschhafen wird als eine erfreuliche Thatsache gemeldet, dass im Februar wiederum 18 Burschen aus den Nachbardörfern als Arbeiter für auswärts sich verpflichtet haben. Der Landeshauptmann sah darin ein Zeichen grossen Zutrauens und eines Umschwungs der bisherigen Ansichten der eingeborenen Bevölkerung über regelmässige Arbeit. Da die meisten Malayen, deren Vertragszeit abgelaufen war, nach Java zurückbefördert waren, bestand das Arbeitermaterial der Neu-Guinea-Kompagnie jetzt vornehmlich aus vom Bismarck- und Salomo-Archipel herübergebrachten Leuten, die sich gut bewähren. Die Station im Bismarck-Archipel ist als die nächstliegende und beste Bezugsquelle für die Anwerbung und Anleitung von Eingeborenen ihres Bereichs besonders ausgerüstet und unter die Leitung eines mit dem Geschäft vertrauten Mannes gestellt worden. Als Arbeiter dürfen Eingeborene des deutschen Schutzgebiets bekanntlich bloss nach deutschen Kolonien oder nach Samoa und bloss unter Aufsicht der Regierung weggeführt werden. Privaten Ansiedlern würde die Kompagnie die benöthigte Anzahl von Arbeitern überweisen. Die Vertragszeit, für welche die Miokesen angeworben werden, ist verschieden und schwankt zwischen einem Jahr und drei Jahren. Je kürzer die Vertragszeit, desto theurer stellt sich natürlich die Arbeit der Angeworbenen, da ja die Anwerbungs- und Verschiffungskosten sich gleich bleiben. Die Miokesen und die andern Kompagniearbeiter können ein Drittel ihres Lohnes, der zwischen 4 und 10 ℳ monatlich beträgt, während der Dienstzeit erheben, aber den Rest erhalten sie erst nach Ablauf der Vertragszeit, weil sie sonst bloss mit Unlust weiterarbeiten würden. Als Bezahlung dürfen sie sich aussuchen, was sie wollen und können auch Geld verlangen. Gewöhnlich fällt ihre Wahl auf Aexte, Messer, Hobeleisen, Lavalavas (Hüftentücher), Taschentücher, Kleider, Hüte, Pfeifen, Tabak und — Regenschirme, welch letztere besonders beliebt sind oder wenigstens eine Zeitlang besonders beliebt waren. Vielleicht würden die Miokesen dauernd im Lande bleiben, falls man

ihnen die Möglichkeit verschaffte, Weiber zu nehmen und Familien zu gründen. Ehen mit Neu-Guinea-Weibern sind ausgeschlossen. Die Arbeit, die den Leuten von 6 bis $^{1}/_{2}$12 Uhr Morgens und von 2 bis $^{1}/_{2}$6 Uhr Abends zugemuthet wird, ist nicht übermässig schwer, und da sie plenty kei-kei (tüchtig zu essen) haben, führen sie nach ihren Begriffen ein ganz vergnügtes Dasein. Dabei stellen sie unter guter Aufsicht ein ebenso tüchtiges und brauchbares als billiges Arbeitermaterial dar, das nach Ansicht der Kompagnie bei einiger Umsicht in jeder beliebigen Menge beschafft werden kann. Chinesen oder indische Kulis einzuführen hält die Kompagnie, solange nicht genügende Gründe dafür vorliegen, für unthunlich; sollten aber besondere Gründe dies nothwendig machen, so sind auch dafür gewisse einleitende Schritte geschehen. Will die Kompagnie Kultivation im grossen Maassstabe betreiben, so muss sie aber bei der geringfügigen Zahl der Urbewohner jedenfalls darauf bedacht sein, hier eine Rasse einzuführen, welche sich ansiedelt und Konsumenten und Produzenten bildet.

Es ist ja bekannt, dass in einigen Ländern, und unter gewissen Umständen der chinesische Einwanderer zur Last werden kann, und Fälle existiren, die von seiner vollständigen Ausartung zeugen, und doch ist der Chinese als das Kolonisations-Material par excellence zu betrachten. Immerhin wird man den jüngsten Maassnahmen Australiens und Amerikas in Betreff der Chinesen-Einwanderung ihre Berechtigung zugestehen müssen, weil in allen Ländern, wo der Kaukasier selbst als Arbeiter zu verwenden ist, der Chinese unwillkommen und mehr oder minder auch überflüssig sein wird. In tropischen Ländern jedoch kann dem Europäer als Arbeiter Niemand nützlicher sein als der Chinese. Die bedeutende Opposition, welche Anfangs das Gesetz wegen Ausschliessung der Chinesen aus den Vereinigten Staaten fand, spricht schon deutlich dafür, wie hoch dieselben als Arbeiter zu schätzen sind. Gleiches lehrt, von Amerika ganz abgesehen, auch ein Blick auf den ostindischen Archipel, wo der chinesische Kolonist den Eingeborenen vollständig aus dem Felde geschlagen hat. Die Kolonisirung Borneo's wäre z. B. ohne chinesische Arbeiter wohl schwer ausführbar. Die Auswanderungslust, welche die „gelbe“ Rasse seit einer Reihe von Jahren ergriffen hat, ist ungeachtet der Einschränkungen, die ihnen zwei Welttheile auferlegt haben, nicht im geringsten gedämpft worden. Aehnlich dem Angelsachsen gründet der Chinese überall Ansiedlungen, und heute giebt es kein einziges fremdes Land zwischen Sibirien und

Malacca, in welchem sie nicht in bedeutender Anzahl gefunden werden können. Chinesische Einwanderer haben sich sogar in Kleinasien und in Baku niedergelassen. Die Einführung von Chinesen in unsere Kolonien in der Südsee, vielleicht auch hier und dort in Afrika, würde uns von dem Südsee-Insulaner wie von dem Neger als Arbeiter unabhängig machen. Viele Gründe sprechen für diese Ansicht. So ist z. B. der Chinese von Natur genügsam, arbeitsam und kindlich frohen Gemüths — eine Eigenschaft, die sich namentlich in der Arbeiterklasse und bei den Bauern kund giebt und erheblich dazu beiträgt, einen Menschen zum guten Arbeiter zu machen. Ferner ist ihm die Neigung zum Handel angeboren; obgleich physisch nicht so ausgebildet als der Neger, besitzt er doch grosse Fähigkeit, schwere Arbeiten zu verrichten, ausserdem ganz ausserordentliche Ausdauer — ein Zusammentreffen von Eigenschaften, das ihn in den Stand setzt, sowohl die angreifendsten Arbeiten unter den Tropen wie in der gemässigten und sogar kalten Zone zu verrichten. Was wäre Kalifornien, einer der reichsten Staaten der Union, heutzutage, ohne den chinesischen Arbeiter? War es nicht der bezopfte Arbeiter, welcher daselbst zuerst den Landbau in grossem Maassstabe möglich machte? Die niedrigen Löhne, die der Chinese bereitwillig annahm, machten es allein möglich, viele Industrien ins Leben zu rufen, welche ohne seine Hilfe gar nicht hätten aufkommen können. Kein Europäer hätte daran gedacht, sich als Diener zu verdingen, wenn sich ihm in den Goldfeldern ebenso guter Erwerb darbot wie seinem Herrn. Dass China Hunderttausende von Menschen — wir meinen tüchtige Arbeiter — entbehren kann, unterliegt keinem Zweifel, und ist wohl anzunehmen, dass Tausende von geschulten Arbeitern, die sich durch das Einwanderungsverbot in Amerika und Australien auf ihre Heimath beschränkt sehen, bereit sein würden, nach der Südsee oder einer deutschen Kolonie in Afrika, wo sie unter dem Schutze eines mit China befreundeten Landes ständen, auszuwandern. Anstatt des geistig nur wenig beanlagten, unregelmässig arbeitenden, streitsüchtigen und dem Trunk ergebenen Negers, hätte dann der deutsche Plantagenbesitzer mit einem intelligenten, musterhaft nüchternen, friedlichen und arbeitsamen Volke zu thun — einer Rasse, die, trotz ihrer alten Kultur demüthig, zufrieden und untergeben ist. Aus diesen Gründen glauben wir, dass es sich wohl der Mühe lohnen würde, den Versuch zu machen, die Einwanderung von Chinesen nach der einen oder anderen unserer Kolonien zu begünstigen, denn überall, wo der Sohn des Reichs der Mitte sich

bisher ausserhalb der Grenzen seiner Heimath niedergelassen hat, ist dem Lande recht beträchtlicher Nutzen daraus erwachsen. Allerdings wäre zum Zwecke einer fortdauernden Kolonisation nothwendig, dass auch chinesische Frauen nach Neu-Guinea geführt würden. Ob die Malayen sich für dauermde Niederlassungen eignen werden, steht noch in Frage. Solange sie in ihrem Heimathlande ein gutes Fortkommen haben, werden sie sich schwerlich zur Massenauswanderung, welche natürlich auch für die Kompagnie mit grossen Kosten verknüpft wäre, bequemen. Aber das Geld für diesen Zweck darf durchaus nicht gescheut werden, der von Anfang an viel wichtiger gewesen ist als die Ausbildung einer Administration, welche wenig zu verwalten hat.

Die Einwanderung Deutscher aus Australien hat sich nicht in Fluss bringen lassen. Die Gründe, welche zusammen wirkten, den Deutschen in Australien die Auswanderung nach Neu-Guinea zu verleiden, sind nicht recht durchsichtig. Australische Zeitungen behaupten, das bureaukratische Reglement und die Preise der Ländereien hätten von der Ansiedlung abgeschreckt, aber es ist nicht wohl anzunehmen, dass sich unter den vielen Tausenden von Deutschen nicht trotzdem tüchtige Deutsche befunden haben sollten, die nach dorthin überzusiedeln geneigt gewesen wären. Petermann's Mittheilungen veröffentlichten bereits im Jahre 1869 ein längeres Schreiben eines deutschen Kaufmanns aus Brisbane, in welchem derselbe mittheilt, dass er in mehreren Berichten an das Handelsministerium in Berlin die Besitznahme Neu-Guineas, Neu-Britanniens und der anderen grossen Inseln des Papuanischen Archipels von Seiten Preussens angeregt habe. Unter den Motiven figurirt als erster Punkt, „die Nähe der kolonisirten Theile Australiens, was sicherlich Tausende der 76 000 hier zerstreuten Deutschen veranlassen würde, dorthin sofort überzusiedeln, sobald da eine deutsche Kolonie gegründet würde.“ Und welche Enttäuschung heute nach zwanzig Jahren!

Auf dem Bismarck-Archipel hat die Neu-Guinea-Kompagnie ebenfalls die Verwaltung in Händen, während die Firma Robertson & Hernsheim, die deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südsee und die amerikanische Firma Farrel & Co. dort Handel treiben. Einige Dutzend europäischer Traders, führen dort ein häufig einsames, arbeitsreiches und entbehrungsvolles Leben, wenn sie nicht gerade auf Matupi oder Mioko stationirt sind, wo die Häuser mit tropischem Komfort ausgestattet sind, und besonders das

Haus des Stationschefs Herrn Hernsheim sich durch entzückende Lage ausgezeichnet Dr. Schellong[1]) schreibt darüber:

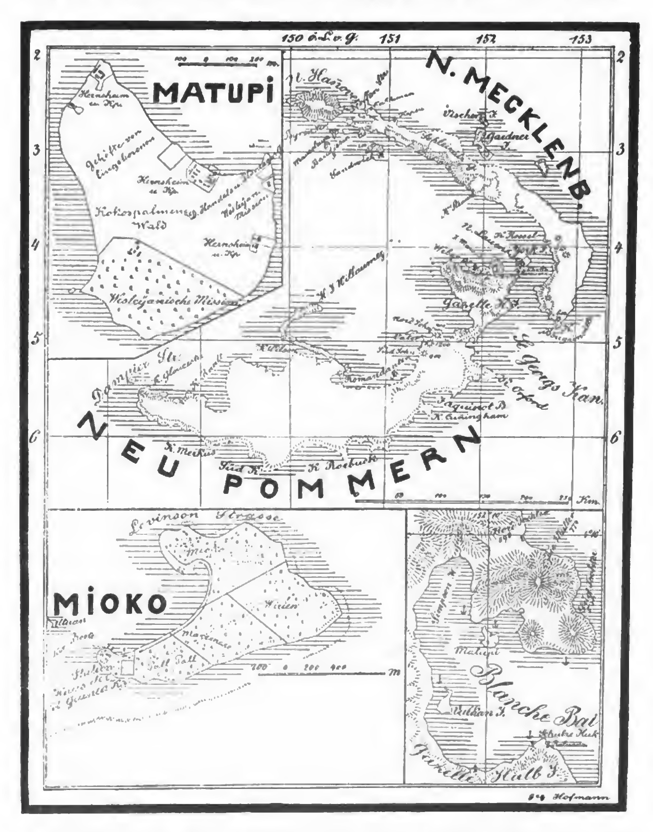
„Die älteste Koprastation der Firma Hernsheim befindet sich auf der Insel Nusa; hier wohnen verhältnissmässig angenehm in einem einfachen, aber luftigen und auch ganz behaglich eingerichteten Häuschen die Gebrüder Boolsen, deren Existenz glänzend zu nennen ist gegenüber den Inhabern der vielen kleineren Handelsstationen, welche aus nichts weiter bestehen als aus einer Bude zum Schutze gegen die Unbilden der Witterung und einem kleinen Schuppen aus Wellblech zur Aufbewahrung der Kopra. Es erscheint fast unbegreiflich, wie sich ein Europäer überhaupt zu dem so trübseligen Geschäfte eines Traders verstehen kann, und man ist deshalb um so erstaunter, zu finden, dass sich hinter diesen abgehärmten Zügen oftmals Intelligenz und gute Bildung verbergen. Solche Menschen setzen das Leben und jede Behaglichkeit des Lebens ein für einen vergleichsweise geringen materiellen Gewinn. Man erzählte mir, dass die sieben Hernsheim'schen Koprahändler zusammen 150 Tons Kopra im Jahre gemacht hätten; da ihnen die Firma per Tonne 4 Lio zu zahlen pflegt, so würde sich danach der Gesammtverdienst dieser Händler auf 600 Lio, der Verdienst des Einzelnen auf nur 86 Lio = etwa 1760 Mark belaufen haben, wovon noch die Auslagen für die zum Einkauf der Kopra erforderlichen Tauschwaaren mit wenigstens 500 Mark in Abzug zu bringen sind. Rechnet man dann noch die Ausgaben für den wenn auch noch so dürftigen Lebensunterhalt ab, so ergiebt sich schliesslich als Gewinn eine Summe, die in gar keinem Verhältniss steht zu dem ausserordentlichen persönlichen Risiko dieser Leute an Gesundheit und Leben." Welche Aufregung unter diesen Verhältnissen ein irgend wie hervorragender Besuch hervorruft, ist leicht zu begreifen. Im Jahre 1888 besuchte der Landgraf von Hessen, welcher später auf der Reise im Indischen Ozean, wahrscheinlich in einem Anfalle von geistiger Gestörtheit, in der Nacht über Bord sprang und ertrank, das Kaiser Wilhelms-Land und den Bismarck-Archipel, hielt sich auch in Matupi auf, und unternahm eine Tour auf den 700 m hohen Vulkan „Mutter" und den Varzinberg.

Die Kompagnie hatte ausser dem Dampfer „Samoa" zwei weitere Dampfschiffe und drei Segelschiffe im Besitz, von welchen letzteren

---

[1]) Der Bismarck-Archipel und seine weissen und schwarzen Bewohner. Allgemeine Zeitung No. 14, Jahrgang 1889.

das eine als Hulk in Finschhafen liegt und als Magazin gebraucht wird. Die Ausgaben für die Schifffahrt haben die Kompagnie in einer gewaltigen Höhe belastet, da annähernd zwei Millionen seit der Erwerbung des Gebietes dafür ausgegeben sind. Diese Ausgabe



war nothwendig, weil zwischen dem Schutzgebiete und einem mit Europa in Verkehr stehenden Hafen keine Schiffsverbindung sonst besteht und Cooktown, der nächste australische Hafen, keinen

direkten Verkehr mit einem deutschen Hafen hatte. Statt der bisherigen Verbindung mit Cooktown-Queensland durch die Britisch-India-Line ist jetzt ein Anschluss an die Dampfer der Gesellschaft Nederland derart geschaffen, dass die Dampfer der Kompagnie in sechswöchigem Turnus die niederländischen Schiffe in Soerabaya-Java treffen. Dieses Abkommen geniesst in Betracht der Frachten nicht unerhebliche Vortheile gegen die bisherige Verbindung und eröffnet vor allem die Aussicht, dass die Unregelmässigkeiten der Beförderung, über welche sowohl in London als in Cooktown zu klagen war, und die Verzögerungen und Plackereien, welchen die Abfertigung der Güter bei den englischen Zollbehörden häufig ausgesetzt war, in Zukunft nicht mehr eintreten werden. Der Verkehr zwischen dem Schutzgebiet und Soerabaya, sowie zwischen den Stationen soll mittelst zweier Dampfer bestritten werden, nachdem die „Samoa“ ausrangirt ist. Am besten würde es sein, wenn das Reich hier helfend einspringt und eine direkte Dampferlinie zwischen Deutschland und Kaiser Wilhelms-Land schafft. Billiger Weise sollten die Kosten der Schiffsverbindung, soweit sie über das Schutzgebiet hinausgreifen, der Kompagnie nicht zur Last fallen. Sie hat ihr Möglichstes gethan, wenn sie eine gute Verbindung zwischen den einzelnen Stationen ihres Gebietes unterhielt.

Die Erforschung des Gebietes hat nur wenig Fortschritte zu verzeichnen. In das Jahr 1888 fällt noch die im ersten Bande des Jahrbuchs bereits erwähnte Expedition des Dr. Zöller und Hellwig nach dem Finisterre-Gebirge, deren höchste Spitzen, die auf den englischen Seekarten als Mount Gladstone oder Mount Disraeli bezeichnet werden, jedoch nicht erreicht wurden. Die Expedition ging von Konstantinhafen aus und folgte dem Lauf des Kabenau-Flusses. Die Eingeborenen waren, je weiter man sich von der Küste entfernte, desto scheuer. Der höchste Punkt war 2330 m hoch und gewährte eine prachtvolle klare Aussicht in das Innere des Landes. In weiter Ferne, im Süden, 40—50 km weit, erblickte man ein von OSO. nach WNW. streichendes hohes Gebirge. Im SW. zeigte sich ebenfalls ein noch höherer gewaltiger Gebirgszug, der sich nach NW. noch weiter als man sehen konnte, fortsetzte, das Bismarck-Gebirge. Das Gestein des höchsten erreichten Theiles des Gebirges schien ein Andesit mit gut entwickelten zahlreichen Augitkrystallen zu sein. Der leider im Laufe dieses Jahres am Klimafieber verstorbene Botaniker Dr. Hellwig hat im Dezember 1888 und im Januar 1889 zwei Forschungszüge in der Umgebung von Finschhafen gemacht und darüber eingehende Berichte in den „Nachrichten

über Kaiser Wilhelmsland“ erstattet. Der Hauptzweck der Expedition am 17. Dezember war bei Gelegenheit eines aussergewöhnlich grossartigen Festes, eines Schweineschlachtens, in Tiggeddu, nördlich von Finschhafen, zu welchem die Angehörigen weit entfernt liegender und wilder Stämme zusammenkommen sollten, mit diesen noch wenig oder gar nicht mit Weissen in Berührung gekommenen Völkerschaften in Berührung zu treten. Im Januar besuchte er den nordwestlich von Finschhafen gelegenen Sattelberge. Der Landeshauptmann Kraetke hat im November v. J. die Salomo-Inseln besucht und dabei die Strasse, welche Buka von Bougainville trennt, genauer erforscht. Die Inseln sind stark bebaut, fruchtbar und die Einwohner waren nicht unfreundlich. Auf den Shortland-Inseln wurde der deutsch-freundliche König Gorai besucht und beschenkt.

In der Stellung der Neu-Guinea-Kompagnie ist insofern eine Aenderung eingetreten, als der § 1 des Statuts folgende neue Fassung erhalten hat:

(Der Zweck der Neu-Guinea-Kompagnie ist)

1. Die ihr durch den kaiserlichen Schutzbrief unter der Oberhoheit Seiner Majestät übertragenen Rechte der Landeshoheit auszuüben, soweit diese Ausübung nicht von Beamten des Reiches kraft besonderer Vereinbarung gänzlich oder theilweise übernommen wird und die dazu erforderlichen staatlichen Einrichtungen zu treffen und zu erhalten.
2. Die Direktion ist befugt, auf jeden beitragpflichtigen Antheil Beiträge zu dem in § 9 des Statuts bezeichneten Zwecke über den Betrag von je 5000 Mark hinaus bis zur Höhe von je 1500 Mark unter den in § 10 des Statuts angegebenen Modalitäten einzufordern.

Diese von einer am 30. April stattgehabten Generalversammlung angenommene Statutenänderung hat durch Allerhöchsten Erlass vom 17. Mai die Genehmigung des Kaisers erhalten. Sie war nöthig geworden, um die Direktion zum Abschluss eines Uebereinkommens mit dem Auswärtigen Amt in den Stand zu setzen, durch welches die staatliche Verwaltung des Schutzgebietes auf Beamte des Reiches übertragen werden soll, und welches die Direktion für zweckmässig erachtet, um die Erreichung der praktischen Ziele des Unternehmens zu sichern. Denn die Kompagnie fand es sehr schwierig, tüchtige Leute reiferen Alters, zumal sie dieselben nur aus den höheren deutschen Beamtenkreisen nehmen wollte, für ihre oberen

Stellungen zu finden. Die passenden Beamten befinden sich in der Regel in gesicherten Lebenslagen und haben keine Neigung, ohne zwingenden Grund ihre Stellung im Reichs- oder Staatsdienst aufzugeben; die Beamten aber, welche nur eine kurze Zeit draussen bleiben wollen, können naturgemäss sich nicht die nöthigen Kenntnisse erwerben. Das am 23. Mai vollzogene Uebereinkommen mit der Regierung bestimmt, dass die (staatliche) Landesverwaltung einschliesslich der Rechtspflege und der Einziehung der auf der Landeshoheit beruhenden Steuern und Zölle u. s. w. durch einen kaiserlichen Kommissar, welchem ein Kanzler und ein Sekretär zur Seite stehen, und durch eine Anzahl lokaler Beamter geführt werden, und dass die Uebernahme spätestens am 1. Oktober 1889 geschehen sollte. Die Neu-Guinea-Kompagnie trägt die Kosten der Besoldung der Beamten und hat ausserdem gewisse Leistungen in Bezug auf Unterbringung derselben und Gestellung von Beförderungsmitteln zu übernehmen. Die Ausgaben und Einnahmen werden jährlich durch Etat festgestellt; nothwendige Mehrausgaben werden von der Kompagnie gedeckt, wogegen Ueberschüsse der Einnahmen aus der Landesverwaltung ihr zufliessen. Das ausschliessliche Recht der Kompagnie auf Grund und Boden in dem durch die Kaiserlichen Schutzbriefe bestimmten Umfange bleibt ihr neben den durch die bisherige Gesetzgebung ihr gesicherten gewerblichen Privilegien gewahrt. Neue Gesetze und Verordnungen, welche die Verwaltung der Schutzgebiete betreffen, dürfen nur nach Anhörung der Neu-Guinea-Kompagnie eingeführt werden. Das Abkommen ist Seitens der Kompagnie nach zwei Jahren kündbar und tritt im Fall der Kündigung ein Jahr nach dem Kündigungstage ausser Kraft. Das Auswärtige Amt kann davon zurücktreten, wenn politische Gründe die Aufhebung erforderlich machen, oder wenn die Kompagnie die ihr dadurch auferlegten Verpflichtungen nicht erfüllt. Der erste Reichskommissar, welcher die Stellung des ausgeschiedenen Landeshauptmann Kraetke einnimmt, ist der bislang bei dem Kgl. Ober-Landeskultur-Gericht beschäftigte Regierungsrath Rose. Jedenfalls ist es nur anzuerkennen, dass das Auswärtige Amt durch die Wahl eines Beamten aus der landwirthschaftlichen Verwaltung Fürsorge getroffen hat, dass der staatliche Leiter des Schutzgebietes vermöge seiner Vorbildung auch dessen landwirthschaftliche Ausnutzung zu fördern vermag. Die der Kompagnie verbleibende Verwaltung und ihre rechtliche Vertretung im Schutzgebiete wurde einem oberen Beamten, welcher den Titel eines Generaldirektors führt, übertragen. Für diese Stellung wurde der

bisherige Bureauchef der Direktion in Berlin, Hans Arnold, ausersehen, welcher sich via Soerabaya, wo er den Plantagenbau studiren wollte, nach dem Schutzgebiet begeben hat. Die Kanzlerstelle erhielt der bisherige Richter der Schutzgebiete, Assessor Schmiele.

Die Neu-Guinea-Kompagnie hatte, was wir zur Erklärung der Statutenänderung unter II hier anführen, auf jeden der 811 ausgegebenen Antheile 4 750 ℳ, im Ganzen 3 852 250 ℳ eingefordert und hatte in diesem Frühjahr, da die Mitglieder nach dem Statut bis zur Höhe von je 5 000 ℳ beitragspflichtiger Antheile unbedingt verpflichtet sind, im Ganzen noch 202 750 ℳ einzuziehen. Die Direktion hat nun, da dieses Geld für die Fortführung des Unternehmens nicht ausreichte, beschlossen, um in der nächsten Zeit Einnahmen und Ausgaben ins Gleichgewicht zu bringen, 1 500 ℳ auf jeden ersten Antheil einzuziehen.

Aus den bisherigen Erfahrungen ist zu entnehmen, dass eine Nutzbarmachung des Landes durch Verkauf oder Verpachtung an kleinere Ansiedler, obwohl die Niederlassung von Europäern zum Zwecke der Bodenkultur, zumal in den höher über dem Meere gelegenen Gebieten, keineswegs ausgeschlossen ist, doch langsam von Statten gehen wird. Die australischen Einwanderer, auf welche früher ein Auge geworfen war, haben es abgelehnt, unter den von der Kompagnie gestellten Bedingungen sich anzusiedeln und seitdem die Dampfer der Kompagnie Cooktown nicht mehr anlaufen, besteht auch keine Verbindung mehr zwischen den beiden Ländern. Was aber die Einwanderung Deutscher anbetrifft, so ist die Verbindung mit dem Mutterlande zur Zeit noch zu kostspielig und umständlich, ist die Möglichkeit des Gedeihens noch zu wenig bewiesen, als dass aus Deutschland eine grössere Auswanderung nach dem Schutzgebiet gelenkt werden könnte. Diese Mängel der Verbindung halten auch zur Zeit noch grössere heimische Kapitalkräfte zurück, in ausgedehntem Grunderwerb im Schutzgebiet Anlage zu suchen; dieselben wenden sich lieber nach Borneo, obwohl dort schon viel Geld verloren ist, oder nach Sumatra, wo eine regelmässige und relativ billige Verbindung ihnen gesichert ist. Zudem ist das Kapital vorsichtig und zieht vor, sich erst dann zu engagiren, wenn thatsächliche Beweise eine genügende Rentabilität verheissen.

Die Marschall-Inseln.

Es ist seltsam dass, obwohl die Literatur über die Marschall-Inseln bereits einen ansehnlichen Umfang hat — von den alten Schiffslisten der spanischen Entdecker bis auf die Schilderungen von Chamisso, Kotzebue, später Meinecke, Kubary, Hernsheim, Hager u. s. w., und die Mappirung im Grossen und Ganzen durchgeführt ist (siehe Karte im Jahrgang 1888 des Kol. Jahrbuches) — in der neuesten Zeitung verhältnissmässig wenig aus diesem kleinsten unserer Schutzgebiete verlautete. Bekanntlich hat die Jaluit-Gesellschaft die Verwaltung der Inseln übernommen; sie bezahlt den kaiserlichen Kommissar, wie es auch neuerdings die Neu-Guinea-Kompagnie gethan hat, und macht allem Anschein nach gute Geschäfte. Das Hauptprodukt der Inseln ist Kopra (jährlich 500000 kg) aber es werden noch einige Nebenprodukte gewonnen, deren Ertrag einer Steigerung fähig ist, obwohl die Arbeiterfrage Schwierigkeiten bereitet und der Korallen-Boden der Inseln intensive Kultur nicht zulässt.

Die Aufgaben, welche den Kommissar, Dr. Sonnenschein, bei seiner Ankunft auf der Inselgruppe erwarteten, waren mannigfache. Es wurden Hafenvorschriften eingeführt, ein Verbot des Handels mit Waffen und Schnaps erlassen, um die Eingeborenen zu erhalten, die deutsche Reichswährung eingeführt, nachdem vorher hauptsächlich chilenische und peruanische Geldmünzen im Kurs gewesen waren und dann eine Regelung der Steuerfrage versucht. Es wurden Gewerbesteuern eingeführt, nach denen jede Firma, die ein Geschäft im Gebiet der Marschall-Inseln hat, nach ihrem Jahreseinkommen besteuert wurde, welche von 6000 Mark bis auf 3000 Mark heruntergingen. Jeder männliche Bewohner des Schutzgebietes über 20 Jahre, welcher nicht als Eingeborener zu betrachten ist, hat jährlich 20 Mark Steuern zu zahlen, jeder herumziehende Händler für die einzelnen Ineln, die er besucht, je nach ihrer Einwohnerzahl 40—200 Mark jährlich u. s. w. Eine sehr wichtige Verordnung betraf das Kreditgeben, weil dadurch die Befreiung der Eingeborenen aus den drückenden Schuldverhältnissen besonders gegenüber den Amerikanern herbeigeführt wurde. Vor Einrichtung der deutschen Verwaltung bestand auf den Marschall-Inseln die Praxis, dass die fremden Kaufleute die mit ihnen in Geschäftsverbindung stehenden Häuptlinge andauernd in einem Schuld-

verhältnisse erhielten, um gegen dieselben jederzeit einen Zwang zur Bereitung von Kopra ausüben zu können, welcher zur Tilgung der Schuld abgeliefert werden musste. Es hatte sich dabei ein Verhältniss entwickelt, wonach jeder Kaufmann sich gewisse Häuptlinge hielt, welche ihm allein Kopra verkaufen durften. Um hierin eine Aenderung herbeizuführen, wurde Anfang 1887 durch den kaiserlichen Kommissar für die Marschall-Inseln eine Verordnung erlassen, wonach es verboten war, ohne Genehmigung des Kommissars Eingeborenen Kredit über 50 Dollars hinaus zu geben, und wonach gleichzeitig die Anmeldung aller bisherigen Schuldforderungen vorgeschrieben war. Da die dortigen Firmen und Händler sich hierdurch nicht abhalten liessen, weiteren Kredit zu gewähren, so wurde im September 1887 eine neue, jedes Kreditgeben verbietende und unter Strafe stellende Verordnung verkündet. Dieses Verbot hat im Allgemeinen den beabsichtigten Erfolg gehabt. Anfangs wurde zwar noch wiederholt unternommen, unter allerlei Verschleierungen Eingeborenen Kredit zu geben, um sie in der gewohnten Abhängigkeit zu erhalten und sich Kopralieferungen für längere Zeit im Voraus zu sichern. Diese durch die Konkurrenten bald zur Kenntniss des Kommissars gebrachten Versuche wurden jedoch, nachdem einige solcher in Umgehung der Verordnung abgeschlossener Geschäfte rückgängig gemacht und im Wiederholungsfalle Bestrafung angedroht worden war, nicht mehr erneuert. Es sind später nur in vereinzelten Fällen Händler wegen Kreditgewährens in geringem Umfange zur Bestrafung gelangt. Hand in Hand mit der Verhinderung neuer Verschuldungen wurde versucht, auf eine möglichst beschleunigte Tilgung der bestehenden Schulden hinzuwirken. Das erzielte Ergebniss darf als nicht ungünstig bezeichnet werden, da die im Jahre 1887 angemeldete Schuldenlast von etwa 70 000 Mark sich auf ungefähr ein Drittel vermindert hat. Die Tilgung ist fast völlig durch Zahlung beziehungsweise durch Lieferung von Kopra zu vorher bestimmten Preisen und nur zu ganz geringem Theil durch Erlass bewirkt. Falls nicht unerwartete Umstände eintreten, darf eine Tilgung der Eingeborenen-Schulden in Jahresfrist erwartet werden. Dies Ergebniss wird nicht allein den bisherigen Schuldnern, sondern ganz besonders auch dem Handel auf den Marschall-Inseln zu Gute kommen, da die Erfahrung lehrt, dass die Kopraproduktion der Eingeborenen, welche einen Entgelt für ihre Arbeit erhalten, eine unverhältnissmässig grössere ist, als derjenigen, welche unwillig den grössten Theil ihres Erwerbs in der Bezahlung der Schulden ihrer

Häuptlinge aufgehen sehen. Es würde sich empfehlen, dies innerhalb des deutschen Schutzgebietes gegebene Beispiel, die ökonomische Lage der Eingeborenen auf administrativem Wege zu verbessern, auch in anderen Theilen der Südsee nachzuahmen. Ueber den Erlass dieser Verbote sind die Amerikaner und Engländer sehr empört, welche bei diesem System eine ganze Anzahl von Inseln „gepachtet" hatten und nun ihre Beute wieder fahren lassen müssen. Im Laufe des Berichtsjahres sind auch Vorbereitungen zur Einrichtung eines Schwurgerichts und Gerichtes letzter Instanz getroffen.

Im Jahre 1888 machte der Kaiserliche Kommissar eine Reise durch die Marschall-Inseln, um die Verordnungen in Kraft zu setzen, einige Eingeborenen wegen ihrer Unthaten gegen Weisse zu strafen, und berührte dabei auch Pleasant Island (Nauru), die südlichste Insel der Gruppe (0° 27′ s. Br. und 166° 51′ ö. L.), wo er am 2. Oktober die deutsche Kriegsflagge hissen liess und die Insel faktisch unter deutschen Schutz stellte. Wir verdanken ihm einen interessanten Bericht über diese Insel, welche einige landschaftlich schöne Punkte enthält, was bei den flachen Marschall-Inseln selten ist, und üppig bewachsen ist. Die Pflanzenwelt wird aber durch die aussergewöhnlichen Schwankungen der atmosphärischen Niederschläge in Mitleidenschaft gezogen, da einem Jahre, in welchem es ungewöhnlich häufig regnet, zwei, drei Jahre zu folgen pflegen, die so gut wie jeden feuchten Niederschlags entbehren und verderbliche Dürre im Gefolge haben. Die Folge davon ist, dass die Insel, welche in guten Jahren doppelt so viel Kopra als die beste der Marschall-Inseln produzirt, in dürren nicht nur für den Handel nichts hervorbringt, sondern dass auch die Eingeborenen, trotzdem dieselben verständiger Weise Vorräthe aufsparen, in arge Hungersnoth versetzt werden. Die Eingeborenen sind ein kräftig und schlank gebauter Menschenschlag, der sich noch in den alten, malerischen, kurzen Grasröckchen kleidet, und neben Fischen und anderem Gethier, sowie der Frucht des Pandanusbaumes, sich vor allem von den Produkten der Kokospalme nährte. Leider liefert ihnen die angezapfte Palme den sogenannten Palmwein, welcher zwar im Beginn der Gährung jungem Moste sehr ähnlich schmeckt und als Nahrungsmittel verwendet wird, aber nach längerem Stehen die Gabe besitzt, arg zu berauschen. Es taumelt täglich ein grosser Theil der Eingeborenen beiderlei Geschlechts betrunken umher und die Folge davon ist ein fortgesetzter Kriegszustand unter den Eingeborenen. Die geringe Bewohnerzahl (900 bis 1000) zer-

splittert sich in 12 Stämme, von denen mehrere mit einander verbunden sind, so dass etwa 6 Parteien angenommen werden dürfen, welche sich jedoch stets wechselnd kombiniren und zeitweise anscheinend einen Kampf Aller gegen Alle führen, bei dem dann weder Geschlecht noch Alter, noch auch die Kokospalmen geschont werden, welche der blinden Zerstörungswuth der überlegenen Partei zum Opfer fallen. Die meisten Ansiedler sahen sich genöthigt, um sich vor den zufällig durch ihr Haus fahrenden Kugeln zu sichern, die Wände doppelt zu machen und die Zwischenräume mit Steinen auszufüllen. Die Eingeborenen haben hinter jeder Ortschaft ein sinnreiches Befestigungssystem in der Weise konstruirt, dass sie über weite Strecken die Kokosnussbäume mit einem Gewirr von Drähten verbanden, an welchen Konservebüchsen befestigt waren, um durch ihr Geklapper beim Nahen eines nächtlichen Feindes die Wachsamkeit der zahlreichen Hunde zu unterstützen. Neben dem Genuss des sauren Toddy's war eine Hauptursache für die fortwährenden Kämpfe die massenhafte Einfuhr von Feuerwaffen gewesen. Die Kriegsschiffe, welche die Inseln in den letzten Jahren angelaufen waren, hatten sich auf Friedensermahnungen beschränkt, was aber ebensowenig den Krieg aus der Welt zu schaffen vermochte, als die von der englischen und deutschen Regierung erlassenen Verbote der Waffeneinfuhr, solange eine dauernde Kontrolle an Ort und Stelle nicht bestanden. Die Expedition war vorher auf den Gilbert-Inseln gewesen, um dort einige Strafen gegen Eingeborene zu vollziehen und die Waffen zu konfisziren; sie setzte hier ihre entwaffnende Thätigkeit fort. Die Häuptlinge oder Führer der Parteien wurden eingesperrt, bis sie sich bequemten, sämmtliche Schusswaffen abzuliefern. Das Resultat davon war: 765 Gewehre, darunter 274 gute Hinterlader und von diesen wieder 163 Repetirgewehre, ferner 109 Pistolen und 1 Revolver, was einen Begriff von der Waffenfülle auf einer Insel haben mag, die nach ihrer Bevölkerungszahl kaum 300 erwachsene Männer besitzen kann. Heute befinden sich zehn weisse Händler auf der Insel, welche dort ein ziemlich entbehrungsreiches, hartes Dasein, welches das Schicksal aller kleinen Traders, ist.

Auf dieser Reise des „Eber“ wurden auch der durch den Aufenthalt des russischen Kriegsschiffes „Rurick“, welches v. Kotzebue zum Kapitän und den Dichter Chamisso als Naturforscher an Bord hatte, bekannt gewordene Atoll von Wotje oder Otdia (Romanzoff-Inseln) besucht. Eine Nachmessung der früheren Lothungen ergab das Resultat, dass an einigen Stellen der Boden

der Lagune seit jenen im Jahre 1817 erfolgte Lothungen sich um ca. 9 m, also in 8 Jahren um ca. einen Meter gehoben hatte.

Da dem Kommissar Mittheilung von dem Vorhandensein alter Leute auf der Insel, welche sich der Anwesenheit des „Rurick“ noch erinnerten, geworden war, erkundigte er sich nach solchen, und ihm wurde ein sehr alter Mann vorgeführt, der auf Befragen durch Vermittelung eines Dolmetschers Folgendes erklärte:

„Ich bin der einzige noch lebende Mensch in Wotje, welcher das erste Schiff der weissen Männer hier gesehen hat. Ich erinnere mich desselben noch sehr deutlich, denn ich war schon kein Kind mehr, sondern ein junger Bursche, als es kam, und es blieb längere Zeit in der Lagune. Ueber das Aussehen des Schiffes vermag ich nur zu sagen, dass es uns sehr gross vorkam. Mir ist so, als ob es 4 Masten hatte. (Thatsächlich war der „Rurick“ eine Brigg und hatte daher selbst mit Einrechnung des von den Eingeborenen häufig mitgezählten Klüverbaums nur 3 Masten.) Ich entsinne mich noch deutlich der Namen einiger der weissen Männer. Der Häuptling hiess Tottebo, ferner waren Leute Namens Bödon, Bötto, Tedjmaro, Tamito und Taboka an Bord. Alle waren sehr gut und schenkten uns zwar keinen Tabak (jetzt einer der wichtigsten Einfuhr-Artikel), aber Aexte, Messer und andere nützliche Dinge. Tottebo hat ferner hier vierfüssige Thiere gelandet, von welchen einige „wau — wau“, andero mä — mä“ machten, sie wurden aber später von dem grossen Häuptlinge Boliet, welcher damals alle Radak-Inseln beherrschte, nach der Insel Maloelab fortgebracht.“

Unter den oben genannten Namen sind Kotzebue, Chamisso und Schichmareff mit Leichtigkeit zu erkennen. Die Landung von Ziegen und Hunden und deren Wegnahme durch den dort Laboliet genannten Häuptling entspricht den Angaben Kotzebue's und Chamisso's. Das später hier erschienene Schiff kann, da von dem Besuche eines Kriegsschiffes nichts bekannt ist, ein grosser Walfischfahrer gewesen sein.

Vom „Rurick“ hinterlassene Gegenstände, Denkmäler oder sonstige Erinnerungs-Zeichen waren nicht zu entdecken.

Die Angaben des alten Mannes wurden völlig frei und mit dem Ausdruck der Wahrheit gegeben. An eine Beeinflussung von anderer Seite ist ohnehin nicht zu denken, da keine der die Insel besuchenden Personen, selbst wenn denselben etwas vom „Rurick“ bekannt war, Zeit und Lust gehabt haben wird, den Eingeborenen hiervon etwas zu erzählen.

Neues ist in der Erzählung des Alten nicht zu Tage getreten, aber es ist von Interesse, von den in einem deutschen Schutzgebiet hinterlassenen, fast verwischten Spuren einer berühmten Seefahrt, an welcher sich einer unserer beliebtesten Dichter betheiligte, etwas zu hören.

Dr. Sonnenschein wurde dieses Frühjahr durch den Vizekonsul beim Konsulat in Apia, Biermann, abgelöst. Für Pleasant Island ist als Vertreter des Kommissars zur Wahrnehmung der Geschäfte ein Beamter, Namens Johannsen, mit 2 Polizeisoldaten abgesandt worden.

Die Samoa-Inseln.

Obwohl die Samoa-Inseln kein deutsches Schutzgebiet sind, ist doch wegen der mannigfachen Beziehungen, welche wir mit ihnen haben, eine kurze Besprechung hier geboten. Der deutsche Handel ist der älteste und bis heute der bedeutendste auf jenen Inseln, der deutsche Besitzstand an Ländereien auf Upolu ist der grösste, der Plantagenbau der deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südsee zu einer Ausdehnung und Vollkommenheit gebracht, wie sonst nirgendwo von Deutschen auf der Erde. Leider war der rechte Zeitpunkt für die Annexion dieser Inseln seitens Deutschlands versäumt und seitdem den Einflüssen der Vereinigten Staaten und Englands, obwohl deren Interessen auf den Inseln kleine sind, Thor und Thür geöffnet. Sie bedienten sich der Zwistigkeiten unter den Eingeborenen, welche in Folge ihrer eigenthümlichen Charaktereigenschaften und Kulturentwickelung zu keiner stabilen Regierung kommen konnten, und nährten, nachdem Malietoa wegen verschiedener Vergehen von den Deutschen abgesetzt und deportirt worden war, die Abneigung gegen Tamasese, den von den Deutschen berathenen Häuptling. Im August 1888 kam es zu Streitigkeiten zwischen den Parteien, deren eine einen Häuptling Mataafa unterstützte, die in offenen Krieg ausarteten. Tamasese wurde zurückgedrängt und begab sich nach Mulinu, dem deutschen Besitz von Apia, unter den Schutz der deutschen Kriegsschiffe. Von Ende November 1888 ab nahm der immer heftiger entbrennende Bürgerkrieg immer mehr die Thätigkeit und Mitwirkung der deutschen Stationsschiffe in Anspruch. Die Pflanzungen der Plantagengesellschaft der Südsee, wie die Gebäude, die zur Wohnung und zum Betriebe der Gesellschaft gehören, mussten bisweilen durch Wachtdetachements geschützt werden und in Folge der Zerwürfnisse, die unter der Bevölkerung in Folge der Kämpfe zwischen den Anhängern Tamaseses und Mataafas tobten, war eine fortwährende Kampfbereitschaft für die Schiffe geboten. Am 14. Dezember v. J. lief auch die Korvette „Olga“ in den Hafen von Apia ein, wo schon der Aviso „Adler“ und das Kanonenboot „Eber“ lagen. Nachdem die Ausschreitungen der Aufständischen gegen deutsches Eigenthum einen solchen Umfang angenommen hatten, dass die Integrität desselben völlig Preis gegeben war, entschloss sich der konsularische Vertreter Deutschlands zu einer energischen Abwehr der fortgesetzten Schädigungen, und rief das Einschreiten der drei Kriegs-

schiffe mit bewaffneter Hand an. Es wurde demgemäss verabredet, dass am 18. Dezember die Entwaffnung der Aufständischen erfolgen, und dass die Anhänger des Königs Tamasese zum Niederlegen der Waffen angehalten werden sollten. In der Frühe des Morgens verliess daher ein Prahm mit 90 Mann und 2 Boote mit zusammen etwa 50 Mann, sämmtlich der Besatzung der „Olga" angehörend, den Hafen, um auf der deutschen Pflanzung Vailele zu landen, und die Wege nach Apia abzuschneiden.

Am Abend des 17. Dezember ging in Apia das Gerücht, dass die „Olga" mehrere hundert Leute des Königs Tamasese an Bord versteckt halte, und dass dieselben noch in der Nacht landen werden, um einen Angriff auf die Anhänger Mataafa's zu unternehmen. Darauf hin wurde am Strand scharf Wache gehalten. Als die Böte der „Olga" absuchten, erging nach allen Seiten der Ruf an die Bewaffneten, sich bereit zu halten. In kurzer Zeit waren 500 Samoaner am Strand versammelt. Bei ihnen befand sich ein Amerikaner Klein, er übernahm die Führung, befahl den Samoanern sich niederzulegen, und leitete den Vormarsch, stets in gleicher Höhe mit den Booten der Deutschen bleibend, indem er sprungweise vorgehen liess. Inzwischen hatte sich der Prahm von den beiden Booten getrennt, weil die letzteren einen grösseren Tiefgang hatten und nicht nahe dem Lande so schnell weiter kommen konnten. Der Prahm näherte sich bei Fagali dem Ufer, während die Boote nach Vailele gingen. Als der Prahm dicht unter Land kam, befahl der Führer der Samoaner, der Amerikaner Klein, seinen Leuten zu feuern, dies war das Signal zu einem lebhaften Angriff gegen die deutschen Matrosen, die dadurch völlig überrascht wurden. Auch den beiden Booten war durch Klein eine Abtheilung Samoaner bei Vailele entgegengeschickt, die das Feuer sofort eröffneten, weil sie das Schiessen bei Fagali hörten. In Eile liess der Führer der Mannschaft der Boote, nachdem diese gelandet, eine Vertheidigungsstellung bei dem Stationshaus Vailele einnehmen, und leistete den in grosser Uebermacht auf ihn andringenden Samoanern noch zwei Stunden hindurch Widerstand, bis durch das Eingreifen von „Adler" und „Eber" die Rebellen zurückgeworfen wurden. Nach einem allgemeinen Vorstoss der Deutschen auf der ganzen Linie erfolgte die wilde Flucht der Eingeborenen, und die deutsche Plantage war gesäubert. Das Gefecht war mit schweren Verlusten für die Landungskorps der deutschen Kriegsschiffe verbunden. Zwei Offiziere und 13 Mann waren im Kampf gefallen, 40 Mann waren verwundet. Zur Strafe für das

feindselige Verhalten wurden am nächsten Tage das Dorf Laulii von den Geschützen des „Adler“ bombardirt und zerstört, ebenso wurde am 21. Dezember das Dorf Matafa gatele von den Kanonen der „Olga“ in Brand geschossen und völlig niedergebrannt. Damit war die kriegerische Aktion zu Ende geführt, und die Bahn für die Verhandlungen eröffnet. Schliesslich ist hier noch des schweren elementaren Unglücks zu gedenken, von welchen am 16. März d. J. die drei an den Kämpfen bei Apia betheiligten Fahrzeuge betroffen worden sind. Das Kanonenboot „Eber“ und der Kreuzer „Adler“ versanken mit Theilen ihrer Besatzungen in einem heftigen Orkane, die Korvette „Olga“ erlitt bei dem Unwetter schwere Havarie, konnte aber nach einiger Zeit wieder nothdürftig reparirt, die Rückreise nach Europa antreten.

Das scharfe Vorgehen des Konsuls Knappe, welcher am 19. Januar den Kriegszustand erklärt und alle Fremde unter das Kriegsrecht gestellt hatte, und damit den energischen Protest der englischen und amerikanischen Vertreter hervorgerufen hatte, hatte nicht den Beifall der Kaiserlichen Regierung gefunden. Der Konsul war zwar ermächtigt gewesen, die Hilfe der Kriegsschiffe zur Verhütung von Räubereien auf deutschem Eigenthum in Anspruch zu nehmen, und nach dem Ueberfall von Vailele war laut einem offiziellen Telegramm an den deutschen Vertreter in Washington, welcher die Depesche an den Konsul Knappe übermitteln sollte, die Kaiserliche Regierung in Kriegszustand versetzt, aber die Regierung hielt an der Auffassung fest, dass ein Kriegszustand mit Samoa nicht vorliege. Die deutsche Regierung lebe mit dem von Deutschland anerkannten König Tamasese und also völkerrechtlich mit dem Staat Samoa in Frieden und folgerte daraus, dass die Souveränetät des Königs alle Fremde im Lande gegen Anwendung des Kriegsrechtes decke. Der thatsächliche Konflikt mit Mataafa verlange, da die samoanische Regierung zu schwach sei, den Deutschen Genugthuung zu schaffen, ein unmittelbares Eingreifen Deutschlands, und Deutschland sei daher befugt, mit eigener Macht gegen die Anhänger Mataafas Abwehr und Vergeltung zu üben. Alles, was darüber hinausgehe, sei aber nicht gerechtfertigt. Der Konsul Knappe wurde abberufen und zu seinem Nachfolger Generalkonsul Dr. Stübel ernannt. Der Reichskanzler nahm ferner Veranlassung, durch eine Zirkularnote den sämmtlichen Konsuln des Deutschen Reiches mitzutheilen, dass durch Allerhöchste Kabinetsordre vom 12. März der § 12 der Instruktion für die Kommandanten der Kriegsschiffe abge-

ändert sei und in Zukunft der Kommandant eines Kriegsschiffes auch seinerseits die rechtliche und politische Seite einer an ihn gestellten Requisition eines Kaiserlichen Vertreters im Auslande zu prüfen habe.

Um den Frieden auf Samoa herzustellen, wurde seitens der Reichsregierung der Vorschlag gemacht, die im Jahre 1887 in Washington abgebrochenen Maassregeln wieder aufzunehmen, und die betheiligten Staaten stimmten demselben zu. Auf Einladung der deutschen Regierung erschienen in Berlin Sir S. Malet, der britische Botschafter in Berlin, nebst dem Gesandten in Bern Scott und dem Spezialattaché für Handelsangelegenheiten in Paris Crowe, und seitens der Vereinigten Staaten die Herren W. W. Phelps, J. A. Kasson und G. H. Bates, welche mit dem Staatssekretär Graf Herbert Bismarck, Wirkl. Geh. Legationsrath Baron v. Holstein und Geh. Legationsrath Dr. Krauel am 29. April zu einer Konferenz zusammentraten. Am 14. Juni sind die Verträge und Protokoll von den Bevollmächtigten der drei Staaten unterschrieben worden, aber der Inhalt ist noch geheim, da der Senat der Vereinigten Staaten erst im Dezember zusammentritt. Es ist nur bekannt geworden, dass die Mächte übereingekommen waren, Malietoa-Laupepa als König anzuerkennen. Malietoa war von den Deutschen nach Samoa zurückgebracht worden, aber er weigerte sich anscheinend die Königswürde anzunehmen, die er Mataafa gewahrt zu wissen wünschte. Da auch Tamasese sich sträubte, seine Königswürde niederzulegen, so war Ende Oktober der Zustand auf Samoa weit davon entfernt, ein befriedigender zu sein.

Unter diesen Unruhen hatte naturgemäss die deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft sehr zu leiden, so dass sie genöthigt war, zum Ausbau und zur Fortführung ihrer Pflanzungen eine Anleihe von 2,500,000 Mark gegen Verpfändung ihres gangen Eigenthums in Samoa aufzunehmen, welches nach der Bilanz von Ende Dezember 1888 einen Buchwerth von 4,582,952 Mark hatte.

Gesetze und Verordnungen.

Verordnung, betreffend die Ausübung der Prisengerichtsbarkeit aus Anlass der ostafrikanischen Blokade.

Vom 15. Februar 1889.

Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden deutscher Kaiser, König von Preussen u. s. w., verordnen auf Grund des § 2 des Gesetzes vom 3. Mai 1884, betreffend die Prisengerichtsbarkeit (Reichs-Gesetzbl. S. 49), im Namen des Reichs, was folgt:

I. Behörden.

§ 1. Die Entscheidung über die Rechtsmässigkeit der von dem deutschen Geschwader aus Anlass der Blokade der ostafrikanischen Küsten gemachten Prisen erfolgt: in erster Instanz durch das Prisengericht in Sansibar, in zweiter Instanz durch das Ober-Prisengericht in Berlin. Die allgemeine Geschäftsaufsicht über diese Gerichte steht dem Reichskanzler zu.

§ 2. Dem Prisengericht steht als Einzelrichter der Kaiserliche General-Konsul in Sansibar oder, im Falle seiner Behinderung, derjenige Kaiserliche Beamte vor, welcher ihn bei der Ausübung der Konsular-Gerichtsbarkeit zu vertreten hat.

§ 3. Das Ober-Prisengericht besteht aus einem Vorsitzenden und sechs Beisitzern.

§ 4. Bei dem Prisengericht wie bei dem Ober-Prisengericht wird je ein Kaiserlicher Kommissar bestellt. Kaiserlicher Kommissar bei dem Prisengericht ist der Auditeur des Blokadegeschwaders, welcher im Behinderungsfalle durch einen vom Geschwader-Chef zu bezeichnenden Offizier vertreten wird. Die Kaiserlichen Kommissarien haben den Anweisungen des Reichskanzlers Folge zu leisten.

§ 5. Die Ernennung der Mitglieder des Ober-Prisengerichts und ihrer Stellvertreter, so wie des Kaiserlichen Kommissars bei dem Ober-Prisengericht erfolgt durch Kaiserliche Ordre.

§ 6. Die erforderlichen Anordnungen hinsichtlich der Bureau- und Unterbeamten, der Geschäftsräume und der Bureaubedürfnisse für das Ober-Prisengericht werden vom Reichskanzler getroffen.

II. Vorbereitendes Verfahren.

§ 7. Ueber den Hergang bei der Aufbringung der Prise wird dem Kaiserlichen Konsulat in Sansibar durch das Geschwader-Kommando, sobald als thunlich Mittheilung gemacht. Dieser Mittheilung werden eine von dem Befehlshaber, welcher die Prise gemacht hat, abgefasste oder zu Protokoll gegebene Darstellung über das der Aufbringung zu Grunde liegende Sachverhältniss, sowie etwaige Verhandlungen und Aufzeichnungen über die Aussagen der sonst bei dem Hergang betheiligten Personen und ausserdem etwa vorgefundene Schiffspapiere beigefügt. Falls die Prise vernichtet oder untergegangen ist, wird auch eine Verhandlung über diesen Hergang eingereicht.

§ 8. Die eingebrachte Prise wird dem Kaiserlichen Konsulat übergeben, welches, soweit thunlich unter Zuziehung des Schiffers, für Aufnahme eines Inventars und für Sicherung von Schiff und Ladung Sorge zu tragen hat.

§ 9. Wenn es sich ergiebt, dass die Prise einer erheblichen Werthsverringerung ausgesetzt ist, oder ihre Aufbewahrung unverhältnissmässige Kosten verursachen würde, kann das Kaiserliche Konsulat im Einvernehmen mit dem bei dem Prisengericht bestellten Kaiserlichen Kommissar den öffentlichen Verkauf und die Hinterlegung des Erlöses veranlassen. In gleicher Weise werden Anträge erledigt, welche die Herausgabe von Schiff oder Ladung gegen Hinterlegung des Werths betreffen.

§ 10. Das Kaiserliche Konsulat hat alle Thatsachen, welche für die Beurtheilung der rechtmässigen Aufbringung der Prise und für die Frage, inwieweit dieselbe zu verurtheilen oder freizugeben ist, noch von Erheblichkeit sind, durch Aufnahme der Beweise mit möglichster Beschleunigung festzustellen.

§ 11. Der Kaiserliche Kommissar kann stets von dem Stande des vorbereitenden Verfahrens Kenntniss nehmen und den Verhandlungen beiwohnen. Nach Abschluss des vorbereitenden Verfahrens sind die Akten ohne Verzug dem Kaiserlichen Kommissar zuzustellen. Der Kaiserliche Kommissar kann sowohl selbstständig als durch Anträge bei dem Kaiserlichen Konsulat weitere Erhebungen veranlassen. Erachtet er die Sache für spruchreif, so überreicht er die Akten dem Prisengericht mit einem schriftlichen Antrag.

III. Verfahren vor dem Prisengericht.

§ 12. Ist der Antrag des Kaiserlichen Kommissars auf Freisprechung der Prise gerichtet, so erlässt das Prisengericht, in so weit dasselbe den Antrag für begründet erachtet, die freisprechende Entscheidung ohne mündliche Verhandlung.

§ 13. Soweit nicht auf Grund des § 12 eine Entscheidung ergeht, hat das Prisengericht die Betheiligten ohne Verzug aufzufordern, ihre etwaigen Ansprüche binnen einer nicht drei Wochen übersteigenden Frist durch Einreichung einer schriftlichen Reklamation geltend zu machen. Die Aufforderung ist durch Anheftung an die Gerichtstafel bekannt zu machen. Die Bekanntmachung gilt als bewirkt mit dem Ablauf des zweiten Tages nach erfolgter Anheftung. An die in Sansibar sich aufhaltenden, sowie an die sonst ohne Verzögerung des Verfahrens erreichbaren Betheiligten soll eine besondere Bekanntmachung erfolgen. Jedoch gilt auch diesen Personen gegenüber die Bekanntmachung mit dem im Absatz 3 bezeichneten Zeitpunkt als bewirkt.

§ 14. Die Reklamation muss einen bestimmten Antrag enthalten. Wohnt der Reklamant nicht in Sansibar, so ist, falls er nicht einen daselbst wohnhaften Bevollmächtigten bestellt hat, in der Reklamationsschrift eine in Sansibar wohnhafte und unter der deutschen Konsulargerichtsbarkeit stehende Person zu bezeichnen, welche die für ihn bestimmten Schriftstücke in Empfang zu nehmen hat. Geschieht dies nicht, so erfolgen alle Zustellungen bis zur nachträglichen Benennung durch Anheftung an die Gerichtstafel. Die Zustellung gilt als bewirkt mit dem Ablauf des zweiten Tages nach erfolgter Anheftung.

§ 15. Wenn Reklamationen bis zum Ablauf der Frist nicht eingegangen sind, wird die Entscheidung ohne mündliche Verhandlung, jedoch nach Anhörung des Kaiserlichen Kommissars erlassen. Ist eine Reklamation rechtzeitig eingegangen, so wird Termin zur mündlichen Verhandlung anberaumt, zu welcher der Kaiserliche Kommissar und der Reklamant geladen werden.

§ 16. Die Verlegung eines Termins, die Vertagung einer Verhandlung und die Anberaumung eines Termins zur Fortsetzung der Verhandlung kann auf Antrag oder von Amtswegen erfolgen.

§ 17. Der Reklamant kann sich in dem Verfahren vor dem Prisengericht durch einen Bevollmächtigten vertreten lassen.

§ 18. Die mündliche Verhandlung erfolgt unter Zuziehung eines vereideten Protokollführers. Das Protokoll muss die Namen der Anwesenden enthalten und den wesentlichen Hergang und Inhalt der Verhandlungen wiedergeben.

§ 19. Die auf Grund einer mündlichen Verhandlung ergehenden Entscheidungen müssen verkündet werden. Einer Zustellung an den Reklamanten bedürfen nur Endurtheile, sowie nicht verkündete Beschlüsse.

IV. Berufung.

§ 20. Gegen das Endurtheil des Prisengerichts steht die Berufung an das Ober-Prisengericht sowohl dem Kaiserlichen Kommissar als dem Reklamanten zu. Die Berufung muss bei dem Prisengericht binnen zwei Wochen nach Mittheilung der Entscheidung schriftlich oder zu Protokoll eingelegt werden. Der Beschwerdeführer muss binnen einer weiteren Frist von zwei Wochen schriftlich oder zu Protokoll eine bestimmte Erklärung darüber abgeben, inwieweit er die Entscheidung anfechten und deren Aufhebung beantragen will. Die Rechtfertigung der Berufung kann mit der Einlegung verbunden werden. Die Rechtfertigungsschrift des Reklamanten muss von ihm selbst oder von seinem Bevollmächtigten unterzeichnet sein.

§ 21. Ist die Berufung nicht rechtzeitig eingelegt oder ist die Rechtfertigungsschrift nicht in der vorgeschriebenen Frist oder Form angebracht, so hat das Prisengericht das Rechtsmittel durch Beschluss als unzulässig zu verwerfen. Der Beschwerdeführer kann binnen zwei Wochen nach Zustellung des Beschlusses auf die Entscheidung des Ober-Prisengerichts antragen. In diesem Falle sind die Akten durch den Kaiserlichen Kommissar an das Ober-Prisengericht einzusenden. Das letztere entscheidet nach Anhörung des bei ihm bestellten Kaiserlichen Kommissars.

§ 22. Ist die Berufung rechtzeitig eingelegt und in der vorgeschriebenen Frist und Form gerechtfertigt, so ist die Berufungs- und Rechtfertigungsschrift dem Gegner des Beschwerdeführers zuzustellen. Diesem steht frei, binnen zwei Wochen eine Gegenerklärung einzureichen. Auf die Gegenerklärung des Reklamanten findet die Vorschrift des § 20 letzter Absatz Anwendung. Nach Eingang der Gegenerklärung oder nach Ablauf der Frist erfolgt durch den Kaiserlichen Kommissar die Einsendung der Akten an das Ober-Prisengericht.

§ 23. Auf das Verfahren vor dem Ober-Prisengericht finden die Bestimmungen der §§ 186 bis 193, auf die Berathung und Abstimmung die Vorschriften der §§ 194 bis 199 des Gerichtsverfassungsgesetzes entsprechende Anwendung.

§ 24. Das Ober-Prisengericht entscheidet ohne mündliche Verhandlung nach Anhörung des bei demselben bestellten Kaiserlichen Kommissars. Vor Fällung des Endurtheils kann das Ober-Prisengericht weitere Erhebungen anordnen.

§ 25. Das Endurtheil des Ober-Prisengerichts ist dem Reklamanten sowie dem Kaiserlichen Kommissar beim Ober-Prisengericht zuzustellen.

V. Allgemeine Bestimmungen.

§ 26. Endurtheile sind mit Gründen zu versehen und mit der Eingangsformel „Im Namen des Kaisers“ anzufertigen.

§ 27. Die verurtheilte Prise ist, vorbehaltlich anderweiter Kaiserlicher Anordnung, zu verkaufen. Der Verkauf wird durch das Kaiserliche Konsulat in Sansibar bewirkt. Die Verwendung des Erlöses bleibt Kaiserlicher Bestimmung vorbehalten.

§ 28. Auf die zu bewirkenden Zustellungen finden, soweit diese Verordnung nicht andere Bestimmungen enthält, die Vorschriften der Zivilprozessordnung über Zustellungen entsprechende Anwendung. Zustellungen an den Kaiserlichen Kommissar erfolgen durch Vorlegung des zuzustellenden Schriftstücks. Wenn mit der Zustellung der Lauf einer Frist beginnt, so ist der Tag der Vorlegung von dem Kaiserlichen Kommissar auf der Urschrift zu vermerken.

§ 29. Gerichts- und Verwaltungsbehörden haben innerhalb ihrer Zuständigkeit den Ersuchen der Prisenbehörden und der Kaiserlichen Kommissare zu entsprechen. Auf die von den Gerichten zu leistenden Rechtshilfen finden die §§ 158 bis 167 des Gerichtsverfassungsgesetzes entsprechende Anwendung.

§ 30. Auf die Vernehmung von Zeugen und Sachverständigen sowie auf die Einnahme eines Augenscheins finden die §§ 48 bis 93 der Strafprozessordnung mit der Maassgabe entsprechende Anwendung, dass die Beeidigung der Zeugen und Sachverständigen in der Regel bei ihrer ersten Vernehmung zu erfolgen hat und dass der Schiffer der Prise nicht beeidigt wird.

§ 31. Wird von einem der bei Schiff oder Ladung Betheiligten eine Handlung beantragt, mit welcher baare Auslagen verbunden sind, so kann die Vornahme derselben von der vorgängigen Zahlung eines zur Deckung dieser Auslagen hinreichenden Vorschusses abhängig gemacht werden.

§ 32. Das Verfahren in Prisensachen ist gebühren- und stempelfrei. Die in Prisensachen mitwirkenden Beamten erhalten bei Dienstreisen ausserhalb ihres Wohnortes aus Reichsmitteln Tagegelder und Fuhrkosten, deren Höhe der Reichskanzler bestimmt.

Urkundlich unter Unserer Höchsteigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem Kaiserlichen Insiegel.

Gegeben Berlin, den 15. Februar 1889. Wilhelm.
(L. S.) v. Bismarck.

Verordnung, betreffend den Eigenthumserwerb und die dingliche Belastung der Grundstücke im Schutzgebiet der Marschall-Inseln.

Vom 22. Juni 1889.

Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden Deutscher Kaiser, König von Preussen etc. verordnen auf Grund des § 3 Nr. 2 des Gesetzes, betreffend die Rechtsverhältnisse der deutschen Schutzgebiete (Reichs-Gesetzbl. 1888 S. 75), im Namen des Reichs, was folgt:

§ 1. Der Eigenthumserwerb und die dingliche Belastung der Grundstücke im Schutzgebiet der Marschall-Inseln regelt sich, soweit nicht im Folgenden abweichende Bestimmungen getroffen sind, nach den Vorschriften des preussischen Rechts, insbesondere des Gesetzes über den Eigenthumserwerb und die dingliche Belastung der Grundstücke, Bergwerke und selbstständigen Gerechtigkeiten vom 5. Mai 1872 (Gesetz-Samml. S. 433).

§ 2. Die Auflassungserklärungen des eingetragenen Eigenthümers und des neuen Erwerbers (§ 2 des Gesetzes über den Eigenthumserwerb vom 5. Mai 1872) können auch schriftlich erfolgen. Eine gleichzeitige Abgabe beider Erklärungen ist nicht erforderlich.

§ 3. Die auf die Grundschuld und auf das Bergwerkseigenthum bezüglichen Vorschriften des Gesetzes über den Eigenthumserwerb sowie die Grundbuchordnung vom 5. Mai 1872 bleiben ausser Anwendung.

Die an Stelle der letzteren zur Ausführung dieser Verordnung erforderlichen Vorschriften werden vom Reichskanzler erlassen.

§ 4. Die vorstehenden Bestimmungen finden auf den Erwerb von herrenlosem Land, sowie auf die Grundstücke der Eingeborenen keine Anwendung. Jedoch bleiben Grundstücke, welche in das Grundbuch eingetragen sind, den Bestimmungen der §§ 1 bis 3 unterworfen, auch wenn sie in das Eigenthum eines Eingeborenen übergehen.

§ 5. Für die Besitzergreifung von herrenlosem Land oder die aus Verträgen mit Eingeborenen wegen Erwerbung oder dinglicher Belastung von Grundstücken abzuleitenden Rechte sind die in den Verordnungen des Kaiserlichen Kommissars vom 8. Januar 1887 und 28. Juni 1888 enthaltenen oder später von dem Reichskanzler oder mit Genehmigung desselben von dem Kaiserlichen Kommissar zu erlassenden Bestimmungen maassgebend.

§ 6. Die Eintragung bisher erworbener Rechte, welche auf Erwerbstitel der im vorigen Paragraphen bezeichneten Art gegründet werden, findet, soweit die betreffenden Ansprüche nach § 3 und 4 der von dem Kaiserlichen Kommissar unter dem 8. Januar 1887 erlassenen Verordnung bei diesem anzumelden waren, nur statt, wenn den Vorschriften der bezeichneten Verordnung genügt ist.

Die Eintragung der hiernach angemeldeten und von dem Kaiserlichen Kommissar festgestellten Ansprüche erfolgt von Amtswegen durch die Grundbuchbehörde.

Soweit die Pleasant-Insel in Betracht kommt, muss der Antrag auf Eintragung der vor dem 16. April 1888 — dem Tage der Erklärung der deutschen Schutzherrschaft über diese Insel — erworbenen Rechte spätestens bis zum 1. März 1890 gestellt werden. Ansprüche, welche bis zu diesem Termin durch Stellung des bezeichneten Antrages nicht geltend gemacht worden sind, verlieren von Rechtswegen ihre Wirksamkeit.

§ 7. Die Eintragung der im vorigen Paragraphen bezeichneten Ansprüche erfolgt, falls die Prüfung des Erwerbstitels des Antragstellers und seiner etwaigen Rechtsvorgänger die Rechtsgültigkeit desselben ergiebt.

Zur Ergänzung des Beweises kann die Grundbuchbehörde entsprechende Ermittelungen vornehmen sowie eine öffentliche Aufforderung zur Anmeldung entgegenstehender Ansprüche erlassen. Für die Anmeldung ist eine Frist von mindestens drei Monaten zu bestimmen. Die Bekanntmachung der Aufforderung erfolgt durch Anheftung an die Gerichtstafel.

Die Grundbuchbehörde kann von den im vorhergehenden Absatz bezeichneten Maassregeln absehen, wenn der Antragsteller und seine etwaigen Rechtsvorgänger mindestens während der letzten drei Jahre im ungestörten Besitz des betreffenden Grundstücks gewesen sind.

§ 8. Die Bestimmungen der Nummer IV der Erklärung, betreffend die gegenseitige Handels- und Verkehrsfreiheit in den deutschen und englischen Besitzungen und Schutzgebieten im westlichen Stillen Ocean, vom 10. April 1886, werden durch die §§ 6 ff. nicht berührt. Die Eintragung der Ansprüche britischer Staatsangehöriger im Grundbuche erfolgt, sobald sie durch die Entscheidung der in Nummer IV der Erklärung vorgesehenen gemischten Kommission festgestellt sind, von Amtswegen durch die Grundbuchbehörde.

§ 9. Die Bestimmungen dieser Verordnung stehen dem Erlass von Vorschriften, durch welche zum Schutz der Eingeborenen oder sonst im öffentlichen Interesse Eigenthumsbeschränkungen eingeführt werden, nicht entgegen.

§ 10. Diese Verordnung tritt mit dem 1. Oktober 1889 in Kraft.

Urkundlich unter Unserer Höchsteigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem Kaiserlichen Insiegel.

Gegeben Berlin, den 22. Juni 1889. Wilhelm.
(L. S.) von Bötticher.

Die Ausführungsbestimmungen (Deutscher Reichsanzeiger vom 29. Juni 1889) schliessen sich an die für die Schutzgebiete von Kamerun und Toga erlassenen (siehe Seite 296 ff. Koloniales Jahrbuch, erster Jahrgang), dass von einer Wiederholung derselben hier abgesehen werden kann.

Verordnung, betreffend das Bergwesen im südwestafrikanischen Schutzgebiet.

Vom 15. August 1889.

Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden Deutscher Kaiser, König von Preussen etc. verordnen für das südwestafrikanische Schutzgebiet auf Grund des § 1 und des § 3 Ziffer 2 und 3 des Gesetzes, betreffend die Rechtsverhältnisse der deutschen Schutzgebiete (Reichs-Gesetzbl. 1888 S. 75), im Namen des Reichs, was folgt:

I. Einleitende Bestimmungen.

Gegenstände des Bergbaues.

§ 1. Die Aufsuchung und Gewinnung folgender Mineralien, nämlich:
1. Edelsteine,
2. Edelmetalle (Gold, Silber, Platin) und andere Metalle, gediegen oder als Erze,
3. Mineralien, welche wegen ihres Gehaltes an Schwefel oder zur Darstellung von Alaun, Vitriol und Salpeter verwendbar sind,
4. Graphit,
5. Bitumen in festem und flüssigem Zustande,

unterliegt innerhalb des südwestafrikanischen Schutzgebietes den Vorschriften dieser Verordnung.

Bestellung von Vertretern im Schutzgebiet.

§ 2. Für alle die Erwerbung und die Ausübung des Bergwerkseigenthums betreffenden Angelegenheiten müssen Personen, welche nicht in dem Schutzgebiet ihren Wohnsitz oder Aufenthalt haben, einen im Schutzgebiet sich dauernd aufhaltenden Vertreter bestellen und denselben der Bergbehörde bezeichnen.

Das Gleiche gilt für Gesellschaften, welche im Schutzgebiet nicht ihren Sitz haben, und für Mitbetheiligte, welche nicht eine Gesellschaft bilden, deren Vertretung gesetzlich geregelt ist.

Wird diese Verpflichtung nicht erfüllt, so ist die Bergbehörde befugt, den Vertreter zu bestellen.

II. Vom Schürfen.

Das Schürfen. Schürfgebiet.

§ 3. Die Aufsuchung der im § 1 bezeichneten Mineralien (das Schürfen) ist nur in denjenigen Theilen des Schutzgebietes gestattet, welche von der Behörde durch öffentliche Bekanntmachung für den Bergbau eröffnet werden (öffentliche Schürfgebiete).

Schürferlaubniss.

§ 4. Wer schürfen will, hat bei der Bergbehörde um Ertheilung der Erlaubniss nachzusuchen. Die Schürferlaubniss wird für die Dauer von sechs Monaten ertheilt. Für dieselbe ist monatlich von der Ertheilung ab im Voraus eine Gebühr von fünf Mark zu entrichten. Wird die Gebühr nicht bei der Fälligkeit gezahlt, so ist die Schürferlaubniss erloschen.

Schürfregister.

§ 5. Für jedes öffentliche Schürfgebiet wird von der Bergbehörde ein Schürfregister geführt. In dasselbe ist einzutragen:
1. das Datum der Ertheilung der Schürferlaubniss sowie des Ablaufs derselben,
2. der Name des Berechtigten und dessen etwaige Rechtsnachfolger,
3. das Erlöschen der Schürferlaubniss.

Die Eintragung ist unter fortlaufender Nummer nach der Zeitfolge der Ertheilung zu bewirken.

Ueber die Ertheilung der Schürferlaubniss wird dem Berechtigten ein Schürfschein ausgefertigt.

Die Einsicht des Schürfregisters steht Jedermann frei.

§ 6. Die Schürferlaubniss ist übertragbar. Der Uebergang derselben wird durch Eintragung im Schürfregister gültig. Für die Eintragung ist eine besondere Gebühr von zehn Mark zu entrichten.

Rechte des Schürfers.

§ 7. Die Schürferlaubniss giebt dem Inhaber das Recht, in dem öffentlichen Schürfgebiet, für welches sie ertheilt ist, auf einer von ihm zu wählenden kreisförmigen Fläche von zwei Kilometer Durchmesser zu schürfen und dabei Andere von dem Schürfen auf dieser Fläche auszuschliessen. Vor Beginn der Schürfarbeiten hat der Schürfer die von ihm gewählte Bodenfläche durch ein im Mittelpunkt derselben aufgestelltes Merkmal zu bezeichnen, auf welchem sein Name und die Registernummer seiner Schürferlaubniss anzugeben sind. Das Merkmal muss mindestens zwei Kilometer von dem Merkmal des nächsten Schürfkreises entfernt sein.

§ 8. Der Schürfer ist berechtigt, den von ihm gewählten Schürfkreis zu wechseln. Das neue Schürfmerkmal darf nicht aufgestellt werden, bevor das frühere Schürfmerkmal entfernt ist.

Verbot des Schürfens.

§ 9. Auf öffentlichen Plätzen, Wegen, Strassen und Friedhöfen darf nicht geschürft werden.

Auf anderen Grundstücken ist das Schürfen unstatthaft, wenn nach der Entscheidung der Bergbehörde überwiegende Gründe des allgemeinen Interesses entgegenstehen.

§ 10. Unter Gebäuden und in einem Umkreise um dieselben bis zu fünfzig Meter, sowie in eingefriedigten Bodenflächen darf nur geschürft werden, wenn der Eigenthümer seine Genehmigung dazu ertheilt hat.

Nebenrechte des Schürfers.

§ 11. Der Schürfer ist berechtigt, während der Dauer seiner Schürferlaubniss nach Anweisung der Bergbehörde und vorbehaltlich der dem Grundeigenthümer etwa zu gewährenden Entschädigung eine Bodenfläche von höchstens zwei Hektar zur Errichtung der erforderlichen Baulichkeiten und zum Weiden von Zugthieren und Vieh zu benutzen. Grundstücke, auf welchen das Schürfen untersagt ist, dürfen hierzu nicht gewählt werden.

III. Die Gewinnung von Edelmetallen und Edelsteinen.

§ 12. Für die Gewinnung von Edelmetallen (Gold, Silber und Platin) und von Edelsteinen gelten folgende Bestimmungen.

Anzeige vom Funde.

§ 13. Der Schürfer, welcher einen Fund macht, hat hiervon der Bergbehörde nach Massgabe der von der letzteren zu erlassenden Vorschriften Anzeige zu erstatten.

Erklärung zum öffentlichen Grubengebiet.

§ 14. Nach erfolgter Anzeige von dem Funde oder wenn es anderweitig zur Kenntniss der Bergbehörde gelangt, dass Edelmetalle oder Edelsteine auf ihrer natürlichen Lagerstätte gefunden worden sind, hat die Bergbehörde festzustellen, ob das Mineral am Fundorte in abbauwürdiger Beschaffenheit vorkommt.

Ist ein solches Vorkommen festgestellt und die Verbreitung des gefundenen Minerals über eine grössere Fläche nach Ansicht der Bergbehörde wahrscheinlich, so kann die Behörde ein entsprechendes, den Fundort einschliessendes Gebiet zum öffentlichen Grubengebiet erklären.

Die Erklärung, welche die Ausdehnung und die Grenzen dieses Gebietes festzusetzen hat, erfolgt durch öffentliche Bekanntmachung. Vor der Erklärung zum öffentlichen Grubengebiet ist, soweit an der einzubeziehenden Fläche Eigenthumsrechte Einzelner bestehen, der Eigenthümer zu hören.

Verleihungsgesuch.

§ 15. Die Verleihung von Feldern ist bei der Bergbehörde nachzusuchen. Das Verleihungsgesuch muss enthalten:

1. den Namen dessen, für den die Verleihung nachgesucht wird,
2. die Zahl der begehrten Felder,
3. die Lage derselben.

Rechte der Finder und Eigenthümer auf Verleihung von Feldern.

§ 16. Jeder Schürfer, welcher bis zu der im § 14 Absatz 3 vorgesehenen Bekanntmachung einen Fund gemacht und angemeldet hat, hat das Vorrecht, dass ihm innerhalb seines Schürfkreises ein gebührenfreies Feld, welches den Fundpunkt einschliessen muss (Finderfeld), sowie zwei weitere Felder verliehen werden, für welche die gewöhnliche Gebühr — § 24 — zu entrichten ist.

Der Eigenthümer hat das Vorrecht, innerhalb seines in das öffentliche Grubengebiet einbezogenen Eigenthums eine Anzahl von Feldern (Eigenthümerfelder) sich verleihen zu lassen, und zwar

ein Feld für ein Grundstück bis zu fünfzig Hektar, zwei Felder für ein Grundstück von fünfzig Hektar bis zu zweihundert Hektar und ein Feld mehr für weitere je zweihundertundfünfzig Hektar, im Ganzen jedoch nicht mehr als fünfzehn Felder.

Im Falle des Zusammentreffens geht der Anspruch des Finders dem des Eigenthümers vor.

§ 17. Der Finder (§ 16, Absatz 1) hat bei der Anmeldung des Fundes oder spätestens innerhalb vierzehn Tagen nach derselben das Verleihungsgesuch anzubringen, widrigenfalls sein Vorrecht erlischt. Sind die Ansprüche der Finder erledigt, so wird dies von der Bergbehörde öffentlich bekannt gemacht.

Das Verleihungsgesuch des Eigenthümers (§ 16 Absatz 2) muss bei Verlust des Vorrechts spätestens innerhalb vierzehn Tagen nach dieser Bekanntmachung angebracht werden. Die Erledigung der Ansprüche der Eigenthümer ist gleichfalls öffentlich bekannt zu machen.

Rechte Dritter auf Verleihung von Feldern.

§ 18. Nach Erledigung der Ansprüche der Finder und Eigenthümer kann Jeder, welcher im öffentlichen Grubengebiet Bergbau treiben will, sich mit zwei Feldern beleihen lassen. Unter mehreren auf dasselbe Feld gerichteten Verleihungsgesuchen entscheidet der Zeitpunkt der Anbringung bei der Bergbehörde und im Falle gleichzeitigen Eingangs Mangels anderweitiger Vereinbarung das Loos.

Grösse der Felder.

§ 19. Die Ausdehnung eines alluvialen Feldes beträgt fünfzig × fünfzig Meter, diejenige eines Riff-Feldes fünfzig Meter in der Richtung des Riffs und einhundertundfünfzig Meter in der Breite.

Form der Felder.

§ 20. Die Felder sollen, soweit nicht örtliche Verhältnisse eine andere Gestaltung bedingen, die Form eines Rechtecks haben.

Innerhalb der festgesetzten Grenzen geht das Abbaurecht senkrecht bis in die ewige Teufe.

Rechte aus der Verleihung von Feldern.

§ 21. Ueber die Verleihung wird von der Bergbehörde eine Urkunde ertheilt.

Die Verleihung eines Feldes gewährt dem Beliehenen die ausschliessliche Befugniss, die in dem § 12 bezeichneten Mineralien aufzusuchen und zu gewinnen, sowie alle hierzu erforderlichen Vorrichtungen unter und über Tage zu treffen.

Innerhalb der verliehenen Felder darf von Dritten auf die im § 1 bezeichneten Mineralien nicht geschürft werden.

Nebenrechte des Beliehenen.

§ 22. Die im § 11 dem Schürfer gewährte Berechtigung findet auf den Beliehenen entsprechende Anwendung.

Ausserdem hat der Beliehene die Befugniss, im freien Felde, sowie im Felde anderer Beliehener Hülfsbaue anzulegen, sofern letztere die Entwässerung und Lüftung (Wasser- und Wetterlösung) oder den vortheilhafteren Betrieb des Bergwerks, für welches die Anlage gemacht werden soll, bezwecken und der eigene Bergbau des Anderen dadurch weder gestört noch gefährdet, oder aber für allen Schaden, welchen der Hülfsbau dem belasteten Bergwerk zufügt, voller Ersatz geleistet wird.

§ 23. Auf den im § 10 bezeichneten Grundstücken erfolgt die Verleihung eines Feldes, sowie die Gestattung der Anlage eines Hülfsbaues vorbehaltlich der Verpflichtung des Beliehenen für allen Schaden, welcher dem Grundeigenthum durch den Bergwerksbetrieb zugefügt wird, vollständigen Ersatz zu leisten.

Gebühr.

§ 24. Für die Verleihung eines Feldes ist eine Gebühr von monatlich zwanzig Mark, für die Eintragung des Ueberganges auf einen anderen Berechtigten eine einmalige Gebühr von vierzig Mark zu entrichten.

Abgrenzung der verliehenen Felder.

§ 25. Die verliehenen Felder müssen auf Kosten des Beliehenen innerhalb vierzehn Tagen durch Zeichen nach Anweisung der Bergbehörde abgegrenzt werden.

Beginn des Betriebes.

§ 26. Der Beliehene muss mit dem Betrieb innerhalb eines Jahres von dem Tage der Verleihung an beginnen.

Unterbrechung des Betriebes.

§ 27. Der Betrieb darf auf nicht länger als sechs Monate unterbrochen werden.

§ 28. Wird die in den §§ 26 und 27 vorgesehene Frist, sowie eine von der Bergbehörde festzusetzende und auf höchstens sechs Monate zu bemessende Nachfrist von den Berechtigten überschritten, so erklärt die Bergbehörde die Verleihung für erloschen.

Zusammenlegung von Feldern.

§ 29. Mehrere im Zusammenhang stehende Felder, welche jedoch die Anzahl von fünfzehn nicht übersteigen dürfen, können zu einem Gesammtfeld vereinigt werden. Für die Eintragung ist eine Abgabe von vierzig Mark zu zahlen. Der Antheil eines jeden Betheiligten ist genau zu bestimmen. Sind Felder in dieser Weise vereinigt, so genügt es, zur Einhaltung der in §§ 26 bis 28 erwähnten Fristen, wenn nur eines oder einige derselben bearbeitet werden.

Grubenausschüsse.

§ 30. Für jedes öffentliche Grubengebiet wird ein Grubenausschuss gebildet, welcher aus Vertretern der mit Feldern Beliehenen und der Eigenthümer von Grundstücken, welche in dem öffentlichen Grubengebiet belegen sind, bestehen soll.

Die Zusammensetzung des Grubenausschusses und das Verfahren vor demselben wird durch Verfügung des Kaiserlichen Kommissars für das Schutzgebiet bestimmt.

§ 31. Der Grubenausschuss ist verpflichtet, der Bergbehörde sowie dem Kaiserlichen Kommissar für das Schutzgebiet über alle das öffentliche Grubengebiet betreffenden Verhältnisse Aufschluss zu geben.

Vor Festsetzung der Entschädigungen in Gemässheit des § 49 Ziffer 2 ist der Grubenausschuss, wenn ein solcher gebildet ist, gutachtlich zu hören. Imgleichen soll eine vorherige Anhörung desselben erfolgen, wenn für das öffentliche Grubengebiet Verordnungen über die Wasserbenutzung und über Maassregeln zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung erlassen werden.

Rechte des Finders ausserhalb des öffentlichen Grubengebiets.

§ 32. Soweit im Falle des § 14 die Erklärung eines Gebiets zum öffentlichen Grubengebiet nicht erlassen wird, kann der Finder, falls die Abbauwürdigkeit am Fundorte festgestellt ist, die Verleihung von drei Feldern innerhalb seines Schürfkreises beanspruchen. Die §§ 15, 19, 20, 21 Absatz 1 und 2, 22 bis 29 finden Anwendung.

Abbauberechtigung.

§ 33. Unter den gleichen Voraussetzungen kann der Eigenthümer des Grundstücks, unbeschadet der Rechte des Finders (§ 32), beanspruchen, dass ihm eine Abbauberechtigung für sein Grundstück oder einen Theil desselben verliehen werde.

§ 34. Die Abbauberechtigung wird für einen Zeitraum von wenigstens fünf und höchstens zwanzig Jahren verliehen. Nach dem Ablauf der Frist kann die Verleihung erneuert werden.

Der Inhaber einer Abbauberechtigung ist befugt, auf dem ihm verliehenen Gebiet selbst Bergbau zu treiben und anderen Personen den Bergbau zu gestatten.

Für die Verleihung ist jährlich im Voraus eine Gebühr von zehn Mark für das Hektar zu entrichten. An Stelle derselben ist auf Verlangen der Bergbehörde eine jährliche Zahlung von höchstens zwei und einhalb Prozent des Werths der Förderung des letzten Jahres nach dem durch die Bücher oder anderweit nachgewiesenen Betrage zu leisten.

§ 35. Der Abbauberechtigte ist verpflichtet:

1. über die Förderung Buch zu führen;
2. der Bergbehörde jederzeit die Einsicht in die Bücher zu gestatten und die sonst von ihr erforderten Nachweisungen beizubringen;
3. die Fristen der §§ 26 und 27 innezuhalten.

Bei Nichterfüllung der vorstehenden Verpflichtungen kann die Bergbehörde die Verleihung für erloschen erklären.

IV. Gewinnung von anderen Mineralien.

§ 36. Auf andere als die im § 12 bezeichneten Mineralien finden die nachfolgenden Bestimmungen Anwendung.

Grösse der Felder.

§ 37. Wird in einem öffentlichen Schürfgebiet ein Mineral gefunden, welches nicht zu den im § 12 bezeichneten gehört, so kann für jeden solchen Fund die Verleihung eines Feldes bis zur Grösse von zehn Hektar beansprucht werden.

Entdeckung von Mineralien. Verleihung.

§ 38. Wer bei dem Betriebe eines ihm gehörigen Bergwerks oder durch Schürfarbeiten, welche nach Vorschrift der §§ 3 bis 11 unternommen worden sind, ein Mineral auf seiner natürlichen Ablagerung entdeckt, hat als Finder das Vorrecht vor anderen nach dem Zeitpunkt seines Fundes angebrachten Verleihungsgesuchen.

Der Finder muss jedoch innerhalb dreissig Tagen nach Ablauf des Tages der Entdeckung sein Verleihungsgesuch anbringen, widrigenfalls sein Vorrecht erlischt.

§ 39. Im Uebrigen geht das ältere Verleihungsgesuch dem jüngeren vor. Das Alter bestimmt sich nach dem Zeitpunkte der Anbringung bei der Bergbehörde. Im Falle gleichzeitigen Eingangs entscheidet Mangels anderweiter Vereinbarung das Loos.

§ 40. Das Verleihungsgesuch muss enthalten:

1. den Namen dessen, für den die Verleihung nachgesucht wird,
2. die Bezeichnung des Minerals,
3. die Bezeichnung des Fundpunktes,
4. den dem Felde beizulegenden Namen.

Binnen einer von der Bergbehörde zu bestimmenden Frist ist eine den Anforderungen derselben entsprechende Angabe über Lage und Grösse des begehrten Feldes bei Verlust des Anspruchs auf Verleihung nachzubringen.

Dem Felde kann jede beliebige den Bedingungen des § 20 entsprechende Form gegeben werden. Jedoch muss der Fundpunkt stets in das Feld eingeschlossen werden.

§ 41. Die Gültigkeit eines Verleihungsgesuches ist dadurch bedingt, dass das in demselben bezeichnete Mineral an dem gegebenen Fundpunkte (§ 40) auf seiner natürlichen Ablagerung vor Anbringung des Verleihungsgesuches entdeckt worden ist und der Bergbehörde in glaubhafter Weise nachgewiesen wird, und dass ausserdem nicht bessere Rechte Dritter auf den Fund entgegenstehen.

Ob bessere Rechte Dritter vorliegen, hat die Bergbehörde in geeigneter Weise zu ermitteln. Liegt Grund zu einer solchen Annahme vor, so hat die Bergbehörde den Betheiligten Gelegenheit zur Wahrnehmung ihrer Rechte zu geben. Sie kann ihnen hierzu eine Frist oder einen Termin unter Ausschlussandrohung bestimmen.

§ 42. Dritte, welche auf das in der Bekanntmachung bezeichnete Feld oder auf Theile desselben ein besseres Recht zu haben glauben, können dieses Recht, sofern dasselbe nicht bereits in dem Verleihungsverfahren erledigt ist, noch binnen drei Monaten vom Tage der Bekanntmachung bei der Bergbehörde geltend machen. Die Versäumung der Frist hat den Verlust des Rechts zur Folge.

§ 43. Die §§ 21 Absatz 1 und 2, 22 bis 31 finden mit der Maassgabe entsprechende Anwendung, dass die in §§ 26 und 27 bezeichneten Fristen verdoppelt werden und dass die Bestimmung der Bezirke, für welche Grubenausschüsse zu bilden sind, der Bergbehörde vorbehalten bleibt.

V. Gewinnung von Mineralien im Falle gemeinschaftlichen Vorkommens.

Verleihung bei gemeinschaftlichem Vorkommen von Mineralien.

§ 44. Kommen Edelmetalle oder Edelsteine (§ 12) in einem solchen Zusammenhange mit einem anderen Mineral vor, dass die Edelmetalle oder Edelsteine nur bei gemeinschaftlicher Gewinnung mit diesem Mineral abbauwürdig erscheinen, so darf weder die Erklärung des Fundgebietes zum öffentlichen Grubengebiet noch eine Verleihung in Gemässheit der §§ 33 und 34 stattfinden.

Die Verleihung kann in einem solchen Falle für Edelmetalle oder Edelsteine nur in Verbindung mit dem anderen Mineral beantragt werden. War eine Verleihung für das letztere bereits erfolgt, so hat der Beliehene innerhalb seiner Feldesgrenzen das ausschliessliche Recht auf die Verleihung für die Edelmetalle oder Edelsteine. Auf die Verleihung finden die §§ 37 bis 43 Anwendung.

Berechtigung verschiedener Personen innerhalb derselben Feldesgrenzen.

§ 45. Steht die Gewinnung verschiedener Mineralien innerhalb derselben Feldesgrenzen verschiedenen Berechtigten zu, so hat jeder Theil die Befugniss, bei einer planmässigen Gewinnung seines Minerals auch dasjenige des anderen Theiles insoweit mitzugewinnen, als diese Mineralien nach der Entscheidung der Bergbehörde aus bergtechnischen oder bergpolizeilichen Gründen nicht getrennt gewonnen werden können.

Die mitgewonnenen, dem anderen Theile zustehenden Mineralien müssen jedoch dem letzteren auf sein Verlangen gegen Erstattung der Gewinnungs- und Förderungskosten herausgegeben werden.

VI. Antheile Dritter an den Gebühren.

Antheil der Eigenthümer.

§ 46. Soweit Felder auf Grundstücke verliehen worden sind, an welchen Eigenthumsrechte Einzelner bestehen, erhalten die Eigenthümer der Grundstücke die Hälfte der aus solchen Feldern eingehenden Verleihungsgebühren.

Antheil der Häuptlinge.

§ 47. Soweit Felder in Gebieten verliehen worden sind, welche unter einem eingeborenen Häuptling stehen, hat der Häuptling Anspruch auf die Hälfte der aus solchen Feldern eingehenden Verleihungsgebühren. Der Anspruch erstreckt sich jedoch nicht auf die im § 46 bezeichneten Felder.

Die erforderlichen Bestimmungen hinsichtlich der Art der Zahlung, sowie der von den Häuptlingen dafür zu übernehmenden Verpflichtungen werden von dem Kaiserlichen Kommissar

getroffen. Der Kommissar ist, soweit Gebiete, welche unter einem Häuptling stehen, in ein öffentliches Schürfgebiet einbezogen worden sind, befugt, dem Häuptling einen entsprechenden Antheil an den Schürfgebühren, jedoch nicht mehr als die Hälfte derselben zu gewähren.

Antheil der deutschen Kolonialgesellschaft für Südwest-Afrika.

§ 48. Die Einnahmen aus den in dieser Verordnung genannten Gebühren und Abgaben werden, soweit sie nicht nach §§ 46 und 47 an Grundeigentümer oder Häuptlinge abzuliefern sind, zunächst zur Bestreitung der durch die Bergverwaltung entstehenden Kosten verwandt. Sollte sich demnächst ein Ueberschuss der Einnahmen über die Kosten der Bergverwaltung ergeben, so wird dieser Ueberschuss zur Hälfte an die deutsche Kolonialgesellschaft Behufs Verwendung im Interesse des Schutzgebiets abgeliefert.

VII. Bergbehörde.

Befugnisse der Bergbehörde.

§ 49. Es wird eine Bergbehörde eingesetzt, welche unter Oberaufsicht des Kaiserlichen Kommissars die Befolgung der Vorschriften dieser Verordnung zu überwachen hat.

Der Bergbehörde liegt insbesondere ob:

1. über alle im Schutzgebiet erfolgenden Verleihungen nach Maassgabe der von ihr zu treffenden Bestimmungen Register zu führen, deren Einsicht Jedermann freisteht;
2. die nach den §§ 11, 22 und 23 zu leistenden Entschädigungen festzusetzen;
3. alle bei Anwendung dieser Verordnung entstehenden Streitigkeiten zu entscheiden;
4. die Gebühren zu erheben und den nach §§ 46 und 47 Berechtigten ihre Antheile auszuzahlen;
5. die polizeiliche Beaufsichtigung des Bergbaues zu führen.

Beschwerden gegen Entscheidungen der Bergbehörde.

§ 50. Beschwerden gegen Entscheidungen der Bergbehörde sind an den Kaiserlichen Kommissar für das Schutzgebiet zu richten, welcher über dieselben endgültig entscheidet.

Form der Bekanntmachungen.

§ 51. Die öffentlichen Bekanntmachungen der Bergbehörde erfolgen in ortsüblicher Weise und jedenfalls durch Anheftung an die dafür am Amtssitze bestimmte Tafel.

VIII. Strafbestimmungen.

§ 52. Mit Geldstrafe bis zu viertausend Mark oder mit Gefängniss bis zu vier Monaten wird bestraft:

1. wer unbefugt auf die im § 1 dieser Verordnung bezeichneten Gegenstände Schürf- oder Gewinnungsarbeiten treibt;
2. wer unbefugt ein Schürfmerkmal aufstellt;
3. wer die im § 13 dieser Verordnung vorgeschriebene Anzeige von einem Funde unterlässt.

§ 53. Der Schürfer, welcher wider besseres Wissen bei der Bergbehörde die unwahre Anzeige erstattet, dass er Mineralien der im § 12 bezeichneten Art gefunden habe, wird mit Geldstrafe bis zu zweitausend Mark oder mit Gefängniss bis zu drei Monaten bestraft.

IX. Sonderrechte in einzelnen Gebietstheilen.

§ 54. Durch die vorausgehenden Bestimmungen dieser Verordnung werden die auf die Gewinnung von Mineralien der im § 1 bezeichneten Art bestehenden Gerechtsame nicht berührt, welche von der deutschen Kolonialgesellschaft für Südwest-Afrika oder von Dritten vor dem Erlass der Verfügung des stellvertretenden Kaiserlichen Kommissars für das südwest-afrikanische Schutzgebiet vom 19. April 1886 oder, unter Anerkennung der Kaiserlichen Regierung, in der Zeit vom 19. April 1886 bis zur Bekanntmachung der Verordnung vom 25. März 1888, betreffend das Bergwesen und die Gewinnung von Gold und Edelsteinen im südwest-afrikanischen Schutzgebiet (Reichs-Gesetzbl. S. 115), rechtsgültig erworben worden sind.

Streitigkeiten, welche diese Gerechtsame betreffen, werden nach Maassgabe des § 49 Ziffer 3 und § 50 entschieden.

Die im ersten Absatze bezeichneten Berechtigten haben an die Bergbehörde eine nach dem Werthe der jährlichen Förderung von Mineralien (§ 1) zu bemessende Abgabe zu entrichten. Die Höhe der Abgabe wird durch die Behörde festgesetzt, darf jedoch zwei und einhalb Prozent des Werths der jährlichen Förderung nicht übersteigen. Von der Abgabe kann der Berechtigte den Werth der Leistungen in Abzug bringen, welche er dem Häuptling des betreffenden Gebietes auf Grund der Verleihung der Gerechtsame zu machen hat.

§ 55. Die vorausgehenden Bestimmungen dieser Verordnung finden keine Anwendung auf diejenigen Theile des Schutzgebietes, an welchen die deutsche Kolonialgesellschaft für Südwest-Afrika vor Erlass der Verordnung vom 25. März 1888 das Eigenthum erworben hat.

In diesen Gebietstheilen steht es der genannten Gesellschaft oder ihren Rechtsnachfolgern frei, nach ihrem Ermessen Bergbau selbst zu betreiben oder durch andere betreiben zu lassen und die Bedingungen festzusetzen, unter welchen letzteres geschehen soll. Von dem Bergbau sind weder Gebühren noch Abgaben an die Bergbehörde zu entrichten.

§ 56. Die bergpolizeiliche Beaufsichtigung (§ 49 Ziffer 5) erstreckt sich auch auf die Gebietstheile, für welche die im § 54 bezeichneten Gerechtsame bestehen, sowie auf die im § 55 genannten Gebietstheile.

X. Schlussbestimmung.

§ 57. Die Verordnung vom 25. März 1888, betreffend das Bergwesen und die Gewinnung von Gold und Edelsteinen im südwest-afrikanischen Schutzgebiet (Reichs-Gesetzbl. S. 115), wird aufgehoben.

Die gegenwärtige Verordnung tritt mit dem Tage ihrer Veröffentlichung im Reichs-Gesetzblatt in Kraft. Die zur Ausführung derselben erforderlichen Bestimmungen werden von dem Reichskanzler erlassen.

Urkundlich unter Unserer Höchsteigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem Kaiserlichen Insiegel.

Gegeben Berlin, den 15. August 1889. Wilhelm.

(L. S.) Fürst von Bismarck.

Literatur.

Die deutsch-ostafrikanische Kolonie in ihrer Entstehungsgeschichte und wirthschaftlichen Eigenart. Von Karl Peters. 44 S. Zweite Auflage. Berlin, 1889. Verlag von Walther & Apolant. Der Erwerber der deutsch-ostafrikanischen Kolonie hat hier in einer kurzen und knappen Form, sich von allen Ueberschwänglichkeiten fern haltend, ein Bild der dortigen wirthschaftlichen Bedingungen entworfen, welche gewöhnlich ungenau dargestellt worden sind, da diejenigen, welche als Afrikareisende hier ihren Ausgangspunkt nahmen oder ihre Reise beendeten, häufig von Stimmungen ihr Urtheil beeinflussen liessen. Der Nachweis, dass in Ostafrika aber die Grundlagen für eine gedeihliche Wirthschafts-Entwicklung vorhanden sind, ist von um so grösserem Werthe, als die Gegner der ostafrikanischen Kolonisation nicht müde werden, die Nutzlosigkeit und Kostspieligkeit der dortigen kolonialen Anstrengungen im Hinblick auf den Aufstand der Araber zu betonen.

Two Kings of Uganda. By R. P. Ashe. With map and Illustrations. 354 S. London Sampson Low, Marston, Searle & Rivington, publishers, 1889. In Uganda (oder vielmehr Buganda, da b und u häufig phonetisch verwechselt werden, Muganda ein Eingeborener, Baganda der Plural von Muganda und Luganda, die Sprache bedeutet) haben sich bekanntlich nach dem Tod des europäerfreundlichen Königs M'tesa traurige Dinge abgespielt. Mwanga, sein Nachfolger, liess den Bischof Hannington hinrichten und viele Christen auf eine grausame Art tödten, bis er schliesslich abgesetzt, vertrieben und Kiwewa König von Uganda wurde. Aber der Friede dauerte nicht lange; die Araber gewannen die Oberhand, setzten Kiwewa ab und liessen Kalema zum König ernennen, so dass jetzt die Königswürde der Baganda ein Spielball in den Händen dieser schlauen und kühnen Händler geworden ist. Uganda ist besonders für die Engländer von Interesse, da es mitten auf dem Wege von ihrer Interessensphäre nach Wadelai liegt. Der Verfasser hat die Ereignisse zum Theil mit erlebt und schildert sie auf das Anschaulichste, mit aufrichtigem Mitgefühl für diese in Blut und Grauen versunkene Heidenwelt und für das Elend der Sklaven. Er beurtheilt die Deutschen, deren Thätigkeit an der Küste in Uganda grosses Aufsehen erregte, besonders aber die Flottendemonstration, durchaus freundlich, — was ihm vielleicht nicht leicht geworden ist, zumal seine Rückreise nach Saadani erst am Ende des letzten Jahres erfolgte, als der Aufstand in vollen Flammen war — da ihm der humanitäre Zweck der deutschen Kolonialbestrebungen wichtiger ist als sein eigener national-englischer Standpunkt. So schreibt er: „Wenn die armen Inder der Küste durch die Deutschen ruinirt sind und nicht mehr den arabischen Händlern Geld borgen können, wie früher, so kann ein Ausgleich wenigstens in der Thatsache gefunden werden, dass wahrscheinlich dadurch die Macht der Araber für die Sklavenjagden verringert wird; und ich wenigstens, obgleich ich sympathisire mit unseren indischen Bürgern, habe zu viel von den bittern Leiden der Opfer dieser arabischen Sklavenhändler gesehen, als dass ich irgend etwas bedauern sollte, welches wenigstens eine Quelle verstopfen könnte, welche den Arabern bei ihrem unmenschlichen Handel diente."

Neu-Deutschland. Ein Kolonial-Handbüchlein von Joh. Schanz, Dr. phil., 16° 112 S. Mit einer Karte. Leipzig, Verlag von R. Voigtländer. Das Buch bietet in schmuckem, originellem Einband in praktischer und übersichtlicher Form Belehrung, wenn auch etwas oberflächlich, über Geschichte und Geographie von unserem Neu-Deutschland, über die Kolonialgesellschaften und eine weitere Reihe von einschlagenden Punkten. Der Preis von einer Mark für das mit einer vortrefflichen Karte ausgestattete Werkchen ist ein sehr niedriger.

The Shire Highlands (East Central Afrika) as colony and mission. By John Buchanan. 260 S. William Blackwood and Sons, Edinburgh and London 1888. Das Schire-Hochland hat in der letzten Zeit infolge der Bestrebungen der Engländer, dort annektirend vorzugehen, eine grosse Beachtung auch in deutschen kolonialen Kreisen gefunden, obwohl uns vorläufig die dortigen Verhältnisse direkt noch nicht berühren. Aber der Versuch der Engländer, dort Handel zu treiben, Missionsstationen und Plantagen anzulegen, ist für unsere Bestrebungen doch insofern von grosser Bedeutung, als wir in mancher Hinsicht die Engländer willig als Lehrmeister anerkennen und ihnen nacheifern sollten. Es ist, seitdem Livingstone den schon im Mittelalter von den Portugiesen entdeckten Schire wieder auffand, Grosses hier geleistet worden, da alle Elemente durch gewaltige Mittel unterstützt nach dem einen Ziele der Kultivirung des Landes und seiner Einwohner hinarbeiten. Wo noch vor zehn Jahren diejenige Oede war, welche der Engländer so bezeichnend eine „howling wilderness", nennt, erheben sich heute schmucke Missionshäuser und blühende Plantagen, unter denen die des Verfassers einen ersten Rang einnimmt. Eine Reihe von Missionsstationen zieht sich längs der Schire bis zu dem nördlichen Ufer des Nyassa-Sees, Dampfer vermitteln den Verkehr untereinander, und es unterliegt keinem Zweifel, dass ohne die Feindseligkeit der Araber und auch der Portugiesen, welche naturgemäss von den Fortschritten der Engländer in Inner-Afrika eine Beeinträchtigung ihrer Rechte erblicken, sich hier in kürzester Zeit noch grössere Erfolge gezeigt haben würden. Das Buch giebt auch in kurzgefassten Uebersichten ein anschauliches Bild von der langjährigen Thätigkeit der englischen Missionen, welches für den, der nicht die Musse findet, die sehr weitschweifigen Berichte der Missionen selbst zu lesen, von grossem Werthe ist, aber sein Hauptgewicht liegt in dem Nachweis, dass die tropische Agrikultur in grossem Maassstabe selbst noch in einer grossen Entfernung von der Küste, unter den günstigen Bedingungen des Bodens und Klimas mit Vortheil arbeiten kann. Da Buchanan selbst Pflanzer in Zombe ist, haben seine Aussprüche jenen Werth, welcher allem selbst Beobachteten und Erlebten innewohnt.

Die deutschen Kolonien. Beschreibung von Land und Leuten unserer auswärtigen Besitzungen. Nach den neuesten und besten Quellen bearbeitet von Carl Hessler. Mit vier Karten und zahlreichen Abbildungen. 158 S. Verlag von Georg Lang in Metz 1889. Die Schilderungen sind frisch und wohl geeignet, der Jugend die Augen zu öffnen für die Eigenthümlichkeiten der Völker, die zu uns jetzt in naher Beziehung stehen, wohl geeignet, zu zeigen, wie selbst bei „Wilden" der schlummernde Keim des Geisteslebens ins Dasein ringt, geeignet an ihrem Theil zur Förderung und Belebung des erdkundlichen Unterrichts beizutragen. Leider sind die neuesten geographischen Forschungen nicht mit berücksichtigt.

Das Klima des aussertropischen Südafrika mit Berücksichtigung der geographischen und wirthschaftlichen Beziehungen nach klimatischen Provinzen dargestellt von Dr. Karl Dove. Mit 3 Kartenbeilagen. 160 S. Göttingen, Vanderhoek und Ruprechts Verlag 1888. Die Meteorologie ist eine von den Wissenschaften, welche bei unseren kolonialen Bestrebungen noch nicht die Bedeutung erlangt hat, welche ihr nach Fug und Recht gebührt. Was da geleistet worden ist, beschränkt sich auf den Zeitraum weniger Jahre und ist oft kaum ausreichend, ein sicheres Urtheil über die sowohl für den Ackerbauer als Händler so ungeheuer wichtigen klimatischen Verhältnisse zu bilden. Für Südwest-Afrika liegt die Sache insofern günstiger, als dort bereits ein reiches Material gesammelt worden ist, welches nur der ordnenden und sichtenden Hand wartete. Dr. Dove hat mit bedeutendem Fleisse und grosser Sachkenntniss diese Verhältnisse studiert, und ein grundlegendes Werk geschaffen, welches, sollte einmal die Besiedelung des deutschen Schutzgebietes in Angriff genommen werden, dann einen praktischen Werth erhalten wird. Die Westküste wird in einem besonderen Kapitel behandelt und zwar, wie Dove mit Recht hervorhebt, aus einem nationalen Gesichtspunkt. „Seit das Deutsche Reich diese Länder bis zur Kalahari unter seinen Schutz gestellt hat, hat auch das Küstenland eine erhöhte Wichtigkeit gewonnen, und zwar als Hafen- und Durchgangsland nach den von der Natur besser bedachten Gebieten des Innern." Während hier allerdings eine grosse Regenarmuth herrscht, ist die Temperatur wegen der konstanten Seewinde viel kühler. In einer besonderen Abtheilung des Buches werden Betrachtungen über die wirthschaftliche Entwickelungsfähigkeit und Kulturfähigkeit Südafrikas auf Grund klimatischer Bedingungen angestellt, und hier wird mehr dem Ackerbau und der Viehzucht die Aufmerksamkeit zugewendet als den reichen Mineralschätzen. Dove befürwortet wie Dr. Büttner die Anpflanzung der Dattelpalme in der Kalahari wie im deutschen Schutzgebiet, und in der That, der Grundwasserstand, eine genügend hohe Temperatur und vor allem die Trockenheit der Luft lassen die günstigsten Resultate erhoffen. In Neu-Barmen sind Anpflanzungen gemacht und haben gute Erfolge gegeben. „Aber", so führt Dr. Dove aus, „sie müssen zu Hunderttausenden auf Tausenden von Hektaren angebaut werden; das Land ist ja vorhanden. Die Kapitalien der Kolonisationsgesellschaft sind gross genug, um eine vorläufig unverzinste Anlage von Tausenden zu gestatten, denn wir dürfen uns nicht verhehlen, dass die Pflanze erst nach etwa 15 Jahren Früchte trägt (nach meinen Erkundigungen kann man durch Stecklinge Dattelpalmen ziehen, die schon nach 4 Jahren Früchte zeitigen), dann aber wird die Verzinsung um so reichlicher erfolgen, und das Gedeihen unserer Kolonien wird selbst in diesen dürren Ländern dauernd gesichert sein." Dem Buche ist die weiteste Verbreitung in den Kreisen der Kolonialfreunde zu wünschen.

Reise S. M. Schiffes „Albatros" unter Kommando des k. k. Fregatten-Kapitäns Arthur Müldner nach Süd-Amerika, dem Kaplande und West-Afrika 1885—1886. Auf Befehl des k. k. Reichs-Kriegsministeriums, Marine-Sektion, unter Zugrundelegung der Berichte des k. k. Schiffskommandos verfasst von Jerolim Freiherrn von Benka, k. k. Korvetten-Kapitän. Herausgegeben von der Redaktion der „Mittheilungen aus dem Gebiete des Seewesens". Mit einer orientirenden Reiseskizze. 450 S. Pola. Im Kommissions-Verlage bei Carl Gerold's Sohn in Wien 1889. Man kann wohl wünschen, dass wir den österreichischen Veröffentlichungen über die Reisen der Kriegsschiffe etwas ähnliches an die Seite zu stellen haben, wenn man die Reihe von Publikationen betrachtet, welche seit längeren Jahren erschienen und willkommene Ergänzungen zu Konsulatsberichten und dergleichen Material über die politische und wirthschaftliche Entwickelung eines Landes sind. Was bei uns darüber veröffentlicht wird, ist im Grunde nicht der Rede werth, obwohl von den deutschen Schiffskapitänen nicht weniger Beobachtungen gemacht werden, als von den österreichischen. Die Berichte der Kapitäne haben einen Werth, der nicht zu unterschätzen ist, sie sind weniger beeinflusst als die Konsuln, und beobachten mit hinreichender Schärfe, um dem Leser ein hinreichend klares Bild nicht nur der Hafenplätze, welche sie besuchen, sondern auch des ganzen Landes zu geben. Es ist das Verdienst des Verfassers, diese Beweise mit Zuhilfenahme der neuesten Erforschungen zu abgerundeten Monographien herausgebildet zu haben, und obwohl manches kompilatorisch Zusammengetragene anfechtbar ist, so entbehren doch seine absprechenden oder lobenden Urtheile niemals der Begründung. Wer verkennt die Wahrheit der Schlusssätze eines Artikels, „Am Kongo" betitelt, wo in Banana der „Albatros" anlief, wenn es heisst: „Für die Entfaltung und Sesshaftmachung unserer Rasse ist das innerafrikanische Gebiet nun einmal nicht geschaffen; dass aber unsere Rasse nicht nach Afrika zu blicken braucht, wenn der herrliche Boden Europas ihr zu enge oder anderweitig unbequem wird, das ist gewiss Niemandem so klar vor dem geistigen Blicke stehend, wie jenem, der — wie unsere Reisenden der „Albatros" — eben erst vor kurzem die unermesslichen, nur der Besiedelung harrenden, fruchtbaren, produktreichen, unter gemässigtem Klima liegenden Gefilde Südamerikas verlassen hat." Für den, welcher direkt aus Brasilien kommt, ist allerdings das afrikanische Gebiet „poor show".

A visit to Stanley's Rear Guard at Major Barttelot's Camp. By J. R. Werner. With portraits and other illustrations. 337 S. William Blackwood and Sons, Edinburgh and London 1889. Das Buch giebt mehr als der Titel verspricht, es schildert die mehrjährige Thätigkeit eines Ingenieurs auf einem Dampfschiffe des Kongostaates, seine mannigfachen Leiden und wenigen Freuden während dieser aufreibenden, durch allerlei Abenteuer unterbrochenen Beschäftigung. Werner hatte Gelegenheit, oft das Treiben der Araber und insbesondere Tippo Tip's aus nächster Nähe zu betrachten und spricht sich darüber unverholen, mit dem Abscheu eines modernen Menschen, aus. Er verkennt durchaus nicht, wie manche Beamte des Kongostaates es heute zu thun pflegen, die von den Arabern drohende Gefahr, sondern warnt vor allzu grosser Vertrauensseligkeit ihnen gegenüber. Seine Schilderungen machen durchaus den Eindruck des Ungekünstelten

und Wahren und sind deshalb den Freunden der Araber, welche um des schnöden Gewinnes am Elfenbein ein Auge über die Gräuel des Sklavenhandels zudrücken, sehr unbequem gewesen, aber widerlegen hat ihn auch Niemand können. Die Ausstattung des Buches ist eine solche, dass sich unsere Verleger daran ein Vorbild nehmen können.

Reiseskizzen und Tagebuchblätter aus Deutsch-Ostafrika. Von Frieda Freiin von Bülow. 196 S. Berlin 1889. Walther & Apolant. Die Verfasserin schildert in einer anmuthigen Sprache ihre Erlebnisse in Ostafrika während ihres dortigen Aufenthaltes in Diensten des früheren deutschen nationalen Frauenbundes. Es ist eine leichte, angenehme Lektüre und giebt einen anschaulichen Begriff von dem dortigen Leben.

Jahrbuch der Naturwissenschaften. Vierter Jahrgang 1888—1889. Unter Mitwirkung von Fachmännern, herausgegeben von Dr. Max Wildermann. Mit 12 in den Text gedruckten Holzschnitten. 570 S. Herder'sche Verlagshandlung zu Freiburg in Br. Das Jahrbuch hat sich während der drei Jahre seines Bestehens in weitesten Kreisen immer zahlreichere Freunde erworben, da es dem gebildeten Laien eine werthvolle Beihilfe zur Orientirung auf dem ausgedehnten Gebiete der neuern naturwissenschaftlichen Forschung ist. Der neue Jahrgang enthält die hervorragendsten Fortschritte auf dem Gebiete der Physik, Chemie, Angewandte Mechanik, Astronomie, Meteorologie, Zoologie, Botanik, Forst- und Landwirthschaft, Mineralogie und Geologie, Anthropologie und Urgeschichte, Gesundheitspflege, Medizin und Physiologie, Länder- und Völkerkunde, Handel, Industrie und Verkehr. In der letzteren Rubrik werden auch die neuesten Reisen der Afrikaforscher besprochen. Den Schluss des Buches bilden: Berichte über die 61. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Köln. — Mittheilung der Himmelserscheinungen für 1889/90. — Totenbuch. — Alphabetisches Personen- und Sachregister.

Subtropical Cultivations and Climates. By R. C. Haldane. 308 S. William Blackwood and Sons. Edinburgh and London 1886. Die grosse Kolonialausstellung in London, welche die gewaltige Entwickelung der Hilfsmittel der englischen Kolonien dem Publikum vorführte, hatte den tieferblickenden Beobachtern gezeigt, dass der englische Landmann in den Kolonien gewöhnlich den Anbau von ihm bekannten Gewächsen betrieb und häufig die Nutzbarmachung einheimischer Pflanzen vernachlässigte. Es war dies entweder die Folge von Unkenntniss oder Bequemlichkeit, weniger Mangel an Kapital. Auf solche Pflanzen aufmerksam zu machen, die in subtropischen Klimaten mit Erfolg gebaut werden können, ist der Zweck dieses mit grosser Sachkenntniss geschriebenen Buches, welches über die Pflanzungs- und Kultivationsmethoden in den Kolonien schätzbare Aufschlüsse bringt. Es ist nur zu wünschen, dass wir in unserer Literatur auch ein solches handliches Buch besässen, da das grosse Semlersche Werk zu umfangreich und für manchen kleinen Landwirth — z. B. in Brasilien — zu theuer ist. Dem Buche sind Tabellen über die mittleren Jahrestemperaturen der verschiedensten Länder beigegeben, welche natürlich nur einen relativen Werth haben, wie auch der Verfasser richtig anerkannte. Denn wenn es nach der mittleren Jahrestemperatur allein ginge, so könnte die Chinchona, deren Kultur auf Ceylon so erfolgreich betrieben wird, auch in Neu-Seeland angebaut werden.

Deutschlands Kolonien. Kurze Beschreibungen von Land und Leuten unserer aussereuropäischen Besitzungen. Nach den neuesten Quellen bearbeitet von C. Frenzel und G. Wende Mit 44 Abbildungen und je einer Karte der deutschen Kolonien und der Hauptinsel von Samoa, Upolu. Zweite Auflage. 128 S. Hannover. Verlag von Carl Meyer, 1889. Ein für die Jugend empfehlenswerthes Werkchen, welches das ethnologische und geographische Material ganz geschickt verarbeitet hat und dabei recht billig ist.

Deutschlands Beruf in Ostafrika. Von Carl Hager. 40 S. Hannover, Verlag von Carl Meyer, 1889. Eine warm empfundene, kleine Schrift, welche aus Betrachtungen der Vergangenheit Ostafrikas und ihrer noch wenig gewürdigten weltgeschichtlichen Bedeutung heraus den deutschen Kolonien eine grosse Zukunft prophezeit.

Einiges aus Samoa und anderen Inseln der Südsee. Mit ethnographischen Anmerkungen zur Kolonialgeschichte. Von Prof. Bastian. 107 S. Berlin, 1889. Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. Der Altmeister der ethnologischen Forschung hat gelegentlich zu den kolonialen Streitfragen das Wort genommen und immer aus seinem grossen Wissensschatze neue und oft überraschende Thatsachen ans Licht gezogen und in seiner eigenthümlichen Weise mitgetheilt. Der leitende Gedanke in seinen früheren kolonialpolitischen oder kolonialethischen Veröffentlichungen war bisweilen schwer zu erkennen, in dieser aber tritt er ganz klar hervor. Die Misserfolge in unserer Kolonialpolitik schreiben sich aus fehlender Sachkunde in der Kolonialgeschichte der letzten Jahrhunderte, sowie Sachkunde in den ethnischen Verhältnissen der Völker ausserhalb Europas her. Man kann in der That nicht genug betonen, dass zur glücklichen Durchführung der Kolonialpolitik diese beiden Momente von grosser Bedeutung sind, und dass wir hierin den anderen kolonisirenden Nationen noch sehr nachstehen. Bastian weist speziell an Samoa nach, welche Schwierigkeiten es macht, in die Sinnesweise der Bewohner einzudringen und wie leicht Unheil aus der vollkommenen Ausserachtlassung der Anschauungen der Eingeborenen entstehen kann.

Die Vorgänge auf den Samoa-Inseln. Von Wagner, Rechtsanwalt und Notar. Zweite Auflage. 32. S. August 1889. Herausgegeben von der Abtheilung Graudenz der Deutschen Kolonialgesellschaft. Verlag von Jul. Gaebels Buchhandlung (Dr. Saling) in Graudenz. Eine geschichtliche Skizze, welche in objektiver Weise die betrübenden Vorgänge auf den Samoa-Inseln mit besonderer Berücksichtigung der veröffentlichten deutschen amtlichen Aktenstücke schildert.

Da Massaua a Saati. Narrazione della Spedizione Italiana del 1888 in Abissinia. Con 74 Incisioni. Vico Mantegazza. 290 S. Milano, Fratelli Treves, Editori, Decembre 1888. Die Occupirung von Massaua hat bekanntlich den Konflikt mit Abessynien zur Folge gehabt, der jetzt ausgeglichen ist, zur Zeit aber einen grossen Kraftaufwand Italiens in dem ungesunden und heissen Küstenklima nothwendig machte. Das Buch dürfte abgesehen von den vielen ethnographischen Mittheilungen, die für den Fachmann schätzenswerth sind, besonders die militärischen Kreise interessiren. Denn wenn auch bei dem Charakter der Bevölkerung unserer Kolonien eine Machtentwickelung wie die der Italiener in Abessynien nicht nothwendig ist, so sind doch hier eine Anzahl schätzbarer Winke über Einrichtung der Lager, Krankenbaracken, Forts, Eisenbahnen,

Kondensatoren u. s. w. enthalten, welche für die Kriegführung in den Tropen überall benutzt werden können. Ein Appendix enthält das letzte dem italienischen Parlament vorgelegte Grünbuch über die dortigen Verhältnisse und den Briefwechsel zwischen Crispi und Goblet über den sogenannten Zwischenfall von Massana, als die dort Geschäfte treibenden Franzosen die Zahlung einer Steuer verweigerten.

El Dorado. Geschichte der Entdeckungsreisen nach dem Goldlande El Dorado im XVI. und XVII. Jahrhundert, von Ferd. Adalb. Junker von Langegg. 132 S. Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich, 1888. Wenn heute von den früheren Kolonisationsversuchen der Deutschen in den Tropen gesprochen wird, vergisst man gewöhnlich des Unternehmens der Augsburger Welser zu gedenken, welchen Karl V. (1528) das Recht der Besiedelung von Venezuela verlieh. Deutsche waren die kühnen Männer, welche zuerst in das Land eindrangen, weniger um zu kolonisiren als um die Indianer (leider unter allerlei schrecklichen Grausamkeiten) ihres Goldes zu berauben und das in goldenem Glanze erschimmernde märchenhafte Eldorado zu suchen. Das Unternehmen der Welser, welche die Stadt Venezuela gründeten, endete kläglich, schon 1554 wurden den Welsern die Privilegien entzogen, das geträumte Goldland wurde nicht gefunden. Die Provinz war in Folge der Gewaltthaten der Deutschen „infeliz y muy desgraciada", „unglücklich und überaus elend" geworden, wie sie Las Casas, der edle Fürsprecher der Indianer, welcher bekanntlich die Sklaverei der Afrikaner in Anregung brachte, um das Elend der Eingeborenen Amerikas zu mildern, bezeichnete. Den Deutschen folgten andere Nationen, bis endlich durch die Arbeiten Alexander v. Humboldts das mystische Goldland für immer aus den Erdbeschreibungen und Kartenwerken verschwand. Der Anhang zu diesen geschichtlichen Erörterungen, welcher zahlreiche und eingehende geographische, ethnologische, naturgeschichtliche Erläuterungen enthält, ist überaus reichhaltig und belehrend und verdient uneingeschränktes Lob.

Tunis und seine Umgebung. Ethnographische Skizzen von Dr. Hugo Kleist und Albert Freiherr Schrenck von Notzing. 253 S. Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich, 1888. Nordafrika ist, obwohl es für den Reisenden leicht erreichbar ist und eine Fülle des Interessanten und Wissenswerthen darbietet, noch immer wenig besucht. Es liegt dies wohl vor allem darin, dass der Strom der Reisenden in Süditalien halt macht und aus Unkenntniss der Verhältnisse sich vor einer Reise scheut, welche ihm ganz ungeahnte Offenbarungen über den Orient erschliesst. Die beiden Verfasser haben mit kühnem Muthe den Bann gebrochen, mit offenen Augen geschaut und frisch und lebendig geschildert, so dass dieses Buch, obwohl es anspruchslos sein will, sich den früheren Reisewerken über Tunis würdig anreiht.

In ferner Inselwelt. Roman von Christian Benkard. 2 Bände. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Der Inhalt des Buches versetzt den Leser an die korallenumsäumten Gestade der Südsee-Inseln, deren wunderbare Naturschönheiten nach Gerstäcker von keinem Deutschen in gleich hinreissender Weise geschildert wurden. Dort, wo die Tüchtigkeit des Hamburger Kaufmannsstandes dem deutschen Namen schon vor Jahrzehnten einen guten Klang verschafft, arbeitet der Held des Romans muthig und ausdauernd für die Realisirung der deutschen Kolonialbestrebungen und erreicht, allen Widerwärtigkeiten zum Trotz und selbst durch das tragische Geschick der von ihm geliebten tahitischen Königstochter Tanganea nicht aus seiner Bahn gedrängt, sein Ziel: die Errichtung eines deutschen Protektorats auf den westlichen Südsee-Inseln. Das grosse, aktuelle Interesse dieses in deutsch-nationalem Sinne geschriebenen etnographischen Romans kann zur Zeit der gegenwärtigen kriegerischen Ereignisse auf Samoa selbst von den Gegnern der deutschen Kolonialpolitik nicht geleugnet werden, denn ein jedes Kapitel beweist, dass der Verfasser vorurtheilsfrei und aus persönlicher Anschauung und Erfahrung redet.

Dr. **W. Junkers Reisen in Afrika.** Wien und Olmütz, 1889. Verlag von Eduard Hölzel. Unter den neueren Reisewerken wird dieses Buch, welches jetzt in Lieferungen erscheint, immer einen hervorragenden Platz behaupten. Obwohl es in seinen ersten Lieferungen, welche die Reisen im Nilgebiet schildern, manches Bekannte enthält, so ist doch die Darstellungsweise eine so glänzende, dabei aber populäre, dass jeder Leser von der Lektüre Genuss und Belehrung schöpfen wird. Die beigegebenen Karten und Illustrationen sind sehr geschickt ausgewählt und kennzeichnen vortrefflich den Charakter der durchzogenen Landschaften und die Bildung der dort wohnenden Stämme. Die Hefte, welche Junkers Reisen in der früheren Aequatorialprovinz und die Erforschung des Uelle-Problems behandeln, werden aber erst die pièce de résistance dieses Werkes bilden und man sieht mit leicht begreiflichem Interesse der Fortsetzung entgegen.

Die Verwerthung unserer äquatorialen Kolonien in Westafrika. Von Dr. Willy Wolff. Berlin, Druck und Verlag von Georg Reimer, 1889. Ein sehr eigenthümliches Büchlein. Der Verfasser, welcher das äquatoriale Westafrika aus eigener Anschauung kennt, verwahrt sich auf mehreren Seiten mit einem fast komischen Ernst gegen den Vorwurf der Kolonialschwärmerei, als etwas sehr Bedenklichen, von dem er beileibe nichts wissen wolle. Heute wo sich die Begriffe geklärt haben, die Kolonialschwärmerei noch als etwas Gefährliches hinzustellen, geht aber wohl kaum an. Seine Vorschläge sind häufig recht praktischer Natur, wenn er nachweist, dass Rindvieh wie Esel im äquatorialen Westafrika recht wohl gedeihen können, (hoffentlich keine Utopie!) wenn sie besonders gepflegt werden. Er empfiehlt besonders Wegeverbesserung, Bekämpfung des Raubbaues der Neger und die Steigerung der Produktionsfähigkeit des Landes durch ein Prämiensystem der Regierung und der Privatunternehmer.

Indien in Wort und Bild von Emil Schlagintweit. Mit 417 prachtvollen Illustrationen. Zweite bis auf die Neuzeit fortgeführte billige Prachtauflage. In 45 Lieferungen à 50 Pfennige. Verlag von Schmidt & Günther in Leipzig. Dieses berühmte Reisewerk, welches bei seinem Erscheinen in erster Auflage trotz des hohen Preises, geradezu sensationellen Erfolg errang — es wurden circa 8000 Bände abgesetzt — bietet die Verlagshandlung hiermit dem deutschen Volke in einer billigen zweiten Prachtauflage zu dem Preise von nur 50 Pfennigen pro Lieferung, anstatt wie früher 1 Mk. 50 Pfg., vollständig in genau 45 Lieferungen. Die Presse der ganzen Welt hat sich bei der ersten Auflage geradezu enthusiastisch über das grossartige Unternehmen ausgesprochen und ist durch die zweite billige Auflage dem Werke jedenfalls ein noch grösserer Interessenkreis erschlossen. Jedem, der Sinn für fremde Länder und Völker hat, sei hiermit dieses schöne Werk empfohlen. Prospekte versendet die Verlagshandlung von Schmidt & Günther in Leipzig gratis.

Nachtrag.

Dem Bundesrath ist Ende Oktober ein Gesetzentwurf betreffend die Verwendung von Geldmitteln aus Reichsfonds zur Errichtung und Unterhaltung einer Postdampfer-Verbindung mit Ostafrika zugegangen. Nach dem Entwurf wird der Reichskanzler ermächtigt, eine Beihülfe bis zu 900 000 *M* zu bewilligen. Die Fahrten sollen in Zeitabschnitten von längstens vier Wochen stattfinden, (Fahrgeschwindigkeit mindestens 10½ Knoten im Durchschnitt). Die Begründung stützt sich auf die Schwierigkeiten des jetzigen Verkehrs, das Vorgehen der Engländer und Franzosen bei der Errichtung neuer Dampferlinien nach Ostafrika, die Wahrscheinlichkeit einer Entwicklung Ostafrikas nach Beendigung der Unruhen, und das Anwachsen des Postverkehrs. Der Hauptsitz der ostafrikanischen Handelsbeziehungen in Deutschland sei Hamburg. Als Endpunkt ist die Delagoabai anzunehmen, doch kann den Unternehmern Fortführung der Linie bis Port Natal gestattet sein. Als Anlegeplätze in Ostafrika würden die jetzigen Postdampferlinien zu behalten sein, doch dazu die Stationen an der zur deutschen Interessensphäre gehörigen sansibaritischen Küste zu treten haben. In Hamburg hat sich auch bereits ein Konsortium mit 5 Millionen Mark gebildet, um die Linie zu übernehmen.

Ein neues Weissbuch über den Aufstand in Ostafrika ist dem Reichstag Anfang November zugegangen. Dasselbe umfasst den Zeitraum vom 3. April bis 2. November 1889 und bringt 21 Aktenstücke, die schon theilweise in dem Artikel über Ostafrika angeführt sind. Am 23. September war Wissmann in Simbabweni, dessen Häuptling Kingo die französischen Missionen in Schutz genommen hatte und deutschfreundlich war. Die Beschreibung der einzelnen Gefechte ist wenig charakteristisch. Freiherr von Gravenreuth hat vom 29. September einen Bericht eingeschickt, der u. a. die interessante Mittheilung enthält, dass die Strecke Tanga-Tangata eine fortlaufende Kette von gut gehaltenen, reich bevölkerten Schambas und wohl hier der Plantagenbau der zukunftsreichste des ganzen Küstenstriches sei. Lieutenant Schmidt hat von Pangani aus Lewa besucht, dessen Bauten mit Ausnahme des zerstörten Wohnhauses theilweise sogar noch recht gut erhalten sind. Die umliegenden Bewohner baten um die Rückkehr der Weissen, die ihnen reichen Verdienst gebracht hätten. Mit einer auch nur kleinen Besatzung, sei es in Magila oder auf Lewa selbst, würde die Aufnahme der dortigen Arbeit völlig gesichert erscheinen. Ausserdem enthält das Weissbuch noch einige telegraphische Berichte. Nr. 18 ist ein Telegramm Gravenreuths, welches in Berlin am 22. Oktober eingegangen ist: „Ich habe Buschiri, welcher mit 6000 Eingeborenen aus dem Mafitistamm Usaramo verwüstet, von Dar-es-Salaam über Madimola umgangen und sein Lager überrumpelt, wobei drei Massenangriffe der Mafiti blutig zurückgeworfen wurden. Von einer zweiten Abtheilung am Kingani gleichfalls kleine günstige Gefechte. Nehme heute Nacht die Verfolgung der flüchtigen Mafiti auf. Unsererseits 7 Todte und

Verwundete, worunter kein Europäer. gez. Gravenreuth." Das letzte Telegramm rührt von Wissmann her; er meldet in soldatischer Kürze: „Sansibar, den 2. November 1889. Heute an der Küste nach friedlichem Rückmarsch eingetroffen. „Karawanenstrassen sind für den Verkehr offen. Wissmann."

Die Deutsche Pflanzergesellschaft hat beschlossen, in Tanga mit der Anlage einer Pflanzung vorzugehen. Auch die deutsch-ostafrikanische Plantagengesellschaft beschloss in ihrer Sitzung vom 9. November wieder mit der Aufnahme der Kulturarbeiten zu beginnen.

Abgeschlossen am Anfang November 1889.

Register.

A.

B.

C.

D.

E.

Druckfehler - Verzeichniss.

Seite 6 Zeile 5: würden statt wurden.
" 12 " 9: Freretown statt Freetown.
" 12 " 13: " " "
" 14 " 9 von unten: menschlicheren statt menschlichen.

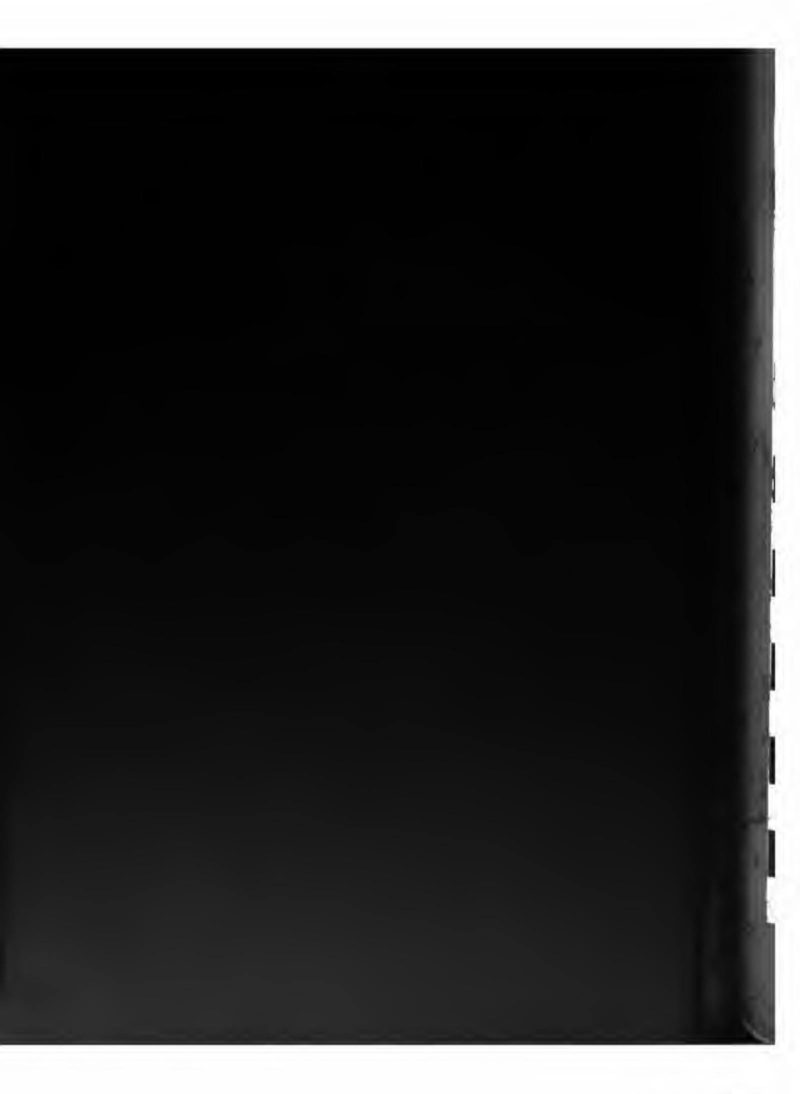
Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.

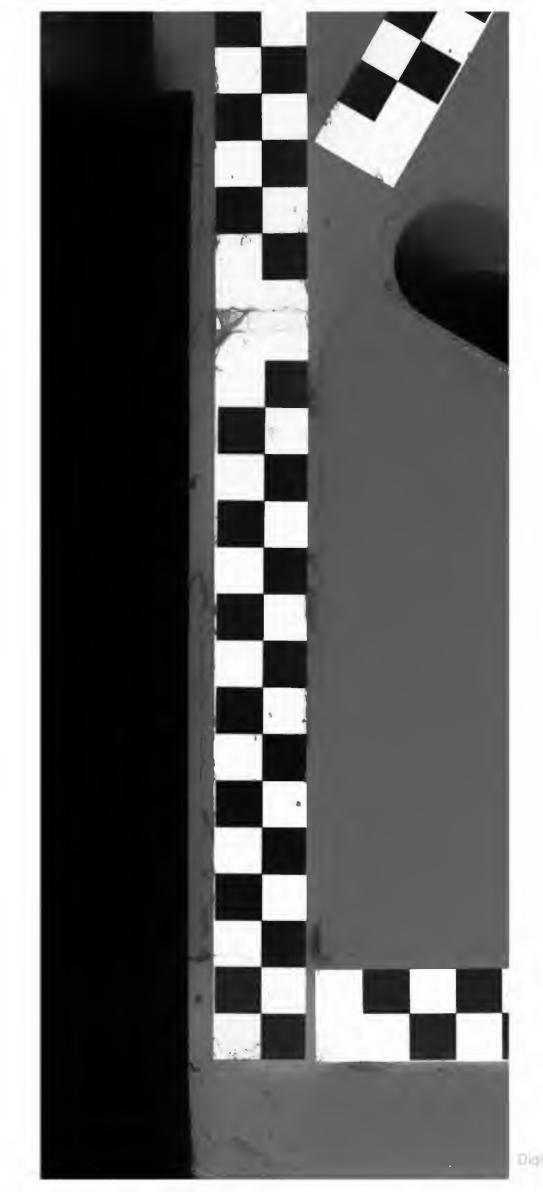

5
4

33










Digitized by Google